

174325

E.S.

16. P.

25. P.







Neue
Bilder-Gallerie

über Gegenstände
der Natur-Völker- und Gewerbskunde

ZUR

angenehmen und lehrreichen Unterhaltung

der Jugend;

VON

LEOPOLD CHIMANI.



mit 145. colorirten Bildern.

Wien

in der Haas'schen Buchhandlung

1816.



Neue
Bilder = Gallerie
über Gegenstände
der
Natur = Völker = und Gewerbskunde.

Ein Geschenk
für die Jugend,
zur
angenehmen und lehrreichen Unterhaltung,
von
Leopold Chimani.

Mit 145 colorirten Bildern.

Wien, 1816.
Im Verlage der Franz Haas'schen Buchhandlung.

I.

E.S.

174325.



V o r r e d e.

Der Herr Verleger, welcher die beygebundenen niedlichen Bilder von einem Künstler erhalten hat, glaubte der Jugend ein nützlicheres Geschenk mit denselben zu machen, wenn er sie mit einem lehrreichen und unterhaltenden Texte begleitet, ihnen in die Hände lieferte, und forderte mich auf, diese Arbeit zu übernehmen.

Da ich weiß, wie anziehend jedes Bild für die Kinder ist, und wie begierig sie die Erklärung derselben lesen, wenn die Phantasie durch die Versinnlichung des dargestellten Gegenstandes beschäftigt ist, so glaubte ich etwas nicht

ganz Unnützes zu thun, wenn ich dieselben commentierte.

Die große Anzahl der abgebildeten Gegenstände erlaubte nicht, jeden umständlich zu beschreiben. Bey der Naturgeschichte hielt ich mich am längsten auf, und aus dem Grunde, weil dieser Gegenstand sehr anziehend für die Kinder ist, und weil ich glaubte, durch fleißigere Bearbeitung desselben in ihnen Lust zu einem systematischen Unterrichte in der Naturgeschichte zu erregen. Daß ich bey jeder Gelegenheit Veranlassung nahm, die Kinder auf die Weisheit des Schöpfers in den erschaffenen Dingen aufmerksam zu machen, darf ich nicht sagen, sondern nur wünschen, daß Aeltern und Lehrer diesen Wink benützen, wenn die Kinder das Buch durchlesen. Bey jedem Natur-Producte führte ich auch den technischen Nutzen desselben umständlicher an, und in dieser Hinsicht allein sollten die Kinder dieselben näher kennen lernen.

Die Gegenstände aus der Völkerkunde fertigte ich kürzer ab. Sie sind ja ohnehin noch

sehr weit von dem Kindesalter entfernt, und welche Nachrichten von denselben sind so unbezweifelt wahr, daß man sie umständlich erzählen soll? Oberflächliche Kenntniß von denselben reicht für dieses Alter hin, so räthlich auch in andern Gegenständen das Gründlichwissen ist; und welche Kenntniß der Erdbeschreibung setzt der Unterricht in der Völkerkunde voraus?

Die Gewerbskunde läßt sich am besten in den Werkstätten der Künstler und Handwerker erlernen, und die besten Abbildungen leisten bey Kindern hierin nicht viel. Darum blieb ich bey den Handwerksgegenständen nur beym Allgemeinen stehen, und wünsche dadurch die Neugierde der Kinder zu erregen, daß sie Gelegenheit suchen, die Künstler und Handwerker in ihren Werkstätten zu besuchen, ihnen bey ihren Arbeiten und Handgriffen zuzusehen, und sich alles von ihnen genauer erklären zu lassen.

Ueberhaupt ist dieses Werkchen nur ein Unterhaltungsbuch für Kinder zur nützlichen Beschäftigung in freyen Stunden, wo auch Aeltern und Lehrer Gelegenheit finden werden, hie

und da dasjenige hinzuzusetzen, was der Raum nicht gestattete, umständlicher anzuführen.

Ich wünsche, daß man in dieser Hinsicht meine Arbeit mit Schonung beurtheile, und freue mich, wenn ich bey den Kindern manche leere Stunde nicht unnütz ausgefüllt habe.

Wien am 15. October 1815.

Der Verfasser.



I n h a l t.

	Seite		Seite
Der Affe.	1	Der Fleischer.	54
Der Apfel.	5	Die Gans.	55
Der Armenier.	7	Die Gurke.	59
Die Armbrust.	8	Der Grönländer.	60
Der Apotheker.	9	Der Grieche.	61
Der Ackeremann.	10	Der Gärtner.	63
Der Bär.	11	Der Gärber.	66
Das Basilicum.	15	Der Hahn.	68
Der Baschkire.	16	Die Hyacinthe.	70
Die Brücke.	17	Der Hottentotte.	71
Der Böttcher.	19	Der Hallore.	73
Der Besenbinder.	20	Der Hufschmid.	75
Das Kamehl.	21	Der Holzhacker.	77
Der Citronen-Baum.	24	Der Iltis.	78
Der Kosaß.	27	Die Johannis-Beeren.	80
Der Chineser.	29	Der Indianer.	80
Der Conditor.	30	Der Japaner.	83
Der Cantor.	32	Der Instrumentenmacher.	85
Der Dach.	32	Der Jäger.	86
Die Distel.	35	Die Kase.	87
Der Deutsche.	35	Der Kirschbaum.	91
Der Dudelsackpfeifer.	36	Der Kalmücke.	99
Der Drechsler.	38	Das Kind.	93
Der Drescher.	39	Der Kesselflicker.	95
Der Esel.	40	Der Korbmacher.	95
Die Eiche.	41	Der Löwe.	96
Der Esquimo.	42	Die Lilie.	101
Der Einsiedler.	43	Der Lappländer.	102
Der Essenlehrer.	44	Der Läufer.	103
Die Eisfahrt.	45	Der Leinweber.	104
Der Fuchs.	46	Der Lichtgießer.	105
Der Feigenbaum.	50	Die Maus.	106
Der Finnländer.	52	Die Melone.	109
Der Franzose.	52	Der Mongole.	110
Der Fischer.	53	Die Mutter.	110

I n h a l t.

	Seite		Seite
Der Müller.	111	Das Schiff.	177
Der Matrose.	113	Der Dieger.	178
Das Nasehorn.	114	Das Tausendschön.	180
Die Nelke.	117	Der Türke.	181
Der Neger.	118	Der Trommelschläger.	184
Der Nachtwächter.	121	Der Tischler.	185
Der Nagelschmied.	122	Der Töpfer.	186
Der Nadelhändler.	123	Der Uhu.	187
Der Ochse.	124	Der Ulmbaum.	190
Der Oleander.	127	Der Ungar. =	190
Der O = Labeiter.	128	Die Urne.	191
Der Ostjake.	130	Der Uhrmacher.	192
Der Orgelbauer.	132	Der Uhrenhändler.	196
Der Ofen = Fabrikant.	134	Der Vielfraß.	196
Das Pferd.	135	Das Berggiftmeinnicht.	199
Der Palmbaum.	142	Der Virginier.	200
Der Pohle.	144	Der Vater.	200
Der Postillion.	144	Der Violinmacher.	203
Die Puzmacherinn.	146	Der Vogelsteller.	205
Der Papiermacher.	147	Der Wolf.	206
Die Quappe.	149	Der Weinstock.	212
Die Quitte.	149	Der Wallach.	215
Der Quäcker.	150	Die Wodjakinn.	216
Der Querpfeifer.	153	Der Windmüller.	217
Der Quirlhändler.	154	Der Wagner.	219
Der Quacksalber.	155	Die Kyris.	220
Das Rennthier.	156	Kantippe.	221
Die Rose.	160	Der Igel.	223
Der Russe.	160	Ynka.	227
Der Ritter.	166	Die Nacht.	228
Der Radmacher.	167	Das Zebra.	228
Der Riemer.	168	Die Zwiebel.	229
Der Storch.	168	Der Zigeuner.	231
Der Samojede.	172	Der Zwerg.	234
Der Siebenbürger.	174	Der Zimmermann.	245
Der Schneider.	175	Der Zinngießer.	236

Der Affe.

Der Affe ist ein munteres, drolliges, aber zugleich zornmüthiges, tückisches und diebisches Thier. Er ist unter allen Thieren dem Menschen an Gestalt am meisten ähnlich. Er geht mehrentheils aufrecht, gebraucht seine Vorderfüße, wie die Menschen ihre Hände, und er geberdet sich oft so, daß man ihn für einen verwilderten Menschen halten könnte. Aber es fehlt ihm die Sprache, und die damit verbundene Fähigkeit, den Verstand zu bilden und zu vervollkommen; ja er zeigt nicht einmal so viel Klugheit als der Elephant, der Hund und das Pferd.

Man kennt jetzt schon über fünfzig verschiedene Gattungen der Affen, die sich an Gestalt merklich, aber auch an der Lebensart von einander unterscheiden. Alle leben nur in heißen Ländern, und bewohnen meistens in großen Gesellschaften die Wälder; sie kommen aber auch, um Früchte zu stehlen, in die Felder und Gärten. Sie halten sich meistens auf den Bäumen auf, die sie mit ihren vier Händen geschickt zu besteigen wissen. Sie fressen allerley Früchte, Obst, Nüsse, Melonen, Getreide, besonders Reis, auch vielerley Blätter. Vogeleyer, Auster und Insecten verzehren sie ebenfalls, sonst aber verabscheuen sie alles Fleisch. In der Gefangenschaft gewöhnen sie sich an allerley Kost, die der Mensch genießt. Sie lieben das Gebäckene sehr, und nehmen Zwieback,

Ruchen und dergl. begierig an. In der Freyheit ist reines Wasser, welches sie mit der hohlen Hand ausschöpfen, ihr gewöhnliches Getränk; die zahmen aber saufen auch gern Milch, Bier, süßen Wein, sogar Brantwein.

Die Affen ahmen alles nach, was sie die Menschen thun sehen, aber diese Nachahmungssucht gereicht ihnen oft zum Verderben, weil sie ohne alle Ueberlegung zu Werke gehen. Ein zahmer Affe sah seinen Herrn oft zu, wie er sich rasirte. Er that es eines Tages, da er allein war, nach, und schnitt sich die Kehle ab. Ein anderer machte sich mit den Pistolen etwas zu thun, die sein Herr oft zur Hand nahm, und schoß sich todt. Ein Affe, der seinen Herren oft Ducaten und blanke Thaler zählen gesehen hatte, gerieth, als er allein im Zimmer war, über die vollen Beutel, zählte das Geld, und warf es stückweise beym Fenster hinaus, welches die Vuben begierig auffingen.

Durch ihre Nachahmungssucht pflegen die Affen auch öfters gefangen zu werden. Wenn man Affen auf einem Baume bemerkt, so ziehen die Indianer vor den Augen derselben ihre Stiefel etliche Mahle aus und wieder an. Sie stellen kleine, inwendig mit Pech bestrichene Stiefeln unter den Baum, und gehen fort. Die Affen kommen herab, und ziehen sie an; sie kleben ihnen aber so fest an den Füßen, daß sie dieselben nicht mehr wegbringen können. Nun wird den Affen bange; sie wollen entfliehen, und auf den Baum klettern; aber beides geht mit den Stiefeln an Füßen nicht an. Da kommen nun die Indianer herbey, und fangen sie lebendig.

Ein anderes Mahl waschen sich die Indianer vor ihren Augen mit reinem Wasser, und lassen unter dem Baume Gefäße mit Leimwasser zurück. Die Affen



Affe.



Apfel.



Armenier.



Armbrust.



Apotheker.



Ackersmann.



steigen herab, und ahmen das Waschen nach. Aber das Leimwasser verkleistert ihnen die Augen, und sie tappen im Dunkeln herum, bis sie von den Indianern ergriffen werden.

Wenn die Affen jung gefangen werden, so lassen sie sich zähmen, und zu verschiedenen Sachen abrichten, aber sie sind auch in der Gefangenschaft tückisch und rachgierig, und der Stock muß sie oft zurecht weisen. Von solchen zahmen Affen erzählt man verschiedene drollige Anekdoten.

In Paris sah der berühmte Naturforscher, Buffon im Jahre 1740 einen Affen, (Schimpanse) der sanft und folgsam, zugleich sehr ernsthaft war. Wenn man ihn besuchte, so reichte er einem brüderlich die Hand, ging gravitatisch mit der Gesellschaft, als wäre er ihres gleichen, im Zimmer auf und ab, und begleitete jene, welche fortgingen, höflich bis an die Thür. Bescheiden nähete er sich Unbekannten, ließ sich von ihnen gerne liebkosen, und beleidigte kein Kind. Er trank mit seinen Gästen Milch, Thee und süße Weine. Er schenkte sich selbst ein Glas Wein ein, stieß vertraulich mit seinem Nachbar an, bediente sich bey Tische des Messers, der Gabel und der Serviette, und wußte seinen Thee mit Milch gar ordentlich einzuschwenken, und Zucker hinzuzuthun.

Von den zwey Affen, die Herr La Brosse hatte, wurde einer krank, und es mußte ihm zweymahl zur Ader gelassen werden. So oft ihm hernach etwas fehlte, reichte er den Arm hin. Herr Guat sah in Java einen zahmen Affen, der wie ein Mensch zu Bette ging. Er deckte sich ordentlich zu, band sich, wenn er unpaß war, ein Schnupftuch um den Kopf, und lag mit allem Ernste eines Patienten im Bette.

Der Prinz von Oranien hatte einen Affen von einer andern Gattung (Orangutang). Er aß von allem, was man ihm gab, nachdem er es erst sehr aufmerksam gekostet hatte, besonders aber schmeckten ihm Braten und Fische. Er schenkte sich Wein und Wasser selbst ein, bediente sich einer Serviette und eines Zahnstochers und legte sich wie ein Mensch zu Bette. Er war auf alles sehr aufmerksam, und suchte nachzuahmen, was er andere thun sah. Kaum hatte er einmahl gesehen, wie der Wärter das Vorlegeschloß seines Halsbandes mit dem Schlüssel öffnete, so versuchte er mit einem Stücke Holz das Nähmliche zu thun. Er verstand Knoten aufzulösen, Stiefeln abzubürsten, Schnallen aufzumachen, und als ein reinliches Thier wischte er seinen Harn im Zimmer eben so sorgfältig weg, als er seinen Schrank in seinem Gemache abstäubte.

Ein Affe, (Pavian) lag eines Tages im Zimmer seines Herren, der an innerlichen Geschwüren krank war, gleich hinter dem Pudel auf einem Kissen. Der Pudel führte sich unartig auf, und belästigte den Affen oft durch einen üblen Geruch. Anfangs sprang er auf, wenn seine Nase getroffen war, ging im Zimmer herum, und kam wieder zu seiner Lagerstätte. Endlich wurde er aber der stinkenden Windmacherey müde, und suchte einen Holzsplitter, mit dem er bey der nächsten Unart des Hundes die Quelle des üblen Geruches zu verstopfen sich bemühte. Ueberlaut mußte der Kranke darüber lachen. Die Erschütterung bewirkte ein glückliches Bersten des Geschwüres, und er wurde sehr bald wieder ganz hergestellt.

Die Lovando, eine Gattung Affen sind unverschämte Räuber. Sie gehen, wie die Paviane in großen Gesellschaften in die Obstgärten, Weinberge und Fel-

der, um sie zu plündern. Sie stellen sich in einer langen Linie in einiger Entfernung von einander auf. Jeder wirft nun den ihm Zunächststehenden die Frucht, die er von seinem Nachbar empfangen hat, zu, und so ist die Weinlese, die Ernte in Melonen-Gärten, Reisfeldern und auf den Obstbäumen bald geendigt, und der Vorrath an Ort und Stelle gebracht. Rings herum halten einige Wache; nähert sich eine Gefahr, so schreyt die Schildwache laut auf, und alles ergreift die Flucht. Ein tiefes Stillschweigen herrscht bey diesen Plünderungen; wagt ein plauderhaftes Junges, sie dabey zu unterbrechen, so bekommt es Ohrfeigen. Auch jene werden hart bestraft, die als Schildwache nicht ihre Schuldigkeit thun.

Diese Affen werden in Aegypten zuweilen als Kettenhunde gebraucht. Wenn man sie als zahm im Hause hält, so spielen sie gern mit Kindern. Oft hat schon ein solcher Affe ein Kind aus der Wiege genommen, es geherzt und liebkoset, und ist mit ihm auf das höchste Dach geklettert. Man stelle sich dabey die Angst der Ältern des Kindes vor. Sie müssen dabey stillschweigen, und dem Affen gute Worte geben. Denn drohen sie ihm, so wirft er das Kind weg, und ergreift schleunigst die Flucht.

Der Apfel.

Der Apfel ist eine sehr schöne, wohlschmeckende und gesunde Frucht, welche man theils roh, theils gekocht, gebraten, gebacken, gedörret, oder sonst auf mancherley Art zubereitet, genießt. Man bereitet auch aus den gemeinsten Äpfeln den Cider oder Apfelwein, der besonders im Lande ob der Enns den schwer arbeitenden Leuten ein stärkender Labetrunk ist.

Wie herrlich äußert sich die Allmacht Gottes in die-

fer schönen Frucht, und wie selten erinnern wir uns bey dem Genuße derselben daran. Der rohe Apfelbaum, nur durch Blätter und Rinde dem Scheine nach von andern Bäumen unterschieden, hat die bewunderungswürdige Kraft in sich, aus der kleinen Blüthe den herrlichen Apfel, ohne menschliches Zuthun, bloß durch Mitwirkung des Regens und Sonnenscheins hervorzubringen. Und dieses thut er alle Jahre zur bestimmten Zeit, er trägt bald viele, bald weniger Früchte, je nachdem die Bitterung ihm mehr oder weniger günstig ist. Sind wohl alle Menschen, mit allem ihren Wissen und Kräften vereinigt, im Stande, so eine herrliche Frucht hervorzubringen, welche der sinnlose Baum von Holz alljährlich liefert? Und nie liefert er eine andere Frucht als nur Apfel. Welche Kräfte müssen in ihm wirken? Wer hat ihm dieselben so weise verliehen? Wir wissen es nicht einmahl genau, wie er allmählig aus der Blüthe diese herrliche Frucht hervorbringt, aber reifen sehen wir sie alle Jahre.

Alles, was die Menschen zur Gewinnung dieser herrlichen Frucht beybringen, ist, daß sie den Apfelbaum veredelt haben. Die wohlgeschmackten Apfel, die wir so gern essen, reiften nicht immer hier zu Lande; sie stammen aus einem milderen Clima her. Bey uns wuchs der Apfelbaum nur wild, und trug die sauren Holzäpfel. Solche Apfelbäume treffen wir noch in Wäldern an. Die Menschen lernten nach vielen Versuchen die wilden Apfelbäume mit Zweigen von edlerer Frucht zu pflropfen und zu oculieren.

Jetzt verstehen die Baumgärtner sehr gut, edlere Apfelbäume zu ziehen. Entweder graben sie in Wäldern wilde Apfelbäume (Wildlinge) aus, versetzen sie in ihre Gärten, pflropfen und oculieren sie mit edlen Zweigen, oder sie säen Apfelkerne, (gleichviel von welchen Sorten,

und ob von wilden oder veredelten Früchten) im Herbst oder zeitig im Frühjahr auf ein Gartenbeet in Reihen, oder sie stecken zerschnittene Apfelstücke mit den Kernen, ungefähr einen Zoll tief in die Erde. Aus den Kernen erwächst ein junges Stämmchen. Dieses verpflanzen sie im zweyten oder dritten Jahre in die Baumschule, entweder im Herbst, oder bey gelindem Winter im Februar und März. Wenn diese nun die gehörige Größe erlangt haben, werden sie durch Pfropfen und Oculieren veredelt, und tragen in einigen Jahren oft auch früher die herrlichsten Äpfel. Der Gärtner muß dem Baume durch Beschneiden der überflüssigen Zweige, durch Reinigung von Raupennestern zu Hülfe kommen, und ihn vor allem Schaden zu bewahren suchen.

Der Armenier.

Die Armenier haben sich im ganzen Türkischen Reich und in Vorderasien ausgebreitet. Ihr ursprüngliches Vaterland ist Armenien, ein schon in den ältesten Zeiten bekanntes, sehr großes und ungemein fruchtbares Land in Asien, welches heut zu Tage unter Türkischer und Persischer Oberherrschaft steht. Es ist um und um mit Bergen umgeben. In dem Mittelpuncte einer weit ausgedehnten Ebene erhebt sich der merkwürdige Berg Ararat. Er hat die Form eines Zuckerhutes, obgleich er in zwey Spitzen gespalten ist, deren höchste das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt ist. Dieser Berg, zu dessen Gipfel noch niemand gelangt ist, wird von den Armeniern in hohen Ehren gehalten, weil sie glauben, daß auf demselben die Arche Noahs sich niedergelassen habe, und noch bis jetzt unter dem Schnee verborgen liege: sie küssen daher sogleich die Erde, wenn sie denselben erblicken.

Die Armenier sind Christen, einige der römisch-katholischen Kirche zugethan, die meisten aber sind von dieser sowohl, als auch von der griechischen Kirche durch eigene Religionsmeinungen getrennt. Jene, welche im Morgenlande zerstreut leben, treiben vorzüglich Handel und auch Gewerbe. Sie haben den Ruf fleißiger und ordentlicher Leute. Auch in Siebenbürgen, Galizien und in andern Ländern Europens trifft man Armenier an.

Armbrust.

Die Armbrust ist jetzt nur mehr ein Spielzeug der Kinder, mit dem sie nach einem Ziele schießen. Durch das Loslassen der stark gespannten Sehne wird das Hölzchen oder der Pfeil, der am Schaft liegt, mit Gewalt fortgeschleudert, und fliegt sehr weit.

Vor Erfindung des Schießpulvers, ehe man noch Feuergewehre hatte, war die Armbrust eine Waffe im Kriege und auf der Jagd. In den Rüstkammern werden noch solche Armbrüste als Seltenheiten vorgezeigt. Sie bestanden mehrentheils aus einem stählernen Bogen, der an einem hölzernen Schaft befestiget, und mit einer Schnur bespannt ist. Die alten Ritter stellten auch zur Lust Armbrustschießen an, wo sie in großen Gesellschaften nach dem Ziele schossen. Wer dasselbe am besten traf, erhielt einen ehrenvollen Preis.

Das älteste Geschöß, dessen man sich auf der Jagd zur Erlegung der Thiere in der Entfernung bediente, war der Bogen. Er bestand entweder aus Holz oder er war von Horn, und hatte eine Sehne, womit der Bogen gespannt, und der Pfeil abgeschossen wurde. Die heidnischen Alten hielten dieses Werkzeug für so wichtig, daß sie die Erfindung desselben dem Gotte Apollo zu-

schrieben. Der Gebrauch des Bogens auf der Jagd und im Kriege ist uralt; denn schon in den Büchern Moses wird Erwähnung gemacht, daß Ismael ein Bogenschütze war, auch wird im Buche Hiob der Bogenschützen, die nach einem vorgesteckten Ziele schießen, gedacht. Der Bogen wurde nach und nach verbessert, und so entstand die Armbrust. Wilde Völker bedienen sich noch des Bogens auf der Jagd und gegen ihre Feinde. Unter den leichten Russischen Reitern gibt es noch jetzt Baschkiren und Kalmücken, welche mit Bogen und Pfeilen bewaffnet sind, und den Feinden großen Schaden mit denselben zufügen.

Der Apotheker.

Der Apotheker bereitet die Arzeneien nach der Vorschrift der Ärzte. Er muß ein emsiger und wohlunterrichteter Mann seyn, und durch seine Genauigkeit in Bereitung der Arzeneien Zutrauen verdienen. Er ist Tag und Nacht gegenwärtig, um die vorgeschriebenen Arzeneien zu bereiten.

Er muß genau alle Kräuter, Wurzeln, Blüthen, Salze, Harze und andere Spezereien, die bey Heilung der Kranken verwendet werden, kennen, und verstehen, aus denselben heilsame Wässer, Dehle, Säfte, Musse u. d. gl. zu ziehen, und sie zu den Arzeneien vorbereiten. Dieses alles erfordert vieles Studieren und eine lange Übung. Er darf seine Kunst nicht ausüben, bis er nicht über seine Fähigkeiten strenge geprüft ist, und vor sachverständigen Ärzten und Chemikern Proben seiner Geschicklichkeit abgelegt hat.

Von je her hat man auf Bereitung der Arzeneien viele Sorge verwendet. In den ältesten Zeiten bereiteten die Ärzte ihre Arzeneien selbst, wie es noch heut zu

Tage viele Wundärzte in den Dörfern zu thun pflegen; die Kräuter und andern Materialien dazu sammelten sie, oder ließen sie durch ihre Leute in ihrer Gegend sammeln. Da aber in der Folge die heilsamen Wirkungen ausländischer Kräuter, Harze, Wurzeln und dergleichen bekannt wurden, so fanden sich bald Leute, welche sie herbeybrachten, und damit handelten. Diese fingen dann an, selbst Arzeneyen daraus, unter Aufsicht der Ärzte, zu bereiten, welches schon im ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt geschah. Indessen blieb doch die Gewohnheit, daß die Ärzte die Arzeneyen selbst bereiteten, oder durch Diener, die sie hielten, und dazu abrichteten, bereiten ließen, noch viele Jahrhunderte hindurch.

Erst im eilften Jahrhunderte haben die Ärzte in Afrika den Anfang gemacht, die Arzeneyen nach ihren Vorschriften durch besondere Künstler verfertigen zu lassen. Von da aus verbreitete sich diese Gewohnheit nach Spanien, Italien, und in das übrige Europa, so daß jetzt in jedem Städtchen ein Arzeneybereiter (Apotheker) sich befindet.

Der Ackersmann.

Das Geschäft des Landmannes muß uns in jeder Rücksicht ehrwürdig seyn; er gewinnt durch seinen Fleiß die uns unentbehrlichste Nahrung, das Getreide, aus welchem Mehl zu Speisen und zu Brot bereitet wird, und er zieht das Vieh, dessen Fleisch wir essen.

Er düngt den Acker, reißt die Erde mit dem Pfluge auf, und wiederhohlet diese Arbeit, bis die Erde fett und locker ist. Er egget mit der Egge, und säet den Samen. Wenn der Same einmahl in der Erde liegt, so kann der Landmann nichts mehr zur Gewinnung einer ergiebigen Ernte beytragen, als daß er das Unkraut aus-





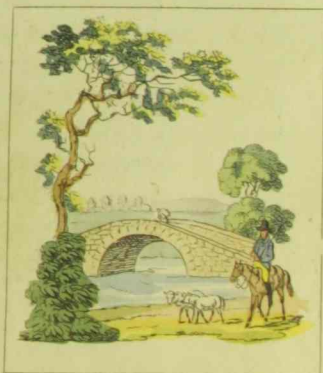
Bär.



Basilicum.



Baschire.



Brücke.



Böttcher.



Besenbinder.

jätet und den Acker vor aller Beschädigung verwahret. Er erwartet von der göttlichen Vorsehung Regen, Sonnenschein und Gedeihen, und geht, wenn die Feldfrüchte reif sind, mit dankbarem Herzen zur Ernte.

Er schneidet die dürren Halme mit der Sichel ab, oder mähet sie mit der Sense. Das Getreide wird dann in Garben gebunden, in Mandeln aufgeschichtet, und endlich in die Scheune geführt, wo es gedroschen wird. Die Körner kommen dann in die Mühle, wo sie zu Mehl vermahlen werden.

Der Landmann hält auch die nöthige Anzahl Vieh, theils um den Dünger für seine Acker zu gewinnen, theils auch um es als Schlachtvieh zu verkaufen. Der Fleischauger (Metzger), erhält von ihm gemästete Ochsen, Kälber, Lämmer, Schafe, Schweine, in die Küche liefert der Landmann Eier, Hühnchen, Gänse, Enten, Kapunen, Truthähne, Tauben u. d. gl.

Die Arbeiten des Landmannes erfordern auch Nachdenken, großen Fleiß und die strengste Ordnung. Er verdient wohl eine größere Achtung, als ihm manche unbedachtsame junge Städter erweisen, die ihn wegen seines linkischen Betragens verlachen. Hohe und Niedere genießen die Früchte seines Fleißes. Wenn er nicht wäre, müßten sie hungern, oder selbst das Feld bebauen. Jene Länder hält man für die glücklichsten, in welchen der Feldbau am besten betrieben wird.

Der Bär.

Der braune Landbär lebt einsam in großen Wäldern, und fast in allen Theilen der Erde, die heißesten Länder ausgenommen. Er geht oft aufrecht auf zwey Füßen, und seine Fahrte hat viel Ähnlichkeit mit dem Fußstritte eines Menschen, der baarfuß geht. Den Win-

ter bringt er in Berghöhlen zu, und bewegt sich fast nicht von der Stelle, ohne deswegen, wie z. B. das Murmelthier einen Winterschlaf zu haben. Er hat sich schon früher einen kleinen Wintervorrath an Eicheln, Knochen von Thieren, wildem Obste u. dgl. zusammen getragen, von welchem er täglich etwas Weniges genießt. Dick und fett kommt er gewöhnlich in sein Winterlager, aber er verläßt es im Frühjahr als ein ausgehungertes Gerippe. Dann frist er auch alles, was er findet, er greift Thiere an, sucht die Bienenstöcke in den hohlen Bäumen auf, frist ihr Honig, durchwühlt die Ameisenhaufen, hohlt Fische aus dem Wasser, und gräbt im Nothfalle Wurzeln zu seiner Nahrung aus.

Ein Schlag mit seiner Tase ist hinreichend ein Thier niederzuschlagen, und er saugt erst das Blut aus, ehe er das Fleisch verzehrt. Was er in einer Mahlzeit nicht auffressen kann, vergräbt er, bis er wieder Appetit bekommt. Er greift die Thiere, wenn sie schlafen, mit vieler List an, oder er lauert auf einem Baume seinem Raube auf, stürzt unversehens herab, beißt ihm in's Genick, schlägt die scharfen Klauen ein, und überwältigt so Hirschen, Pferde und Ochsen. Ohne große Anstrengung schleppt er mit seinen Tassen, deren er sich überhaupt mehr als seiner Zähne zur Gegenwehr bedient, ein Pferd fort, und reißt im mit denselben alles Fleisch bis auf die Knochen weg.

Den Menschen fällt der braune Bär nur an, wenn er gereizt wird. So wie er auf den Hinterfüßen gehen, so kann er auch auf allen Vieren ziemlich schnell laufen. Er klettert mit Leichtigkeit auf die höchsten Bäume, und schwimmt gut, wenn es nicht lange dauert. Er leert oft alles reife Obst von den Bäumen, und plündert die Weinberge. So geschickt er aber auf den Baum hinaufkommt,

so wird ihm doch das Herabsteigen beschwerlich. Entweder steigt er mit vieler Behuthsamkeit rücklings herab, oder er nimmt den Kopf zwischen die Bordertaschen, und fällt wie ein plumper Sack auf die Erde.

Wenn man die Bären ganz jung, in den ersten sechs Monathen fängt, so lassen sie sich zähmen. Man zieht sie dann mit Brot und Wasser, worunter etwas Honig und Bier gemischt ist, auf. Fleisch, besonders rohes, darf man ihnen nicht geben, und überhaupt ihnen nie recht trauen, weil sie leicht wild werden, und Schaden thun können. Ein fester Käfig, oder die Kette und ein Ring durch die Nasenhaut ist immer nöthig. Der schon längst gezähmte Bär wird wild, wenn man ihn auf die Nase schlägt. Die Pohlen richten öfters die Bären ab, und lehren ihnen Trommelschlagen, Complimente und Purzelbäume machen, Tanzen, Almosen mit dem Hute sammeln, die Teller wechseln u. dgl.

Man fängt den Bären auf verschiedene Art. Am gefahrlosesten ist es, wenn man ihn mit Branntwein, den man auf Honig in Baumstämmen gießt, berauscht. Zu schießen ist er am leichtesten, wenn er gerade, neugierig horchend, auf den Hintertaschen steht. Fehlt man aber, so rennt er auf den ungeschickten Schützen los, umarmt und erdrückt ihn. Gewöhnlich sind aber auf der Bärenjagd mehrere geübte Schützen bereit, so daß er sogleich von einem andern zu Boden gestreckt wird, wenn ihm der erste im Schusse gefehlt hat. Gelangt aber der Bär zu der schrecklichen Umarmung, so zieht der Jäger schnell sein Weidmesser aus dem Stiefel, und schließt ihm den Bauch auf. Die Völker des Nordens wenden verschiedene Kunstgriffe an, um den Bären zu erlegen. Oft nimmt es in Kamtschatka Ein Mann allein mit einem Bären auf. Er geht auf ihn los, und stoßt ihm ein spitziges Eisen in

den Nachen, wie der Bär denselben gegen seinen Feind aufsperrt. Diese Kühne Unternehmung, wenn sie gelingt, bringt große Ehre. Der Sieger ladet alle Nachbarn auf einen Bärenbraten in seine Hütte ein, welche mit den Knochen des erlegten Thieres geschmückt wird.

Der Bär hat zu seiner Höhle gewöhnlich nur einen freyen Eingang. In denselben legen die Jäger, wenn der Bär in der Höhle ist, Holzscheite. Der dumme Bär hohlt sie so weit hinein, bis er sich nicht mehr wenden kann, und eingesperrt ist. Dann graben sie von oben hinab in die Höhle, und erlegen das Thier.

Manchmahl sucht ein handfester und gewandter Bärenjäger denselben im dichten Walde auf, und wirft ihm von ferne einen Stein auf den Kopf. Brummend sucht der Bär den Stein zu fassen, um ihn nach seinem Gegner zu werfen. Dieser steigt schnell auf einen Baum, der ergrimmete Bär ihm nach. So wie sich der Bär dem Jäger nähert, haut er ihm die Laken, eine nach der andern ab, daß er hinabstürzen muß, und nicht mehr entfliehen kann.

Man fängt den Bären auch noch mit Schlingen, Fallen, Fußangeln, und mit einem Bogen, an welchem ein Feuergewehr angebracht ist. Man legt ihm rohes Fleisch als Lockspeise hin. Wie er an diesem zerrt und frisst, geht das Gewehr los, und der Bär schießt sich todt, oder wird schwer verwundet. Wenn er auf Fußangeln tritt, so geräth er durch diese Verwundung in heftigen Zorn, und schlägt in seiner Dummheit wüthend gegen die Erde, bis alle vier Laken angenagelt sind.

Man legt ihm auch Schlingen, an welchen ein großer und schwerer Klotz angehängt ist. So wie der Bär gravitatisch fortschreitet, so zieht er die Schlinge zu; und da er nun im Fortgehen bemerkt, daß ihn der Klotz hin-

bert, so geht er mit wüthendem Zorne an einen Berg, und stürzt den Klotz hinab. Natürlich reißt ihn dieser mit hinunter. Ist er durch diesen Fall nicht gleich todt, so wiederholt es das einfältige Thier so lange, bis es ganz zerschellt liegen bleibt.

Die Bärenjagd verlohnt sich auch der Mühe. Das Fleisch riecht zwar nicht gut, doch essen es die Nordländer allgemein, und schätzen vorzüglich den Kopf, die Zunge und die Schinken. Die Barentagen sind ein Leckerbissen auf den Tafeln der Großen. Das Fett ist trefflich und wird in der Küche und zu Arzeneien verwendet. Die Haut ist ein vorzüglich gutes, höchst dauerhaftes Pelzwerk. Sie war das Bett der alten Deutschen. Daher kommt der Name *B ä r e n h ä u t e r*, der bekannte Schimpfnahme des Faulen, dem seine Bärenhaut über alles ging.

Basilicum.

Basilien, Basilien = Kraut, dieses bekannte Gewächs, welches alle Gärten und in Töpfen Zimmer und Fenster ziert, liebt man sehr wegen des Wohlgeruches. Gewöhnlich nennt man es Basilicum. Es gibt vielleicht keine Pflanze in der Natur die an Größe und Wuchs, an Gestalt und Farbe der Blätter verschiedener ist.

Das Basilien = Kraut ist ein Persisches und Ostindisches Gewächs, das auf unsern Boden verpflanzt worden ist. Es liebt die Wärme, und dauert nur Einen Sommer. Man säet den Samen im Frühjahre zeitig in Töpfe, oder in ein Mistbeet, und versetzt die jungen Pflänzchen, entweder in ein samenreiches Gartenbeet, oder einzeln in Töpfe. Im freyen Lande werden sie zwar größer und schöner, bringen aber selten reifen Samen.

Dieses Kraut hat einen sehr angenehmen, lieblichgewürzhaften Geruch und Geschmack, und eine nervenstärkende Kraft. Als Pulver statt des Schnupftabacks gebraucht, befördert es den Ausfluß des Schleimes. Im Kraute selbst befindet sich eine Menge Dehl. Man braucht es auch um Speisen, Würste u. d. gl. zu würzen, und auf diese Art könnte es uns manches theure ausländische Gewürz ersetzen.

Baschkire.

Die Baschkiren oder Baschkurt sind ein rohes und ungebildetes Volk, nicht aber ohne guten Anlagen, in Rußland. Sie wohnen im Drenburgischen Gouvernement am südlichsten Theil des Ural-Gebirges in einer fruchtbaren Ebene, in welcher schöne Wälder und fischreiche Seen sich befinden. Der Baschkire ist herzhaft, muthig und ein geübter Jäger. Sie leben im Sommer unter einem, auf vier Stangen aufgespannten Filz, bald in dieser, bald in jener Gegend, im Winter in Dörfern. Ihre Häuser sind so klein, daß man kaum aufrecht darin stehen, und die Thür ist so niedrig, daß man nicht anders als auf den Knien hinein kriechen kann.

Ihr Hauptgewerbe ist Jagd, Vieh- und Bienenzucht, und sie ziehen mit ihren Herden im Sommer dorthin, wo sie am meisten Nahrung finden. Ihre Waffen sind Bogen, Pfeile und Lanzen; wenige haben Feurgewehre und Säbel. Ihr Lieblings Getränk ist der Kumüß, eine Art Branntwein, den sie aus Pferd- und Kamehlmilch bereiten. Ihr vornehmstes Hausgeräth besteht in einem langen ledernen Schlauche, der beständig mit saurer Milch, die sie gern essen, angefüllt ist, und der, weil er nie rein gemacht wird, den unerträglichsten Geruch von sich gibt. Sie machen aus dieser Milch auch Käse, die

aber unserm Gaumen nicht schmecken würden. Zum Ackerbaue haben sie wenig Lust; sie essen wenig Brot, und backen sich höchstens einen Mehlfladen in der heißen Asche. Sie sind überhaupt in ihrer Kost nicht ekel. Wenn sie z. B. Schaffüße essen wollen, so werfen sie dieselben mit Haut und Wolle in's Feuer, reißen sie aus einander, und stopfen sich den Mund damit voll. Kann er nicht alles fassen, so spuckt es der Baschkir wieder in die Hand, und nimmt es brockenweise in den Mund.

Die Baschkiren sind der mahomedanischen Religion zugethan, die aber viel mit dem Heidenthume vermischt ist. Sie leben in ihrer Heimath als ein freyes Volk, und geben an Rußland bloß Tribut an Honig, Wachs, Hornvieh und Pelzwerk. Im Kriege leisten sie gute Dienste neben den Kosaken, und man hat in dem Französischen Kriege im Jahre 1813 und 1814 viele derselben in Deutschland gesehen.

Die Brücke.

Die Brücke ist ein Bauwerk über Flüsse, Canäle, Seen, Gräben, damit man über dieselben gehen, fahren und reiten kann. Eine schmale, schwache Brücke, über Bäche und Gräben bloß für Fußgänger, nennt man einen Steg. Es gibt hölzerne, steinerne, eiserne Brücken, Schiffbrücken, fliegende Brücken, Zugbrücken u. d. gl.

Man muß die Kräfte des menschlichen Verstandes bewundern, der es durch vieles Nachdenken und wiederholte Versuche dahin gebracht hat, über die reißendsten Ströme, über die man in Schiffen mit Mühe setzt, eine feste Brücke zu bauen, die den Fluthen und Wellen und dem zerstörenden Eisgange widersteht. Anfangs waren die Brücken gewiß nichts anders, als ein Holzstamm,

den man quer über den kleinen Bach warf. Nach und nach lernte man Breter zimmern und sägen, und man bediente sich derselben, um von einem Ufer zum andern zu gelangen. Man versuchte dann, Pfähle mitten im Flusse einzuschlagen, die den Bretern zur Unterlage dienen sollten, und so gelangte man allmählig zum Brückenbauen, die man Anfangs von Holz, dann von Stein, jetzt sogar hier und da von Eisen macht.

Durch die Brücken wird der Verkehr der Bewohner auf beyden Ufern der Flüsse und der anliegenden Gegenden ungemein erleichtert. Man fährt über dieselben eben so sicher als auf dem festen Lande, bey Regen und Wind, Sturm und Ungewitter, da man auf dem Schiffe nicht einmahl bey starkem Winde es wagen darf, über reißende Flüsse zu setzen.

Schon in den ältesten Zeiten verwendete man auf den Bau der Brücken großen Fleiß und viele Kosten. So erzählt uns Herodot, ein alter Griechischer Geschichtschreiber, von einer festen Brücke, die der Aegyptische König *Menes*, der beyläufig 1800 Jahre nach Erschaffung der Welt-regierte, über einen Arm des Flusses Nil hat erbauen lassen. So wird von seiner Brücke, die unter der Regierung der Königin *Semiramis* um das Jahr 2090 nach Erschaffung der Welt zu Babylon über den Euphrat geführt wurde, in der Geschichte Meldung gemacht. Sie war sehr lang und breit, sie ruhte auf steinernen Pfeilern, die mit eisernen Klammern verbunden und deren Fugen mit Bley ausgegossen waren. Bey den alten Römern hatten die obersten Priester die Aufsicht über die Brücken, und wurden daher Brückenerbauer (*Pontifices*) genannt, welches beweiset, wie viel ihnen daran gelegen war, daß die Brücken immer im guten Stande erhalten wurden.

In den neueren Zeiten hat man den Brückenbau zu einer großen Vollkommenheit gebracht, und man trifft herrliche Meisterwerke unter denselben an. Die berühmtesten Brücken in Deutschland sind: die steinerne Brücke zu Prag über die Moldau, zu Dresden über die Elbe, von der aber ein Theil im Jahre 1813 durch die Franzosen gesprengt worden ist, die Brücken zu Regensburg, Berlin und Nürnberg. Die hölzernen Brücken über die Donau bey Wien werden wegen ihres guten Baues bewundert, und viele fremde Zimmerleute reisen herzu, um die Vorrichtungen bey dem Baue derselben zu erlernen. Eine eiserne Brücke ist voriges Jahr in Baden nächst Wien, erbauet worden. Schiffbrücken ruhen auf Schiffen, die nach der Breite des Flusses an einander gereihet sind, und durch Anker festgehalten werden. Eine fliegende Brücke ist auf der Donau bey Preßburg. Die Zugbrücken sind über die Gräben bey den Thoren der Festungen erbaut, und lassen sich aufziehen.

Der Böttcher.

Der Böttcher, Fassbinder macht hölzerne Gefäße von verschiedener Art, als Tonnen und Fässer von allerley Größe mit zwey Böden, Bottiche, Wannen, Zober, Bütten, Wassereimer, Wasserständer, Kübel u. d. gl. mit einem Boden. Er setzt sie aus Dauben zusammen, und bindet sie von außen mit Reifen.

Das Holz zu den Dauben für Weinfässer nimmt er von den Eichenstämmen, zu den andern Gefäßen gewöhnlich von den Tannen und Kiefern. Das Wand- oder Reifholz bereitet er aus jungen Eichen, Birken, Weiden u. d. gl. Er bedarf zu seiner Arbeit auch Schilf, welches er zwischen die Fugen der eichenen Gefäße legt, um das

Zerlechten derselben zu verhindern; die Bierfässer picht er mit Pech aus.

Die sauerste Arbeit des Fassbinders ist, aus dicken Eichenstämmen das Holz zu den Dauben zu hauen. Er bereitet sich Stabholz zu den Dauben, und Bodenholz zu dem Boden der Gefäße. Beydes muß lange in der freyen Luft und in der Sonne trocknen, bevor er es zu Fässern und Geschirren verarbeitet. Er schichtet es in viereckigen spitzigen Haufen hoch über einander auf, doch so, daß die Luft von allen Seiten durchstreichen kann, und läßt es so ein, zwey Jahre, auch länger stehen. Dann werden die Dauben auf der Schnitzbank mit allem Fleiße und vieler Genauigkeit bearbeitet, aus denselben wird der Boden und der Bauch zusammen gesetzt, und das Faß mit Reifen gebunden. Der Fassbinder muß auch die Abwartung des Weines in dem Keller verstehen.

Der Besenbinder.

Die gewöhnlichenkehrbesen, welche arme Leute zum Fegen ihrer Stube, die Stall-Leute, Gassenkehrer u. d. gl. gebrauchen, sind aus Birkenreis gemacht. Die Reiser, welche zähes Holz haben, werden im Walde abgeschnitten, eingeweiht, zugeschnitten und dann zu Besen gebunden. Diese Arbeit verrichten meistens die Bauersleute, welche in der Nähe großer Birkenwälder wohnen, und verkaufen die Besen an andere, die derselben bedürfen.

Diekehrbesen von Borsten verfertigt der Bürstenbinder (Bürstenmacher), welcher auch allerley Arten von Bürsten: Kleiderbürsten, Schuhabürsten, Zahnbürsten, Schnallenbürsten, Borstwische, Maurerpinsel u. d. gl. macht.

Diekehrbesen macht er von den langen Borsten auf dem Rücken der Schweine. Er picht sie bündelweise in

ein Holz, wo die Löcher nicht ganz durchgebohrt sind, ein, und wenn sie darin ordentlich befestiget sind, schneidet er sie mit einer Schere gerade ab. Das Holz zu den Besen macht er selbst auf der Schmitzbank, und bohrt auch die Löcher ein.

Das Kamehl.

Der weise Schöpfer hat den Bewohnern des heißen Morgenlandes eine große Wohlthat erwiesen, daß er das nützliche Kamehl in ihre Gegend versetzt hat. Ein glühend heißer Himmel, ein brennender Sand, eine fast ewige Dürre scheint gewisse Gegenden völlig unbewohnbar zu machen. In ihnen findet der Durstige keine Brunnen, der Müde keinen Schatten; Sandhaufen, nackte Felsen und Gerippe verschmachteter Geschöpfe sind die einzigen Gegenstände, die der Reisende in der um ihn todt scheinenden Natur antrifft. Würden wohl je Menschen das Wagestück unternommen haben, jene Gegenden zu durchreisen, hätte nicht die Vorsehung ihnen das Kamehl geschenkt?

Von Natur ist das Kamehl ein sehr sanftes Thier, und es besitzt alle Tugenden, die es zu einem sehr werthen Hausthiere machen konnten. Das Junge gewöhnt der Araber schon zu seiner künftigen Beschäftigung. Er biegt ihm die Beine unter den Leib, lehrt es auf seinen Befehl sich nieder zu legen, und wieder auf zustehen, legt ihm einen Teppich auf den Rücken, der auf beyden Seiten mit Steinen beschwert ist, damit es gewöhne, Lasten zu tragen; er gibt ihm nur mäßiges Futter, ja er läßt es auch jetzt schon Hunger und Durst leiden, und richtet es im Laufen ab.

Es zeigt sich sehr gelehrig; bald wird es ein schneller Läufer. Was das beste Pferd in zehn Tagen leistet, das

vermag das Kamehl in einem Tage. Sein Trab ist so schnell, als der Galopp eines Pferdes, und dabey sehr sanft. Schon im Schritte kommt es sehr weit, weil es mit seinen langen Füßen weit vorgreift. Zum Reiten ist daher das Kamehl unter allen Lastthieren das vorzüglichste, weil Geschwindigkeit und Bequemlichkeit bey ihm vereinigt sind.

Das Kamehl legt sich nieder, wenn es bepackt wird, oder wenn sein Reiter aufsteigen will. Allein dieser darf, wenn das Thier mit ihm aufsteht, sehr auf seiner Huth seyn, daß er nicht vorwärts fällt, weil es immer mit den Hinterfüßen zuerst aufsteht. In der Türkei, Arabien, Persien u. s. w. werden alle Kaufmannsgüter auf Kamehlen versendet. Mehr läßt sich das Kamehl, so geduldig es ist, nie auslegen, als es zu tragen vermag. Dünkt ihm die Last zu schwer, so stößt es nach dem unbilligen Menschen, der es übermäßig bepacken will, und brummt. Auch weigert es sich, aufzustehen.

Ein großes Kamehl trägt gewöhnlich zehn bis zwölf Centner. Es geht des Tages sechzehn Stunden in Einem fort. Die Reise darf viele Wochen dauern, und mehrere hundert Meilen betragen, das Kamehl bedarf keines einzigen Masttages. Sporn und Peitsche vermögen nichts über sie, wohl aber Musik und Gesang. Je schneller der Tact ist, desto munterer gehen sie. Es kommt ihnen nicht darauf an, mehrere Meilen über ihre sonst gewöhnliche Tagreise zu machen, wenn nur dabey lustig aufgespielt wird.

In Speise und Trank sind die Kamehle sehr mäßig. Disteln, stachelichte Gewächse, die in der Wüste so häufig sind, und die sie sich in ihren wenigen Ruhestunden selbst suchen, aber auch Gerste, Bohnen, Hafer u. d. gl. sind ihr Futter, und man kann kaum begreifen, wie ein Thier,

das von solcher Größe ist, und mit solcher Anstrengung schwere Lasten viele Tage trägt, mit so Wenigem bestehen könnte als es gewöhnlich zu sich nimmt. In zwey Stunden hat es sich auf volle vier und zwanzig Stunden satt gefressen.

Aber noch weit bewunderungswürdiger ist die Fähigkeit der Kamehle, neun bis zehn Tage Durst leiden zu können, und eben diese macht sie in jenen dürren Sandwüsten zum Gebrauche so unentbehrlich. Sie haben eine Art von Beutel im Leibe, worin sie eine große Menge Wassers so aufbewahren können, daß es weder in Fäulniß geräth, noch auch sich mit andern Nahrungsmitteln vermischt. Vermöge gewisser Muskeln kann das Thier diesen Wasser Schlauch in den Tagen des Mangels öffnen und wieder verschließen. Schon manches Mahl kam ein Araber auf den Reisen durch die dürren Wüsten in die traurige Verlegenheit, sein treues Kamehl schlachten zu müssen, indem ihm, um nicht selbst Durstes zu sterben, kein Mittel übrig blieb, als zum Wassersack desselben seine Zuflucht zu nehmen. Auf einer Reise, die schon zehn Tage gedauert hatte, ohne daß die Kamehle einen Tropfen Wassers bekommen hätten, schlachtete man eines derselben, und fand noch drey Maß gutes, trinkbares Wasser in ihm. So bald die Kamehle nach langwierigem Mangel eine Pfütze wittern, so verdoppeln sie ihre Schritte, um wieder neuen Wasservorrath einzunehmen.

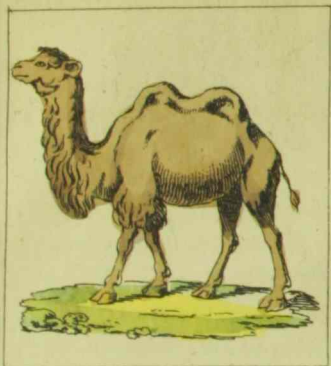
Die Kamehle erreichen ein Alter von vierzig bis fünfzig Jahren, verlieren aber alle Jahre ihre Haare so ganz, daß sie wie ein abgebrühtes Schwein aussehen, und gegen den Stich der Insecten mit Theer beschmiert werden müssen. Man rauft sie ihnen auch aus, und spinnnt davon ein Garn, woraus Zeuge, Fußdecken und dergleichen gemacht werden.

Die Araber finden Milch, Käse und Fleisch von den Kamehlen vortreflich; besonders wird der Buckel für eine Delicatesse gehalten. Aus der Milch machen die Kalmucken und die Mohren starken Branntwein. Aus den langen Haaren am Schwanze werden Bürsten, aus den Knochen Tabakspfeifen, aus der Haut Chagrin (ein künstlich zubereitetes Leder zum Einbinden der Bücher, zu Futteralen), so wie auch Krüge und Schläuche, und aus dem Urin Salmiak (ein sehr weißes Salz von einem stechenden Geschmacke, das bey Schmelzung der Metalle und zu Arzeneyen verwendet wird), verfertigt, der Mist dieser Thiere wird getrocknet, und dann entweder als Streu verbraucht, oder in Klöße geformt, die zum Einfeuern und Kochen in den Gegenden, wo Holz so schwer als Wasser zu haben ist, vortreflich dienen. So weiß der Araber, für dessen Vaterland das Kamehl recht eigentlich geschaffen ist, den möglichst größten Nutzen von demselben zu ziehen, und er betrachtet dieses nützliche Thier als das wohlthätigste Geschenk des Himmels, so wie er auch seine Wohlhabenheit nach der Menge seiner Kamehle schätzt. Muß man nicht aber auch den weisen Schöpfer, der jedem Himmelsstrich sein eigenes, ihm höchst angemessenes Thier zu geben wußte, in dem Kamehle anbethend bewundern?

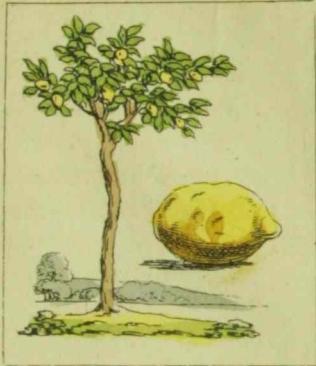
Der Citronen = Baum.

Der Citronen- oder Limonien = Baum bringt jene gelbe köstliche Frucht, die Citrone oder Limonie, welche wegen ihres angenehmen sauren Saftes und der gewürzhaften Schale häufig in der Küche und zu dem kühlenden Getränke, der Limonade, verbraucht wird.

Das wahre Vaterland des Citronen-Baumes ist Medien in Asien, wo er noch jetzt wild wächst. Aus Medien



Camel.



Citronenbaum.



Cosak.



Chineser.



Canditor.



Cantor.



wurde er schon zur Zeit der alten Römer nach Griechenland und Italien, und von dort in die übrigen südlichen Länder Europens verpflanzt. Jetzt wächst er fast in allen Theilen Italiens, im südlichen Frankreich, in Portugall und Spanien und in den wärmeren Erdtheilen z. B. in Amerika, in Menge. Deutschland hat kein Plätzchen, wo dieser schöne Baum den Winter über im freyen Lande ausdauerete. Doch treffen wir eine große Anzahl derselben in den Gärten der Großen an. Sie stehen aber nirgends im freyen Lande, sondern in Kübeln, welche vom Anfange October bis Hälfte May in Gewächshäusern aufbewahrt, und auf diese Weise gegen Kälte und rauhe Winde geschützt werden.

Im wärmeren Europa kostet die Erziehung der Citronen-Bäume nicht mehr Mühe als die der Obstbäume bey uns. In Sicilien z. B. pflanzt man einen Zweig, pfropft ihn nach zwey bis drey Jahren, und überläßt dann der Natur alles. In den obern Theilen Italiens, auch im südlichen Frankreich, fallen zwar zu weilen Fröste ein, die eine dünne Eistrinde auf stehenden Gewässern verursachen; allein sie tödten die Citronen-Bäume nie ganz, sondern höchstens nur die jungen Zweige. In jenen glücklichen Gegenden sieht man große Pflanzungen solcher Bäume, die Wäldern gleichen. Der Anblick dieser immer grünen Citronen-Bäume, die zu gleicher Zeit Blüthen, reife und unreife Früchte tragen, ist entzückend, und der liebliche, gewürzhafte Geruch der Blüthen erfüllt die Gegend weit umher.

Aus jenen Ländern erhalten wir alle die Citronen, welche wir zu mancherley Behufe in so großer Menge jährlich verbrauchen. Insonderheit versendet Sicilien jährlich an 30,000 Kisten, deren jede 440 Stücke enthält. Jede Citrone, die verschickt werden soll, muß völ-

lig unschadhaft seyn, und sorgfältig eingepackt werden. Einen großen Theil wickelt man vor dem Einpacken in Papier ein, damit sie sich desto länger halten.

Man nimmt die Citronen gewöhnlich vor der völligen Reife ab, weil sie dann nicht so leicht faulen; daher sind auch diejenigen, welche wir bey den Kaufleuten nehmen, gewöhnlich viel saurer, als die ganz reifen in den Ländern, wo die Citronen-Bäume im Freyen wachsen. Nicht alle diese Früchte haben einen gleichen Werth. Die besten und brauchbaresten zeichnen sich durch eine dünne weiße Schale und viel Saft aus.

Jetzt noch Einiges über den Gebrauch und Nutzen der Citronen. Ihre Anwendung als Gewürz an Speisen, in allerley Backwerken, Punsch, Limonade u. d. gl. ist bekannt. Es bleibt fast kein Theil von diesen Früchten unbenutzt. Ungeachtet die südlichen Länder Europens eine ungeheure Menge nach dem Norden ihres Erdtheils versenden, so bleibt ihnen dennoch eine größere Zahl übrig, als sie selbst verbrauchen können. Diese werden auf mancherley Art als Handelsartikel benutzt.

Die Schalen trocknet man, auf Fäden gereiht, und verkauft sie. Sie sind selbst bey uns sehr wohlfeil. Die abgeschälten Citronen werden ausgepreßt, und der Saft, wenn er gehörig geseigt hat, wird zum Verkauf in's Ausland auf Fässer gefüllt. Damit er sich desto besser halte, gießt man oben auf etwas Baumöhl. Dem ungeachtet verdirbt er leicht, und dieses rührt vornehmlich von dem salzhaltigen Schleime her, der diesem Saft in seinem natürlichen Zustande beygemischt ist.

Herr Schæele hat erfunden, die Citronen-Säure, abgesondert von dem Schleime, zu krystallisiren, und auf diese Art läßt sie sich ohne Verderbniß aufbewahren. Der reine krystallisirte Citronen-Saft ist von vielfälti-

gem Nutzen in der Arzeneykunst, bey Färbergen und andern Künsten. Auch die Buchbinder brauchen ihn, um die marmorirten Farben auf das Leder aufzutragen. Vielen Speisen gibt er einen angenehmen Geschmack, und verbessert viele Wasser, die wegen verschiedener Bestandtheile nicht gut zu trinken sind. In Krankheiten wird er als ein Heilmittel gegen Fäulniß, Scharbock, und als ein harntreibendes, steinauflösendes Mittel gebraucht. Auch in ansteckenden Krankheiten ist er von großem Nutzen. Aus den Bläschen, die sich außen an der Schale befinden, wird ein wohlriechendes Oehl bereitet, welches unter dem Nahmen Citronen - Oehl, Citronen - Essenz in gläsernen Flaschen zu uns kommt. Das Holz des Citronen - Baumes ist fein und gelb. Man kann daraus schöne Tischler - und Drechsler - Arbeiten verfertigen.

Kosak.

Die Kosaken haben sich besonders in den letzten Französischen Krieg einen großen Ruf erworben; sie haben den Franzosen bey ihrer eiligen Flucht aus Rußland im Winter 1812 unbeschreiblichen Schaden zugefügt, und auch in den folgenden Kriegsjahren gute Dienste geleistet.

Das Wort Kosak bedeutet eigentlich einen herumstreifenden, leicht bewaffneten und für Andere dienenden Reiter. Die Kosaken bewohnen mehrentheils die Gränzländer des großen Russischen Reiches, und sind beständig unter Waffen, um die Gränze gegen die Einfälle der Feinde zu schützen. Im Kriege ziehen sie mit den andern Truppen in Feindes Land. Zu Hause treiben sie Viehzucht und auch etwas Ackerbau. Jagd und Fischerey sind ihre Lieblingsbeschäftigungen, auch brennen sie viel Branntwein, den sie gern trinken. Von Künsten und Wissenschaften wissen sie nichts; auch keine Handwerker gibt es

unter ihnen. Jeder verfertigt sich das Geräthe selbst, das er braucht, und die Kleidung erhalten sie durch Tausch und Handel.

Ihre Waffen bestehen aus einer zehn bis zwölf Fuß langen Pike, einem Säbel, einer Flinte, zwey Pistolen, und einer geflochtenen Peitsche, Kantschuh, mit der sie auf die Pferde und auch auf die Feinde zuschlagen. Sie erhalten keinen Sold, nur Pulver und Bley, und leben von Beute. Daher sehen auch die feindlichen Dörfer, in welche die Kosaken eingefallen sind, so rein ausgeplündert aus, als wenn Zugheuschrecken alles verzehrt hätten. Ihre Kleidung ist nicht von einerley Farbe, gewöhnlich schlecht, bis sie eine bessere den Feinden abnehmen. Im vorigen Französischen Kriege hat man Kosaken gesehen, die eine lange seidene Robe von einem Frauenzimmer an hatten, welche sie mit einem Gürtel um den Leib festbanden.

Sie sind in Pulki (Regimenter) eingetheilt, und diese in Sotnen (Compagnien). Ihr Anführer heißt Hettmann, und dieser ist auch ihre Obrigkeit in ihrer Heimath. Ihre Art, Krieg zu führen besteht großen Theils im Rauben und Plündern. Sie greifen den Feind mit fürchterlichem Geschrey ohne Ordnung schnell an, weichen zurück, sammeln sich wieder, und stürzen auf ihn los, bis sie ihn in Unordnung bringen. Ihre Angriffe werden mit den vorgestreckten langen Picken gemacht, dann vertheidigen sie sich mit Pistolen und Säbel. Gefangene werden bis auf's Hemd ausgezogen, oft noch mit dem Kantschuh derb gepeitschet.

Ihre sehr dauerhaften, schnellen und an schlechte Kost gewohnten Pferde leisten ihnen im Kriege besonders gute Dienste. Mit denselben kommen sie über Gebirge und neben Abgründen auf den steilsten Wegen gut und sicher

fort, und schwimmen mit ihnen durch Flüsse. Daher sind die Kosaken zum Vorposten-Dienste, zur Herbeschaffung der Lebensmittel, zum Auskundschaften und um die Feinde zu umgehen, sehr geeignet. Nebstbey sind sie sehr leicht zu unterhalten, da sie keinen Sold erhalten. Man sagt, daß Rußland 60,000 waffenfähige Kosaken habe.

Die Religion der Kosaken ist die Griechische. Außer ihrer Neigung zum Trunke ist ihre Lebensart mäßig, und bey all ihrer Rohheit entdeckt man oft viel Herzensgüte und Großmuth. In ihrer Heimath genießen sie viele Borrechte: sie dürfen weder Kopf- noch Grundsteuer bezahlen, sie werden wie ein freyes Volk nach eigenen Gesetzen regiert, und dürfen sich ihre Officiere und ihren Hettmann aus ihrer Mitte wählen.

Chineser.

Die Chineser sind die Einwohner des uralten und berühmtesten Reiches China oder Sina in Asien. Dieses sehr große Reich besteht aus dem eigentlichen Kaiserthum China und den Besitzungen der Mondschuh, welche das Reich China in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts eroberten. Das Reich China ist an der Nord- und West-Seite mit einer ungeheuern Mauer umgeben, und hat 59 Millionen Einwohner.

Dieses ausgedehnte Reich ist sehr fruchtbar und gut bebauet. Nebst den reichlichsten Kornernten bringt es die köstlichsten Früchte, sogar Orangen, Ananas u. dgl. wachsen in freyem Lande. Die Europäer kaufen von den Chinesern Seide, Schaf- und Baumwolle, sowohl roh als verarbeitet, Thee, herrliches Porzellan und andere Artikel; aber es ist schwer, mit ihnen Handel zu treiben, weil sie sehr mißtrauisch sind, und nicht leicht einen Fremden in ihr Land lassen.

Die Hauptstadt ist Peking, wo auch der Chinesische Kaiser und die höchsten Obrigkeiten geistlichen und weltlichen Standes, die man Mandarinen nennt, ihren Sitz haben. Die Sprache und Schrift der Chineser sind unter allen bekannten beynah die schwersten. Sie haben keine Buchstaben, sondern nur Schriftzüge für Sylben und Wörter. Die Religion der Chineser ist die heidnische. Das gemeine Volk lebt im tiefsten Aberglauben und fast ohne alle Religion.

Übrigens aber haben die Chineser sehr gute Anstalten für Gewerbe, Künste und Wissenschaften, und sie haben auch manche nützliche Erfindung gemacht, so wie sie das Schießpulver und eine Art Buchdruckerkunst vor den Europäern kannten. Aber die Chineser sind in Künsten und Wissenschaften seit einigen Jahrhunderten nicht mehr weiter fortgeschritten. Daran hat sie ihr eingebildeter Stolz gehindert. Sie glaubten schon in allem menschlichen Wissen die höchste Stufe erreicht zu haben. Noch jetzt blicken sie mit Verachtung auf die benachbarten Völker, und selbst auf die gebildeten Europäer herab, und behaupten noch immer, daß in Rücksicht der Kenntnisse sie allein mit zwey Augen, die Europäer nur mit einem Auge sehen, die übrigen Völker aber ganz blind wären.

Dieses ungeheure Reich ist schon seit dem Jahre 1803 durch innerliche Unruhen erschüttert, und erst im vorigen Jahre kam es zu sehr blutigen Auftritten zwischen den Partheyen der alten Beherrscher und der Mondsuh.

Der Conditör.

Der Conditör, Zuckerbäcker, machet aus Zucker mit Beymischung von Mehl, Eiern, Mandeln, Gewürz und dergleichen Confect und allerley Sorten: Mandeltorten, Brottorten, Krafttorten, Pinzettorten, Chocolate=Zor-

ten u. s. w. Er weiß alle diese Leckerbissen sehr wohlgeschmack und zierlich herzurichten, daß sie dem Auge so gut gefallen, als sie dem Gaumen schmecken.

Durch mancherley Mischungen und Zubereitungen gibt er dem Zucker verschiedene Gestalten. Er kocht den Zucker in Gerstenwasser, und bereitet so den Gerstenzucker, den man zur Vertreibung des Hustens und der Heiserkeit gebraucht. Oder er kocht ihn mit Süßholz, Gummi und Eyerweiß, und machet Lederzucker (Reglisse). So bereitet er auch, indem er Gewürz oder Arzeneyen dem Zucker beyfügt, Magen- u. Purgier-Morsellen u. dgl. Mit gekochtem Zucker macht er candirte oder überzogene Sachen. Wenn er Mandeln, Anieß, Kümmel und allerley Samen in einem Kessel mit geläutertem Zucker thut, und sie auf einem Windofen unter beständigem Umdrehen so lange röstet, bis sie roth werden, so nennt man sie gebrannt. Er kocht Obstäfte im Zucker, bringt sie durch Eis zum Gerinnen, indem er sie in der Eisbüchse immer umdrehet, und bereitet uns auf diese Art das Gefrorne.

Noch viele andere Sachen bereitet der Zuckerbäcker, die den Kindern gut schmecken, als Zuckerplätzchen (Zuckerzesteln), Biscuit, Marzipan, Hippen, Mandelbrot u. dgl. Er weiß auch gar geschickt aus Zucker verschiedene Früchte, Thiere, menschliche Figuren und große Tafelaufsätze zu bilden, welche man sowohl auf den Tafeln der Reichen als auch in den Auslagen vor ihrer Bude sieht. Viel Zuckerwerk verdirbt den Magen und macht leckerhaft und lüstern. Die einfachen Speisen sind die wohlfeilsten, die besten und gesundesten.

Der Cantor.

Der Cantor leitet bey dem Gottesdienste der Protestanten den Gesang, mit welchem die versammelte Gemeinde den Herrn des Himmels und der Erde in feyerlicher Andacht verehrt. Er singt vor, und begleitet auch mit seiner Bass-Stimme den Gesang der Ubrigen. Er unterrichtet zugleich die Kinder in der Schule in dem Singen und in den übrigen Lehrgegenständen, und spielt auch oft bey den gewöhnlichen Kirchengesängen, die das Volk gut singen kann, die Orgel. Er ist ein ehrwürdiger Mann, der sich nicht so lächerlich darstellt, wie er hier auf dem Bilde abgemahlt ist. Wie man oft die nützlichsten Stände zur Belustigung anderer lächerlich zu machen sucht, so hat man die Cantor gewöhnlich als ein Zerrbild in Lustspielen auf die Schaubühne gebracht, und da mag er eben so ausgesehen haben, wie das Bild ihn zeigt.

Der Dachs.

Dem Dachs hat die wohlthätige Natur die Wohnung tief unter der Erde angewiesen, damit er durch sein Graben den Kreislauf der Luft und der Feuchtigkeit in der Tiefe der Erde befördere. Er lebt in Europa und Asien, und hält sich in gebirgigen Wäldern, vorzüglich in den Borhölzern derselben, in deren Nähe Felder und Weinberge sind, gern auf. Er ist mit dichten langen Haaren besetzt, die immer fett und unrein sind. Dieß kommt von einer, nur ihm eigenen Öffnung unter dem Schwanz, das Saugloch genannt her, in dem sich eine klebrige übelriechende Feuchtigkeit befindet. In dieses steckt der Dachs, wenn er im Winter ohne Nahrung in seinem Baue unter der Erde liegt, seine spizige Schnauze, und saugt an sich selbst. Seine kurzen Füße sind mit scharfen Klauen, und sein Maul mit spizigen Zähnen bewaffnet. Seine Stimme gleicht dem hellen Quicken der Schweine.



Dachs.



Distel.



Deutscher.



Dudelsackspfeifer.



Drehstler.



Drescher.



Er gibt einen häßlichen Geruch von sich, den selbst die Hunde nicht leiden können.

Der Dachs ist ein menschenscheuer Einsiedler, und ein schläfriges, träges und dabey böshaftes Thier. Den ganzen Tag über liegt er ruhig in seinem unterirdischen Kessel, und nur der Hunger treibt ihn gegen Abend hervor, daß er sich Nahrung sucht. Seine Fettigkeit kommt weniger von vielem Essen, als von vielem Schlafen her. Sobald es zuwintert, kommt er nicht mehr zum Vorschein, sondern steckt die Schnauze in das Saugloch, und lebt von seinem Balge. Nur wenn warmes Thauwetter einfällt, ermuntert er sich, und geht aus seiner Wohnung hervor, um zu trinken, oder irgend ein Futter zu suchen.

Sein Bau, den er sich selbst gräbt, verräth viele Kunst und Sorgfalt. Er hat mehrere geräumige Kessel mit verschiedenen Aus- und Eingängen und Luftröhren. Ein eigener Platz ist für den abscheulich riechenden Unrath bestimmt; denn der Dachs flieht allen üblen Geruch. Dieß scheint der schlaue Fuchs zu wissen; denn er treibt den Dachs dadurch, daß er seine stinkende Losung in den Bau legt, heraus, und nimmt selbst Platz darin.

Der Dachs frist fast alles: Eyer, Käse, Butter, Brot, Früchte, Weintrauben, Nüsse, Getreide, Wurzeln, Kaninchen, Hasen, Kröten, Gänse, Hühner, Käfer, Würme u. s. w.

Außerhalb seines Baues hat der Dachs fast gar kein Vertheidigungsmittel als seine Zähne und Klauen; denn er ist scheu, furchtsam und überdieß nicht gar schnell auf den Füßen. Die Hunde fallen über ihn wüthend her, und da gibt es einen blutigen Kampf von beyden Seiten, bis der Dachs unterliegt. Zur Dachsjagd in dem Bau werden die krummbeinigen Dachshunde gebraucht. Diese schießt man in seine Höhle, um ihn heraus zu treiben.

Vor dem Eingange legt man eine Schlinge von Eisendraht, oder einen festen Garnsack an. So bald der Dachs seinen Feind annähern hört, scharrt er die Erde auf, um sich zu verschanzten, und den Hund zu verschütten; oder er setzt sich tapfer zur Wehre. Entflieht er durch den Ausgang, so ist er in der Schlinge oder in dem Sacke gefangen. Kämpft er mit seinem Gegner, so gräbt man von oben herab auf ihn zu, und fängt ihn mit Zangen, und knebelt ihn; aber meistens hat er dem Hunde schon durch sein Gebiß und seine scharfen Klauen schmerzliche Wunden beigebracht.

Ueberhaupt verkauft der Dachs sein Leben theuer; das ohnehin sehr zähe ist. Einst schlug man auf einen Dachs, der im Sacke lebendig gefangen war, so lange mit Prügeln zu, bis man ihn für todt hielt. Ein vorwitziger Hund roch an den Sack. Plötzlich packt ihn der Todtscheinende durch den Sack so fest bey der Pfote, daß beyde im Hin- und Herzerrn mehrmahls über einander purzelten. Man schlug wieder auf seinen Kopf zu, mehr als zwanzig gewichtige Streiche erhielt er, ehe er den Hund los ließ; er bäumte sich vielmehr auf, als wollte er sich zur Wehre stellen, bis er endlich den vielen Streichen auf Kopf und Schnauze unterlag.

Junge Dachse kann man leicht zähmen. Man zieht sie bey Brot, Zugemüse, Früchten auf, und sie werden so firr, daß sie mit Hunden und Katzen spielen, zu ihrem Pfleger eine gewisse Zuneigung bekommen, nichts von ihrer Wildheit spüren lassen, und wie ein Hund ihm nachfolgen. Die Wärme suchen sie aber so unvorsichtig, daß sie sich oft die Pfoten verbrennen.

Das Fleisch der Dachse, welches einen ekelhaften süßlichen, dem Schweinsfleische einiger Massen ähnlichen Geschmack hat, essen beyuns nur arme Leute; die Fran-

zosen und Schweizer aber verzehren es mit gutem Appetite, besonders wenn es mit Blumenkohl gekocht ist. Das Fett wird von Ärzten zu innerlichem und äußerlichem Gebrauche verordnet. Das Fell, welches sehr dauerhaft ist, wird zu Jägertaschen, Tornistern, Pferdekumten, Kofferüberzügen, Flinten-Futteralen u. dgl. gebraucht.

Die Distel.

Die Distel trifft man überall auf Triften, an Wegen, neben Schutthaufen, auf Ruinen u. s. w. an. Der Stängel, bey zwey Fuß hoch, breitet seine Zweige nach allen Seiten aus. Die Zweige sind mit zackigen Blättern und Stacheln bewachsen, und haben an ihrem Ende den großen, sehr schön gebildeten dunkelrothen Blumenkopf, welcher mit seinen Blümchen einen bisamähnlichen Geruch ausduftet. Auch diesem verachteten Gewächse hat der Schöpfer einige Nützlichkeit zugetheilt. Jung ist die Distel ein gutes Futter für Schweine und Gänse. Aus ihren Blüthen saugen die Bienen reichlichen Honig.

Ein Deutscher.

Mit Recht freuen wir uns, daß wir Deutsche sind, und wir wollen auch Deutsche bleiben. Von jeher hielt man unter den Deutschen auf Recht, Treue und Ehrlichkeit. Ein gegebenes Wort, ein Handschlag, galt immer so viel als ein Schwur. Daher sagt man: er ist ein Mann von alt Deutscher Treue und Redlichkeit. Diesen Vorzug haben die entferntesten Nationen und rohsten Völker, welche im vorigen Französischen Kriege die Deutschen näher kennen gelernt haben, uns eingeräumt. Der Deutsche ist aber auch arbeitsam und ausdauernd bey seiner Arbeit, er liebt seinen Landesfürsten

und sein Vaterland über alles, und ist zu jeder Zeit bereit, beyde mit Leben und Blut zu vertheidigen. Als Soldat ist er eben so tapfer als standhaft, eben so ausdauernd bey den Beschwerlichkeiten des Krieges als schonend gegen den wehrlosen Feind.

In Künsten und Wissenschaften, in Manufacturen und Gewerben thaten es dem Deutschen die Italiener und Franzosen lange bevor. Aber er hat sie nicht nur eingehohlt, sondern er thut es ihnen in vielen Dingen schon bevor. Die Sprache hat der Deutsche sehr verschönert und ausgebildet, und er fängt an, sie den ausländischen Sprachen vorzuziehen. Was aber das Schönste an dem Deutschen ist, er hält auf Religion und Gottesfurcht, und findet in denselben Trost und Beruhigung. In der Kleidertracht haben die Deutschen lange den Franzosen nachgeäfft. Es ist zu wünschen, daß sie bey dem Deutschen Schritte bleiben, und ein Kleid, wie es der Deutsche hier in der Abbildung trägt, ziert eben so gut, als ein Französisches Röckchen, wenn unter demselben ein echt Deutsches Herz schlägt; auch der ungeformte Hut ist nicht zu verachten, wenn er einen Kopf deckt, der mit Deutscher Kraft und nach Deutschem Sinne denkt.

Dudelsackpfeifer.

Die Sackpfoife, der Pohlische Boek, die Boekspfeife, der Dudelsack, oder wie man es heißen mag, ist ein schnarrendes musikalisches Instrument, welches aus zwey Pfeifen besteht, die durch einen ledernen Sack, der oft eine Boekshaut mit Hörnern ist, gesteckt werden. Entweder ist sie so eingerichtet, daß der Musikant in die Windröhre selbst bläset, oder sie hat einen Blasebalg, den er mit dem Arme drückt, und welcher den Ton anbläset. Eine Röhre schnarrt in einem fort den Bass, auf

den Löchern der andern greift er mit den Fingern der beyden Hände die Löne.

Dieses freischende Instrument, das ein an bessere Musik gewohntes Ohr kaum mehr hören kann, ist uralte, und war bey den alten Griechen und Römern schon bekannt. Sie hielten die Gottheiten Faunus, Marsyas, Daphnis und Pan für die Erfinder der Sackpfeife, und letzterer wird oft mit derselben abgemahlen. Den Hebräern war sie unter dem Nahmen SumpHONEIA bekannt.

Bey uns spielen dieses Instrument nur arme Leute, Zigeuner und dergleichen, und suchen von den Zuhörern eine kleine Gabe zu erhalten, die man ihnen sowohl wegen der Seltenheit des Instruments, als auch damit sie bald zu spielen aufhören, gern gibt. Die größte Gesellschaft Dudelsackspfeifer, die man wohl jemahls gesehen hat, war einst im k. k. Lustschlosse Schloßhof im Marchfelde in Osterreich versammelt. Kaiser Joseph II., oft zu munterem Scherze aufgelegt, wollte seiner Mutter, der guten Kaiserinn Maria Theresia an ihrem Geburtstag ein Morgenständchen machen. Er ließ aus ganz Ungarn alle Dudelsackspfeifer, mehrere Hunderte an der Zahl, zusammen kommen, und stellte sie in Gestalt der Anfangsbuchstaben des Nahmens seiner lieben Mutter M. T. auf dem sehr geräumigen Schloßplatze auf. Wie bey dem Erwachen der guten Kaiserinn die Fensterbalken im Schlafzimmer geöffnet wurden, singen alle Dudelsackspfeifer, jeder nach seiner Art zu spielen an. Man stelle sich die verworrenen freischenden Löne aller dieser verstimmtten Instrumente vor, von denen die Luft erschallte. Wer hätte sich da des Lachens enthalten können? Die großherzige Kaiserinn selbst war durch diesen drolligen Einfall überrascht.

Der Drechsler.

Der Drechsler verfertiget sehr verschiedene künstliche Arbeiten aus Holz, Horn, Knochen, Elfenbein, Perlenmutter, Schildkröte, Zinn, Messing und anderen Metallen. Wer wollte alle diese schönen Arbeiten aufzählen? Er drehet Regal, Kugeln, Puppen, Figuren, Schachspiele, Tabackspfeifen und die Röhren dazu, Spritzen, Becher, Messerhäfte, Dosen, Würfeln, Streu- und Dintenfässer, Federköcher und tausenderley andere nützliche und niedliche Sachen. Er unterscheidet sich vor allen andern Arbeitern dadurch, daß das Holz, Bein oder Metall, das er bearbeiten will, sich schnell um ihre Achse beweget, während er sein Werkzeug nur fest an das zu bearbeitende Stück anhält.

Er spannt nämlich das Stück Holz, Bein oder Metall, welches gedrehselt werden soll, an die Querstange wagrecht zwischen die zwey Pfeiler oder Stöcke seiner Drechslerbank. Oben ist die Wippe, eine elastische Stange, die mit einem Ende oben an der Decke der Drechslerwerkstätte befestiget, oder durch eine Schnur gegen den Boden gespannt ist, von dessen andern Ende aber eine Darmseite läuft, die um das Querholz zwischen beyden Pfeilern umwickelt, und unten an einen Tritt angeknüpft ist, wodurch das Querholz, in welches das zu bearbeitende Holz, Bein oder Metall eingezwänget ist, in immerwährende wellenförmige Bewegung durch den Tritt des Fußes gebracht wird.

Während des Umdrehens hält der Drechsler die Schneide des Eisens an das zu bearbeitende Stück, und gibt ihm durch künstliche Wendung des Eisens die beliebige Gestalt.

Der Drescher.

Wenn die Feldfrüchte geerntet, und auf dem Felde getrocknet sind, werden sie in die Scheune gebracht, und gedroschen, d. i. die Körner werden aus den Hülßen der Ähren geschlagen. Nur das Korn, welches man am nöthigsten braucht, wird bald nach der Ernte gedroschen. Die beste Zeit zum Dreschen ist, wenn es stark gefroren hat. Gewöhnlich dreschen drey, auch vier Männer. Sie schlagen wacker mit dem Dreschflegel auf das Stroh los, und beobachten dabey einen gewissen Tact, damit ein Flegel nicht auf den andern falle, oder ein Drescher den andern auf den Kopf treffe.

Das gedroschene Getreide wird dann durch ein Sieb von den groben Hülßen gesäubert und auf der Windmühle von Spreu und Staub vollends gereinigt. Dieses alles thun die Drescher, und erhalten für ihre Arbeit den eilften ausgedroschenen Meßen Korn.

Ehemahls drosch man nicht so. Man breitete die Feldfrüchte auf frehem Felde, besonders gern auf Anhöhen, wo der Wind die Spreu sogleich wegwehen konnte, aus, und führte Pferde und Ochsen auf denselben so lange herum, bis die Körner ausgetreten waren. So machten es die Juden im alten Testamente. Noch jetzt lassen die Slaven im Marchfelde, und auch die Landleute in vielen Gegenden Ungarns ihr Getreide durch Pferde und Ochsen austreten. Es wird aber das Stroh dabey verdorben, und viele Körner bleiben noch in den Ähren stecken. In den neueren Zeiten, wo der Ackerbau mehr in Aufnahme kam, hat man verschiedene Dreschmaschinen erfunden, mit welchen zwey Männer in einem Tage mehr dreschen, als 50 Mann Drescher in gleicher Zeit mit ihren Dreschflegeln im Stande sind.

Der Esel.

Der nützliche Esel verdient wohl nicht die Verachtung, mit der man ihm gewöhnlich begegnet. Er nimmt mit sehr schlechter Kost, mit Disteln, Heu, magerem Gras und Kleyen vorlieb, und ist dabey ein unermüdeter Lastträger. Nach Verhältniß seiner Größe trägt er eine schwerere Bürde als alle übrigen Thiere, und er ist in gebirgigen Gegenden, wo kein Wagen fortkommen kann, vom größten Nutzen, da er den steilsten Weg Berg an und Berg ab, schwer beladen, sicher geht. Eben so gut geht er auf spiegelglatten Eisflächen. Auch zum Reiten und Ziehen wird er gebraucht; er zieht in trockenen, sandigen Gegenden geduldig den Pflug; und bey allen diesen Verrichtungen braucht er nur einen Knaben zur Aufsicht. Er ist dabey geduldig, gelassen und genügsam. Unter tausend Personen kennt er seinen Treiber heraus, und den Weg, den er ein Mahl gemacht hat, findet er von nun an gewiß immer wieder.

Obwohl man ihn den dummen Esel nennt, so scheint es ihm doch nicht an Klugheit zu fehlen. Dieß zeigte eine Eselinn zu St. Maur in Frankreich. Obgleich sie alle Morgen einer alten Frau die Milch zu Markte trug, so wurde sie doch unbarmherzig von derselben behandelt. Um sie zu schnelleren Schritten anzutreiben, hatte das böse Weib einen dornigen Knotenstock, womit sie das arme Thier oft blutig schlug. Die Eselinn merkte sich den fatalen Knotenstock, und trug ihn, wenn die Alte nicht zu Hause war, bald hinaus auf die Straße, bald versteckte sie ihn unter den Misthaufen. Freylich hat diese List dem armen Thiere nicht viel genützt, denn die Alte nahm den nächsten besten Stock, und schlug auf die Eselinn zu.



Esel.



Eiche.



Esquimo.



Einsiedler.



Essenkehrer.



Eisfarth.



So genügsam der Esel im Fressen ist, so nimmt er es im Trinken doch etwas genauer. Nur das reinste Wasser liebt er, auch kostet er es zuvor, und selbst durch Schläge läßt er sich nicht zwingen, trübes Wasser zu trinken. Der Esel hat ein sehr scharfes Gesicht; Geruch und Gehör aber sind noch vortrefflicher. Er wittert jede Veränderung des Wetters, und Leute, die ihn genau beobachten, wissen durch ihn Regen, Sturm und Ungewitter voraus. Er hat auch seine ganz eigene Geberdensprache, um, wenn man ihm zuviel auflegt, sich's merken zu lassen, daß er damit unzufrieden ist. Er läßt den Kopf und die Ohren hängen, verzieht seine Lippen, und sperrt das Maul auf. Auch wenn man ihn sonst quält, macht er mit seinen Lippen eine widerliche Bewegung.

Nichts aber kann abscheulicher seyn, als das Geschrey des Esels, bald hoch, bald tief. Es lautet fast wie Hiehan. Wenn einer schreyt, stimmen gleich alle Uebrigen ins Concert ein, daß man sich die Ohren verhalten möchte.

Die Milch der Eselinn wird als Heilmittel in der Schwindsucht und andern Krankheiten gebraucht. Sie kommt der Menschenmilch in Hinsicht der Verdaulichkeit und Nahrhaftigkeit am nächsten. Das Fleisch des Esels wird zwar bey uns verschmäht, aber in Spanien und Italien gegessen. In beyden Ländern wird ein Braten vom Eselsfüllen für eine Leckerey gehalten. In China findet man Eselsfleisch auf allen Märkten. Die Eselshaut wird zu Pergament und Chagrin verarbeitet. Die Haare können gesponnen und zum Ausstopfen verwendet werden. Der Dünger ist im kalten schweren Boden gut zu brauchen.

Die Eiche.

Die majestätische Eiche wächst bey uns zu einer erstaunlichen Höhe und Dicke. Erst in 150 bis 200 Jah-

ren hat sie ihr Wachsthum vollendet, sie wird aber 400 bis 600 Jahre alt. Unter allen Europäischen Holzarten ist ihr Holz das schwerste, festeste und dauerhafteste. Es wird zum Bauen und Brennen, zu Schiffen, Mülhlarbeiten, Brücken und Schleussen, zu Pressen, zu Wagner-, Binder- und Tischlerarbeiten verwendet. Die Rinde der Eiche dient zum Färben; man kann auch die Holzspäne und Blätter zu diesem Behufe gebrauchen. Aus der Rinde und den auf den Blättern befindlichen Galläpfeln kann eine schwarze Farbe bereitet werden. Die Frucht dieses Baumes, die Eicheln, geben eine vortreffliche Mastung für Schweine, und werden auch von dem Wilde und von Vögeln gefressen. In Hungersnoth hat man schon öfters die Eicheln gemahlen, mit Roggenmehl vermischt, und zu Brot gebacken. Noch immer mengt man gebrannte Eicheln unter den Kaffeh, und befindet sich wohl dabey. Alle Theile dieses Baumes besitzen eine beträchtliche Säure und eine starke zusammenziehende Kraft, weßwegen man die Rinde zum Färben braucht. Aber auch die alten und neueren Ärzte machen von dieser Eigenschaft bey Heilung innerer und äußerer Krankheiten Gebrauch.

Esquimo.

Die Esquimo sind die armseligsten und blödsinnigsten Menschen auf unserem Erdballe. Sie wohnen an der Seeküste des nördlichen Theils von Labrador in Nord-Amerika. Sie kamen aus Grönland dorthin, und sprechen auch mit den Grönländern einerley Sprache. Sie sind sehr klein und kupferroth, dabey sehr mager und voll Schmutz von Rauch und Thran. Ihre Lebensart ist höchst elend; schlechte Fische, Seehunde u dgl. sind ihre Nahrung, aber auch daran haben sie oft Mangel, und leiden den drückendsten Hunger. Wenn sie gar

nichts zu essen haben, verursachen sie sich Nasenbluten, und saugen das Blut anstatt der Nahrung ein. Sie können nur bis 21 zählen; was darüber ist, heißt bey ihnen schon eine große Menge. Sie leben ohne alle Gesetze und Obrigkeit in einer vollen Gleichheit und auch ohne Streit und Zank. Ein allgemeiner Tadel und Verachtung trifft den, der ihre Ruhe stört. Sie haben keine Religion und keine Art der Gottesverehrung. Seit dem Jahre 1752 hat man angefangen, das Christenthum ihnen bekannt zu machen, und im Jahre 1777 wurde der erste Esquimo getauft. Seither hat aber die Christliche Lehre keinen großen Fortgang unter ihnen gemacht.

Einsiedler.

Die Einsiedler waren fromme Leute, welche, abgesondert von aller menschlichen Gesellschaft, in abgelegenen Wäldern und Bergschluchten ihr Leben zubrachten, sich mit Bearbeitung eines nahe gelegenen Feldes zu ihrem Unterhalte, mit Bethen und Betrachtungen über Gott und göttliche Dinge beschäftigten. Sie lebten sehr mäßig, größtentheils von Früchten, tranken klares Wasser aus der Quelle, hüllten sich in Felle und grobe Kleider, und schliefen auf Laub und Stroh, oder auf der harten Erde.

Die ersten Einsiedler waren Christen, welche in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt, um den Verfolgungen der heidnischen Kaiser, die ihnen nach dem Leben strebten, zu entgehen, sich in die Wüsten und verborgenen Berghöhlen retteten. Der erste bekannte Einsiedler war Paul von Theben. Der Kaiser von Rom, Decius suchte von dem J. 249 bis 251 nach Christi Geburt die Christen durch alle Qualen und Martern von dem Christenthume abzubringen, und sie zu zwingen den heidnischen Göttern zu opfern. Der fromme Paul, ein Jüngling von

20 Jahren, der mit ganzer Seele der beseligenden Lehre Christi ergeben war, floh, um den Verfolgungen des grausamen Kaisers zu entgehen, in eine Wüste Aegyptens, in der Landschaft Thebais. Er fand zwischen Felsen eine verborgene Höhle, die sonst Falschmünzern zum Schlupfwinkel gedienet hatte, und wählte sie zu seinem Aufenthalte. Er nährte sich von den Früchten des Palmbaumes und kleidete sich mit dessen Blättern. Er starb daselbst im Jahre 340 nach Christi Geburt den Tod des Gerechten. Dieser Paul von Theben erhielt einmahl einen Besuch von dem Aegypter Antonius, der im Jahre 251 n. Chr. G. geboren war, und da ihm die Lebensart des Paul von Theben gefiel, entschloß er sich im Jahre 285 ebenfalls ein Einsiedler zu werden, und suchte sich dort eine Wohnung. Mehrere andere ahmten diese Lebensart nach, errichteten sich in den Aegyptischen Gebirgen Hütten, und lebten unter seiner Leitung. Dieses Einsiedlerleben hat sich in den folgenden Jahrhunderten auch in andere Länder und Welttheile verbreitet. In den neueren Zeiten lernte man einsehen, daß es Gott gefälliger sey, unter Menschen und denselben zum Nutzen sein Leben zuzubringen, und das Einsiedler-Leben hörte auf.

Der Essenkehrer.

Der Essenkehrer, Schorsteinfeger, steigt mit der Leiter in den Schorstein, kraget mit seiner Scharre Pech und Ruß von den Wänden, und feget sie mit dem Besen, damit sie sich nicht entzünden können. Eben so reiniget er die Ofen. Bey Feuersgefahren muß er herbey eilen. Er waget sich, um das Feuer zu vertilgen, an die gefährlichsten Orter, und wenn der Schorstein brennt, nimmt er eine nasse Koze um sich, steigt von oben in denselben, und glitscht schnell hinab, um die Flamme zu dämpfen.

Er ist ein geschickter Arbeiter bey Feuersbrünsten, weil er Rauch und Hitze gut vertragen kann.

Die Schorsteine, durch welche der Rauch vom Herde und Ofen, wie durch einen künstlichen Canal fortgeführt wird, sind eine nützliche Erfindung. Die alten Griechen und Römer, welche sehr geschickte Baumeister waren, kannten die Schorsteine nicht. Sie hatten statt derselben eine Öffnung oben im Dache, durch welche der Rauch fortzog. Wenn das Feuer abgebrannt war, wurde sie mit einer Klappe verschlossen. Dieses war nicht so bequem als die Schorsteine, welche im vierzehnten Jahrhunderte in Italien erfunden wurden.

Anfangs mußten die Hausleute die Schorsteine fegen, wie es noch viele Bauersleute auf dem Lande selbst thun. In der Folge kamen Schorsteinfeger aus Savoyen und Piemont, wo die Schorsteine schon allgemein waren, nach Deutschland, und gaben sich mit dem Baue und Reinigung derselben ab. Noch jetzt sind die meisten Schorsteinfeger bey uns Italiener, aus der Schweiz oder aus Wälsch = Tyrol.

Die Eisfahrt.

Jede Jahreszeit hat ihre Annehmlichkeiten, so auch der Winter, wo alles von Eis und Kälte starret. Da fährt man, wenn tiefer Schnee die Erde deckt, in schnellen Schlitten unter dem Geklinge der Schellen. Der Knabe bildet sich den Schneemann, oder er läßt Schneeballen über die Anhöhe hinab gleiten, die im Rollen immer mehr Schnee aufnehmen, und zu einer erstaunlichen Größe anwachsen. Das größte Vergnügen gewährt das Schlittschuhlaufen. Da gleitet Jung und Alt mit Blispeschnelle über das spiegelglatte Eis, bald gerade vor sich hin, bald in die Runde. Der Schlittschuhläufer

zieht oft an dem Stricke einen Schlitten hinter sich, auf welchem Knaben und Mädchen Platz genommen haben, und führt sie auf der Eisplatte hin und her. Oder er stellt sich hinter einen hohen Schlitten, auf welchem eine Freundin sitzt, und jagt schnell mit demselben fort. Großes Vergnügen gewährt diese Eisfahrt, wenn der Schlittschuhläufer vorsichtig und bedächtig ist. Viele muthwillige Jungen haben aber schon großen Schaden dabey genommen. Einige haben sich durch einen Fall schwer verwundet, andere sind in ein offenes Loch im Eise gerathen, wieder andere haben sich bey dieser Unterhaltung erhitzt, dann schnell abgekühlt, und sich Krankheiten zugezogen.

Allerdings ist es angenehm, dem schnellen Laufe auf dem Eise zuzusehen. Die Holländer waren die Ersten, welche sich der Schlittschuhe bedienten, und noch jetzt gebraucht in diesem Lande jedermann, Jung und Alt, dieselben, um auf den gefrorenen Canälen von einem Ort zum andern zu kommen. Wenn die Landleute zur Stadt auf den Markt im Winter gehen, so geschieht es auf Schlittschuhen auf dem Eise über die Canäle; dabey tragen sie ihren Kram auf dem Kopfe. Die Holländer haben das Schlittschuhlaufen den Völkern des äußersten Nordens abgelernt, welche auf hölzernen Schlittschuhen, wie noch jetzt die Kamtschadalen, Somajeden und Kanader thun, ihre Schneegefilde durchlaufen.

Der Fuchs.

Der Fuchs ist eines der listigsten Thiere und ein schlauer Räuber. In allen Welttheilen, Afrika ausgenommen, treibt er sein Wesen, und überall ist er an seinem langen, dickbehaarten Schwanze und dem fuchsrothen Balge kennbar. Ubrigens ist er einem rothen Spitzhunde viel ähnlich.



Fuchs.



Feigenbaum.



Finnländer.



Franzos.



Fischer.



Fleischer.



Sein gewöhnlicher Aufenthalt ist unter der Erde in Höhlen, die er theils selbst gräbt, theils den Dachsen abnimmt. Am liebsten gräbt er unter Baumwurzeln, am Ende der Wälder gegen Dörfer hin, um nahe bey Bauhöfen zu seyn, aus denen er Hühner und Gänse hohlt. Sein Bau liegt drey bis sechs Fuß unter der Erde, und hat mehrere Ausgänge oft auf 50 Fuß im Umfange, damit er seinen Verfolgern leichter entgehen kann.

Der Fuchs frißt alle Arten von Federvieh und ihre Eyer, auch Hasen, Lämmer, Milch, Käse, Honig, Schlangen, Katzen, Eidechsen, Käfer, Fische, Obst, Weintrauben, und alles dieses sucht er mehr durch List als durch Gewalt zu erhaschen. Verschmitzt schleicht er herbey, und erhascht oft noch mit einem gewaltigen Sprunge den Vogel im Auffliegen. Diehe jagen mehrere in Gesellschaft, besonders wenn tiefer Schnee und Eis ihren flüchtigen Lauf erschweren.

Schon die Jungen, deren die Füchsin drey bis sechs wirft, werden, kaum über einen Monath alt, zum Rauben von der Mutter abgerichtet. Sie führt sie an den Eingang des Baues in die Sonne, hohlt ihnen manches Hühnchen, manchen Vogel, und läßt sie damit spielen, bis jedes ein Stück abreißt, und in einem Winkel knurrend verzehrt. Nach zwey Monathen werden sie schon auf die Jagd mitgenommen. Nach einem halben Jahre sind sie schon geübte Räuber, und sorgen für sich selbst.

Jung gefangene Füchse, die man mit Milch, Brot, Käse und Früchten ernährt, werden ziemlich zahm, und lassen sich so gar zur Jagd abrichten; doch behalten sie eine gewisse Wildheit. Gibt man ihnen aber Fleisch, so fressen sie bald alles, was sie im Jagen fangen. Alte Füchse bleiben in der Gefangenschaft immer unbändig, und müssen an Ketten gelegt werden; und man hat sich vor ihrer

Lücke zu hütten. Der Fuchs liebt die Freyheit so sehr, daß er sich, wenn er in einem Fuchseisen gefangen wird, auch wohl den eingequetschten Fuß abbeißt, um wieder frey zu seyn. Der Hund zeigt sich gegen den Fuchs äußerst feindselig. Er läßt auf der Jagd ein Reh oder anderes Stück Wildprät fahren, wenn ihm ein Fuchs zu Gesichte kommt. Doch hat man Beyspiele, daß Hunde mit jung aufgezogenen zahmen Füchsen sehr friedlich lebten.

Uner schöplich ist der Fuchs an List, um theils seine Raubgierde zu befriedigen, theils sich von dem, was ihm lästig ist, zu befreyn, und Nachstellungen zu vereiteln. Schon seine Art zu jagen, dem Winde entgegen, der die Witterung anderer Thiere ihm zu, seine eigene fort weht; sein kagenähnliches Schleichen auf dem Bauche, bis er nahe genug ist, durch einen gewagten Sprung seine Beute zu erreichen; sein ruhiges, stockstilles Liegen an Hecken, wenn etwa ein armer Hase des Weges daher kommt; seine Klugheit, nie in der Nähe seines Baues zu jagen, um diesen nicht zu verrathen, verdienen Bewunderung.

Verschiedene lustige Schwänke erzählt man von diesem Thiere. Plagen den Meister Fuchs die Flöhe, so geht er mit einem Büschel Moos im Maule rückwärts ganz langsam ins Wasser, und hält den Kopf in die Höhe. So bald sich nun seine Plaggeister im Moose, als der einzigen trocknen Freystätte, versammelt haben, läßt er das Büschel ins Wasser fallen. Will das nicht gelingen, so geht er ins Wasser, und läßt nur den Schwanz im Trocknen. Nun retten sich die Bewohner seines Pelzes darein; er aber läuft heraus, und schlägt den Schwanz gewaltig gegen die Bäume.

Wenn die Hunde ihn verfolgen, und ihm schon nahe auf den Pelz kommen, so harnet er in seinen Schwanz, um sie durch den abscheulichen Geruch zu verjagen; oder

er wälzt auch den nassen Schwanz im Sande, und schlägt damit den Hunden derb in's Gesicht, und weiß so recht nachdrücklich den Sand ihnen in die Augen zu streuen.

Geht er auf den Krebsfang aus, so setzt er sich hart an's Wasser, und läßt ganz harmlos seinen Schwanz in's Wasser hängen. So bald ein Krebs hinein kneipt, so wird der Schwanz plötzlich herausgezogen, und der Krebs gefressen.

Hat Meister Fuchs wilden Honig wo aufgefunden, so nähert er sich dem Bienenstocke, und läßt ganz geduldig die Bienen auf seinen Pelz einfallen. Glaubt er, es seyen ihrer genug auf ihm, so wälzt er sich schleunig auf der Erde, wiederhohlt das Bienenfangen und Wälzen öfters, bis er so viele ermordet hat, daß er den Honig ruhig verzehren kann.

Um eine Krähe zu erhaschen legt er ein Paar Köpfe von Vögeln hin. So wie diese, vergnügt über den Fund, zu fressen anfängt, stürzt er aus seinem Hinterhalte hervor, und erwürgt sie.

Er ist viel zu klug, um sich die Schnauze am stachelichen Igel zu verwunden: darum wälzt er, wenn sich der Igel kugelförmig zusammen zieht, denselben so lange hin und her, läßt wohl auch seinen Unrath auf ihn, bis das arme betäubte Thier die Glieder von sich streckt, daß es der Fuchs anpacken kann.

In Hühnerställen, die der Fuchs in der Stille der Nacht besucht, würgt er erst alles, damit er durch das Geschrey des Federviehes nicht verrathen werde, und trägt noch vor der Morgendämmerung die arme Schlachtopfer in seine Höhle. Dem Vogelsteller überhebt er oft der Mühe, die in Schlingen und auf Leimruthen gefangenen Vögel wegzunehmen. Sagen ihn die Hunde, so flieht er zwar oft nach seinem Bau, springt aber auch in's Di-

leicht, um ihnen das Nachsehen zu erschweren; wenn ein Baum etwas schief ist, so rettet er sich auf denselben. Wenn er die Überreste seines Raubes, die er nicht verzehren kann, vergräbt, so sieht er sich sorgfältig dabei um, deckt sie recht emsig zu, und blickt im Fortgehen oft nach dem Plaze zurück.

Dieses schlaue Thier ist sehr schwer zu fangen und zu erlegen. Der Dachshund sucht den Fuchs in seiner Höhle auf; er kann ihn aber nicht in die innerste Kammer verfolgen; er verräth nur durch Bellen, wo er ist, und man gräbt ihm nach. Man ersticht ihn auch durch Schwefel in seinem Baue, und fängt ihn mit Fallen und Netzen.

Sein Winterbalg wird von dem Kürschner zu Pelzwerk verarbeitet, von dem Sommerballe benutzt der Hutmacher die Haare. Die Fuchsschwänze geben wärmende Halskrausen im Winter auf Reisen. Die schlechteren dienen, um Gemählde und andere Dinge abzustäuben, die ein gröberer Kehrwisch beschädigen würde. Sein Fleisch wird bey uns nur von einigen armen Leuten gegessen.

Der Feigenbaum.

Das Vaterland des Feigenbaumes, der uns die süßen, wohlgeschmackten Feigen bringt, sind die wärmeren Gegenden Asiens; von da hat man ihn in den untern Theil von Italien, in das südliche Frankreich, nach Spanien und Portugall verpflanzt, wo er im freyen Lande zu einem hohen und starken Baum wächst. Bey uns hält man ihn entweder in Gefäßen, welche im Winter ins Gewächshaus gestellt werden, oder er steht im Freyen, und wird im spätem Herbste zur Erde gebogen, und mit Brettern, Laub oder Dünger bedeckt, daß er durch die Kälte nicht leidet.

In den südlichen Ländern braucht der Feigenbaum fast

gar keine Pflege. Man vermehret ihn theils durch Samen, theils durch Wurzelschößlinge, welche er in der Menge treibt; auch Zweige, die man in die Erde steckt, schlagen Wurzeln. Er liebt einen fetten, feuchten und fruchtbaren Boden; je mehr man daher die hiesigen mit gut verfaultem Kuhmist düngt, und je öfter man sie begießt, desto mehr Früchte tragen sie.

In den heißen Ländern behalten die Feigenbäume ihr Laub beständig; im südlichen Europa verlieren sie es einige Monathe lang. Der Baum muß sorgfältig beschnitten werden; am besten geschieht es im Herbst, damit er nicht durch das Ausfließen des Milchsaftes, der äzend ist, und selbst die Warzen an Fingern vertreibt, zu sehr entkräftet werde.

Die Feigen, welche in Asien und im südlichen Europa wachsen, schmecken weit besser, als die unsrigen, und man gewinnt auch eine unglaubliche Menge derselben, die man nicht alle frisch verzehren kann. Man trocknet viele zum Verkaufe, indem man sie mit den Zweigen abschneidet, und aufhängt. Sie werden dann entweder in Körbe von Weiden und Blättern, oder in Kisten und Fässer eingepackt. Sie werden häufig in alle Länder verführt. Merkwürdig ist es, daß die getrockneten Feigen in ihrem Vaterlande sich nur bis zum Monathe May gut erhalten, indem sie die dortige Hitze in Gährung bringt, wodurch der Geschmack verdorben wird. Bey uns haben wir gute Feigen das ganze Jahr hindurch.

Die Feigen sind dort, wo sie häufig wachsen, ein sehr wohlthätiges Product. Viele Menschen nähren sich nebst etwas Brot bloß davon, und befinden sich wohl dabey, da diese Kost sehr nährend ist. An manchen Orten mästet man die Schweine damit. Sonst werden sie von den Vögeln und andern Thieren sehr gesucht. Die Turken

bereiten Gemüse davon; in Italien und der Provence ist man sie mit Salz zum Frühstücke. Wegen ihrer nährenden und erweichenden Kraft werden sie auch zur Arzeneey verwendet.

Finnländer.

Die Finnländer oder Finen sind ein Hauptvölkerstamm Europens, der sich im Norden bis nach Siberien und an das Caspische Meer erstrecket. Sie haben ihre eigene Sprache, die mit der Ungarischen viel Ähnlichkeit hat, und sind größtentheils Protestanten, nur einige bekennen sich zur Griechischen Religion. Sie sind ein mäßiges, fleißiges, arbeitsames Volk, und wohnen fast unvermengt in dem Großfürstenthume Finnland, welches seit dem Jahre 1808 von Schweden an Rußland abgetreten ist.

Dieses Land ist fast so groß, als ganz Deutschland, aber sehr wenig bevölkert, so, daß auf dieser Strecke kaum 850,000 Menschen wohnen. Es ist voll Gebirge, Wälder, Sümpfe und Seen, daher es einen Überfluß an Holz, Fischen, Theer und ähnlichen Producten hat. Es hat auch gutes Rindvieh, und bringt mehr Getreide als die benachbarten Länder. Es hat mehrere gute Städte und Seehäfen im finnischen Meerbusen, auch gute Festungen z. B. Kronenburg, Helsingfors, Sweaborg. Die Witterung ist wie in dem übrigen Norden unstät, nebelig und rauh.

Franzose.

Die Franzosen wurden lange Zeit als das Muster äußerer Bildung von andern Nationen aufgestellt. Sie sind munter, lebhaft, von Natur witzig, überaus höflich, gesellig und dienstfertig, dabey aber äußerst leichtsinnig

und unbeständig, sie wechseln besonders in den Moden der Kleidung und des Puzes. Allenthalben äffte man ihnen nach, und bald hätten sie den gediegenen Charakter der andern Nationen verpestet, sie um Freyheit und National-Sinn gebracht.

Von jeher fühlte man an dem französischen Charakter Mangel an Religiosität, Biedersinn und strenger Rechtlichkeit, welche den Deutschen so vortheilhaft auszeichnen. Durch die französische Revolution, wo alles, was Gott und dem Menschen heilig ist, mit Füßen getreten, die Sittlichkeit verlacht, die Schulen der Religion und der Moralität zerstört, und die Jugend in gewissenlosem Leichtsinne unter Rauben, Morden, Betrug und Arglist erzogen, durch Krieg und Plünderung genährt wurde, ist der Funke von Gottesfurcht und Rechtlichkeit, der ohnedieß nur schwach glimmte, bey dem größten Theil der Nation, besonders bey dem Soldatenstande ganz erloschen, und wir haben neue Beyspiele, wie sie mit Eiden, mit Treue und Glauben auf die gottloseste Weise gespielt haben. So kann ich jetzt den Franzosen nur mit einem sehr schönen Apfel vergleichen, in dessen Innern ein ekelhafter Wurm am Kerne und Mark nagt, der noch andere unverdorbene Äpfel anzustecken droht.

Der Fischer.

Der Fischer sucht die im Wasser in Freyheit lebenden Fische zu fangen. Dazu gehört eine genaue Bekanntschaft mit dem Wasser, in welchem er Fischen will, und er muß die Gattungen der Fische kennen, die sich darin aufzuhalten pflegen. Anders wird die Fischerey auf Strömen und Flüssen, anders auf dem Meere betrieben.

Das Fischergewerbe
Gibt rüstigen Muth;

Sie haben zum Erbe
 Die Güter der Fluth.
 Sie graben nicht Schätze
 Sie pflügen kein Feld;
 Sie ernten im Neze,
 Und angeln sich Geld.

Der Fischer muß die besten Werkzeuge seines Gewerbes, als: Neze, Garne, Reusen, Angeln u. s. w. kennen, und sie wohl auch zum Theil selbst zu verfertigen wissen. Er muß auch mit der Natur und Lebensart der Fische bekannt seyn, daß er weiß, auf welche Art, zu welcher Zeit und mit welchem Köder jede Gattung sich am besten fangen läßt.

Er muß auch verstehen, Teiche anzulegen und die Fische in denselben zu ziehen und zu erhalten. Er muß daher die Natur und Lebensart der Fische, die man in Teichen mit Vortheil hegen kann, kennen. So gedeihet der Karpf am besten im schlammigen und fetten Wasser, die Forelle hingegen nur in klaren, kiesreichen Bächen; den räuberischen Hecht darf man nicht zu andern Fischen setzen, die sich fortpflanzen sollen, weil er die kleinen Fischchen auffrißt.

Der Fischer liefert uns manchen schmackhaften Fisch auf die Tafel. Die Bewohner der unfruchtbaren Gegenden des Nordens leben größten Theils von Fischen, die sie dörrn, räuchern und einsalzen, und auf solche Art als eine gute Speise genießen. Mit Häringen, Stockfischen, Sardellen, Aalen und andern eingesalzenen und geräucherten Fischen wird ein ausgebreiteter Handel getrieben.

Der Fleischer.

Des Fleischers Geschäft ist, das kleinere und größere Schlachtvieh einzukaufen, zu schlachten und in der Fleischbank zu verkaufen. Er geht in Begleitung seines



Gans.



Gurke.



Grönländer.



Grieche.



Gärtner.



Gärber.



Mezgerhundes auf das Gau, ohne die Ungemächlichkeiten der Bitterung zu scheuen, und kauft da Ochsen, Kühe, Kälber, Schafe, Lämmer, Schöpfe (Hammeln), Schweine u. dergl. zum Schlachten ein. Um vortheilhaft einkaufen zu können, muß er die Güte und den Werth des Viehes genau kennen. Durch Anschauen, Betasten und Heben muß er es zu schätzen wissen, und bey der Schätzung des Gewichtes darf es ihm um etliche Pfunde nicht fehlen.

Das Schlachten des Viehes, die Absonderung des Blutes und anderer Unreinigkeiten aus dem Körper desselben, das Zerlegen oder Aushauen des Fleisches, die Zubereitung desselben zu mancherley Speisen, die Behandlung der Eingeweide, das Wurstmachen u. s. w. fordern manche Fertigkeiten und Handgriffe, die der Fleischer erst durch viele Übung erlernet.

Ein braver Mezger mag das Vieh
 Wohl schlachten, doch nicht quälen,
 Und am Gewichte läßt er nie
 Auch nur ein Quentlein fehlen.
 Dem Armen, der sein Stückchen Fleisch
 Die langen sauern Wochen
 Hindurch erspart zum Sonntagsmahl,
 Dem gibt er's ohne Knochen.

Eine gute Polizey sorget dafür, daß jedes Stück geschlachtete Vieh von den beeideten Fleischbeschauern besichtigt werde, um den Verkauf des gefallenen und unreinen Viehes zu verhüten. Sie setzt dem Fleischer die Verkaufspreise der Fleischgattungen fest, und wachet, daß er das richtige Gewicht gibt.

Die Gans.

Unsere einheimische zahme Gans stammt von der wilden Gans ab, die im Herbst hoch in der Luft

in zahlreicher Gesellschaft streichet; sie ist aber größer als die wilde, daher auch schwerer. Durch übermäßige und gute Nahrungsmittel nimmt die zahme Gans erstaunlich an Gewicht zu. Eine Gans von 16 bis 18 Pfund ist nichts Seltenes. In tief gelegenen sumpfigen Gegenden, wo fettes Gras und Futter ist, hat man schon Gänse auf 20, 30 bis 40 Pfund Schwere gebracht.

Die zahme Gans ist ein einfältiges Thier, welches gern in Gesellschaft mit mehreren, und am liebsten bey Teichen, Sümpfen und Bächen sich aufhält. Außer Gras, Schilf und anderem Futter, das sie sich selbst auf der Weide und im Wasser suchen, fressen die Gänse allerley Abgänge aus der Küche, gekochte und ungekochte Erdäpfeln, Brot, Gerstenschrot, Hafer, Gerste und allerley Körner, zerstampfte und mit Kleye vermengte Disteln, auch gelbe und andere Rüben. Ohne Wasser kann man nicht leicht Gänse ziehen. Wenigstens muß immer ein großes Gefäß voll da stehen, indem sie plätschen können.

Im Februar oder März legt die Gans 7 bis 16 Eyer. Sie sucht sich selbst einen beliebigen Platz aus, wo sie sich von Stroh und Genist ein Nest macht, welches sie mit ihrem Leibe zu einem kesselartigen Loche drehet. Ist sie bey dieser Arbeit nicht gestört worden, so legt sie ihre Eyer allemahl in dieses Nest, und bedeckt sie sorgfältig. Zur Sicherheit nimmt man indeß jedesmahl das frisch gelegte Ey weg, und bewahrt es an einem trockenen Orte auf, bis das letzte erfolgt. Jetzt legt man der Gans 10 bis 15 Eyer zum Brüten unter, die sie leicht bedecken kann. Die Gans ist sehr eifrig im Brüten; sie steht täglich nur einmahl von den Ethern auf, dehnt und reckt sich, geht ein wenig in die freye Luft, und eilt dann wieder zu dem Neste. Sie deckt, wenn sie absteigt, die

Eyer sorgfältig zu, und nimmt äußerst wenig Nahrung zu sich. Man setzt ihr dieselbe nebst Wasser in einem Gefäße so nahe ans Nest hin, daß sie nicht aufzustehen braucht. Nach einem Brüten von 28 bis 30 Tagen kommen die Jungen aus den Eiern. Die sorgsame Mutter behält sie etwa noch 24 Stunden unter sich, damit sie recht trocken werden, und führt sie dann vor, wo sie gleich klein gebröckeltes Brot, frischgesottene und zerhackte Eyer, zerhackten Braunkohl u. dgl. essen. In acht Tagen gehen sie mit ihrer Mutter schon ins Grüne, und zupfen Gras ab. Die Gänse und der Gänserich schützen die Brut auf alle Art. Sie verjagen die Katzen und Ratten, und stellen sich gegen Alstern und Falken zur Wehre, wenn er ein Junges rauben will. Die kühne Mutter vertheidiget die ganze Schar so wehrhaft, daß auch muthige Hunde sich nicht an sie wagen. Beyde fallen sogar den Menschen an, wenn er ihren Jungen zu Schaden droht.

Die Gänse sind da, wo sie Weide haben, sehr leicht zu erhalten, und verschaffen guten Nutzen. Im Marchfelde, besonders in den sumpfigen Gegenden an der Donau und March werden viele Tausende derselben alljährlich gezogen. Wenn die Jungen alle Federn haben, bemerkt jede Hausmutter die Ihrigen mit einem Zeichen, und treibt sie zu dem Sumpfe. Da bleiben sie den ganzen Sommer über, und kommen im Herbst wohlbeleibt zurück. Freylich erhält nicht jede Hausmutter ihre volle Zahl, indem einige von Raubthieren und diebischen Menschen geraubt werden, andere durch Krankheiten und widrige Zufälle umkommen.

Das Fleisch der Gänse gibt, wie bekannt, einen sehr guten Braten, der auf den Tisch des Bauers, wie zum Mahle des Königs kommt. Das Fleisch der alten Gänse so auch der gemästeten ist aber für einen schwachen Magen

schwer zu verdauen. Man pöckelt die Gänse ein, und räuchert sie, besonders in Pommern. Das Gänsefett ist sehr wohlgeschmack, und wird theils mit Brot gegessen, theils verkocht. Es dient auch gegen das Erfrieren der Glieder, wenn man dieselben damit bestreicht. Auch in Apotheken wird es gebraucht. Die Gänse-Eyer sind zwar nicht so schmackhaft, wie jene der Hühner, aber dennoch esbar.

Die Hauptbenutzung dieses Geflügels besteht aber in den Flaumen und Federn, welche für das Lager der Menschen ein so allgemeines Bedürfnis geworden sind. Die Kiele der Flügel Federn werden bekannter Maßen zum Schreiben gebraucht. Man benützt Flaumen, Federn und Kiele nicht nur von den geschlachteten Gänsen, sondern auch von den noch lebenden. Da sie dieselben ohnehin durch das Mausern verlieren würden, so werden sie ihnen im Sommer zur Mausezeit größten Theils ausgeraufet.

Man muß über die Zahl der Gänse erstaunen, welche zu unsern Flaumen- und Federbetten erfordert werden. Man rechnet gewöhnlich für jedes Bett im Durchschnitte 40 Pfund Flaumen und Federn. Vier bis fünf geschlachtete Gänse geben ein Pfund Flaumen und Federn; es werden also zu einem Bette 160 bis 200 Gänse erfordert. Wien hat 245,000 Einwohner; für jeden derselben darf man ein Bett rechnen, da es in Familien, Gasthöfen, bey den Trödlern u. s. w. viele leere Betten gibt, in denen nicht täglich ein Mensch schläft. Manche Betten, besonders in Bürgerfamilien haben wohl mehr als 40 Pfund Federn und Flaumen. Nimmt man in Wien 245,000 Betten an, und rechnet man die Federn von 200 Gänsen auf ein Bett, so müssen 49,000,000, sage: neun und vierzig Millionen Gänse die Federn und

Flaumen dazu geliefert haben, und das sind mehr als noch ein mahl so viel Gänse, als der Osterreichische Kaiserstaat Einwohner hat. Mit den Gänse-Federn wird ein beträchtlicher Handel getrieben. Sie werden auch zu Federbüschen und Federmüssen verwendet.

Die Gurke.

Die Gurke ist ein allgemein bekanntes Küchengewächs, das in unsern Kohlgärten häufig gebauet wird. Sie ist aber eine zärtliche Pflanze, und sehr empfindlich gegen die geringste Kälte. Dieses beweiset, daß sie aus einem milderen Himmelsstriche zu uns gekommen seyn müsse.

Die Gurken erfordern ein gutes, fettes, wohlgedüngtes, lockeres und warmes Erdreich. Sie werden im Frühjahre aus dem Samen gezogen; und wie die Pflanze aus demselben keimt, muß sie sorgfältig vor Reif und Nachtfrösten bewahret, und reichlich mit Wasser, das in der Sonne gestanden hat, des Morgens und Abends begossen werden. Die Pflanze treibt nun lange, ästige, auf der Erde hinkriechende Stängel mit großen Blättern, welche, wie die Stängel, stachelig sind, und auch Ranken oder Gabelchen, womit sie sich anhält. In dem Winkel, wo das Blatt aus dem Mutterstängel hervorgewachsen ist, kommt eine schöne gelbe, glockenförmige Blüthe hervor, aus welcher die Frucht, die Gurke, erwächst.

Auf diese Art überdecken einige Gurkengewächse ein ganzes Gartenbeet. Man kann sie auch, wie z. B. den Weinstock an ein Spalier an einer Sonnenreichen Wand in die Höhe ziehen. Auf diese Art erhält man im Frühjahre zeitige und schönere Früchte.

Der Verbrauch der Gurken zu Salaten, oder wenn

ſie noch klein ſind, zum Einmachen mit Waſſer, Salz, Wein- Kirschlaub; Eſſig und Gewürz iſt bekannt genug. Schwache Magen verdauen eingemachte Gurken ſchwer, und dürfen daher nicht viel eſſen. Der ausgepreſſte Saft der Gurken iſt ein bewährtes Mittel gegen die Schwindſucht. Auch ſelbſt rohe, geſchälte Gurken, in unbeſtimmter Menge genoſſen, haben die Schwindſucht aus dem Grunde geheilt. Auch der Same wird als Arzenei be- reitet. Die Schalen der Gurken frißt das Vieh ſehr gern. Mit den ſchlechten Früchten kann man auch die Enten füttern. Wer hätte wohl geglaubt, daß der Schöpfer dieſem gemeinen, auf der Erde kriechenden Ge- wächſe ſolche Heilkräfte verliehen habe?

Grönländer.

Die Grönländer ſind ein armes, einfältiges Volk, welche ein Land, das von Eis und Kälte ſtarret, bewoh- nen. Grönland liegt zwiſchen Island und einem Theil von Nord-Amerika, und gehört Dänemark. Die öſtliche Seite dieſes Eislandes iſt wegen des vielen Eises, das ſich in hohen Bergen aufthürmet, gar nicht zugänglich und unbewohnt. Nur gegen Weſten kann man dieſem Lande in den Sommermonathen, wie wohl nicht ohne Gefahr, zukommen.

Grönland war ſchon früher als Amerika, und zwar im neunten Jahrhunderte entdeckt worden, und es ließen ſich dort, neben den Eingebornen Norwegiſche Colonisten nieder. Nach und nach wurde aber die Ver- bindung zwiſchen dieſem Lande und Norwegen ganz auf- gehoben, man fand durch das Eis den Weg nicht mehr hin. Erſt in dieſem Jahrhunderte gelang es den Dänen wieder, dieſes Land aufzufinden.

Dieſes Land iſt voll Berge, die immer mit Schnee

bedeckt sind. Der Sommer dauert kaum über drey Monathe, vom Junius bis in die Mitte Septembers, die übrige Zeit ist strenger Winter. Vom Junius bis August geht die Sonne gar nicht unter, im Winter aber ist sie kaum ein wenig sichtbar. Man findet wenig Bäume, und die Früchte werden selten reif. Es gibt hier eine große Menge Rennthiere, viel Wild, und in dem Meere an den Küsten viele Wallfische.

Die Grönländer, so wohl Männer als Weiber, sind klein und untersezt mit platten Gesichtern. Ihre Haare sind schwarz und struppig, ihr Gesicht von dem Dampfe und Rauch in ihren niedrigen Hütten schmutzig braun. Sie leben hauptsächlich vom Fischfange, und auch von der Jagd, denn Getreide bringt ihr eisiges Land in den drey Sommermonathen wenig hervor. Sie kennen wenige Krankheiten, auch die Kinderpocken nicht, doch sind sie fast das ganze Jahr hindurch mit dem Schnupfen geplagt. Sie haben keine Ärzte. Sie sind Heiden; doch wurde auch schon das Christenthum unter ihnen verbreitet. Sie haben ihre eigene Sprache, und sind überhaupt sehr einfältig und dumm.

Griechen.

Die Griechen bewohnen die Provinzen Macedonien, Thessalien, Albanien, Epirus, Livadien, Morea, die Insel Negropont und die Inseln des Archipelagus, welche alle beyläufig das alte Griechenland ausmachten. Dieses Land, welches in den alten Zeiten die Wissenschaften und Künste zu dem höchsten Flor gebracht hatte, und deren alte Bewohner noch jetzt die Bewunderung aller gebildeten Nationen erregen, liegt unter dem gesegnetsten und glücklichsten Himmelsstriche, und ist seit dem Jahre 1453 unter der Oberherrschaft der Türken. Die

Neu= Griechen haben mit Vordältern kaum etwas anderes, als die schöne körperliche Gestalt gemein; besonders findet man in ihrer Gesichtsbildung jene vollendete Schönheit, welche die alten Griechischen Künstler zum Vorbilde ihrer herrlichen Gemählde und Bildsäulen genommen haben. Bey diesen Vorzügen des Körpers sind sie aber in der geistigen Bildung sehr weit zurück; sie leben in Unwissenheit, sind arglistig, abergläubisch, und sehr geneigt, andere zu bevorthailen. Sie haben eine eigene Religion, die Griechisch= nicht unirte, und eine Sprache, die aus der Altgriechischen entstanden ist, und noch viel von dem Wohlklange derselben hat. Sie treiben alle Handwerke, besonders aber geben sich sehr viele mit dem Groß= und Kleinhandel ab, und reisen auch zahlreich außer Land, um ihre Handelsgeschäfte zu treiben.

Die Rohesten, aber zugleich auch die Tapfersten unter den Griechen sind die Albanier, von denen hier einer abgebildet ist. Sie wohnen in dem rauhen und gebirgigen Albanien, und nähren sich mehr von Jagd, Raub und Plünderung, als von Ackerbau und Viehzucht. Aus diesem Volke bildet jeder Türkische Pascha in Griechenland, wie in dem fernsten Asien und Aegypten seine Leibwache. Die Arnauten, (so nennt man die Albanier auch) sind die tapfersten Soldaten im Türkischen Heere, so auch die treuesten. Ihre Kleidung besteht aus einer rothen Mütze, aus weiten Beinkleidern, Riemschuhen, einem Wamms oder Rocke oder buntem Mantel. Eine gute Büchse, zwey Pistolen, ein Säbel oder Dolch sind ihre Waffen. So wild und raubgierig der Arnaute ist, so wenig verletz er die Gastfreundschaft, so wenig vergreift er sich an einem Reisenden, dem er als Schutzwache mitgegeben ist.

Der Gärtner.

Der Gärtner beschäftigt sich mit der Pflege der Gärten. Es gibt Obst- und Küchengärtner, oder Kunst- und Ziergärtner. Erstere beschäftigen sich vorzüglich mit der Pflege der Obstbäume und dem Anbaue des Gemüses, letztere legen herrliche Ziergärten an, und pflegen sie, um unser Auge durch den schönen Wuchs der Bäume, durch den Anblick der verschiedenartigen lieblichen Blumen zu ergehen, und uns in denselben angenehme körperliche Bewegung und Ruhe in freyer Luft auf Spaziergängen zu verschaffen.

Der Gartenbau gewährt demjenigen, der ihn treibt, nach vollbrachter saurer Arbeit manchen frohen Genuß. Glücklich ist der zu preisen, dem es das Schicksal vergönnt, der mütterlichen Erde nahe und treu zu bleiben, und in dem Umgange mit der Natur seine Freude, seine Arbeit und seine Bestimmung zu finden!

Man muß nur rasch zur Arbeit geh'n:

Der Mühe folget Segen.

Wie lohn't's der Mühe, wenn so schön,
Getränkt von Gottes Regen,

Die Pflanzen auf den Beeten steh'n;

Wenn Blumen prangend rings gedeihen,

Und Augen an den Zweigen;

Wenn sich die Bäume groß und klein

Von süßen Lasten neigen,

Wie herzlich kann man da sich freu'n!

Der Küchengärtner pflanzt alle Gemüsearten oder Küchengewächse: Spinat, Kohl, allerley Wurzeln, Zwiebeln, Salat, Gurken, Hülsenfrüchte, Rüben u. s. w. Der Boden muß etliche Male gelockert, gut gedünget, geebnet und vom Unkraute gereiniget, die Pflanzen oft begossen werden, wenn die Küchengewächse gedeihen sollen. Einige Gewächse, wie z. B. die Melonen, ver-

tragen nicht wohl unser Klima; wir müßten sie entweder ganz entbehren, oder wir würden sie sehr spät erhalten, wenn der Gärtner nicht Mist- oder Frühbeete anlegete.

Auch die Obstbäume, mit deren Pflege sich der Gärtner abgibt, erfordern viel Fleiß und Sorge; aber sie lohnen durch reichliche Früchte. Um den Boden in dem Obstgarten bey Kräften zu erhalten, muß er ihn zu Zeiten düngen. Er muß die Bäume nur in bestimmter Entfernung von einander setzen, sie beschneiden, von Raupen reinigen, von dem Brande, der Fäulniß und anderen Krankheiten heilen, und vor den Ameisen beschützen.

Um junge Obstbäume zu erhalten, errichtet der Gärtner eine Baumschule. Er säet dort die Obstkerne als Samen in den Boden, und erhält dadurch junge Wildlinge. Diese veredelt er durch Pfropfen, durch Oculieren und durch Copulieren, indem er den unedlen Stamm mit einem Reife von einem fruchtbaren Baume vereinigt, und ihn dadurch fähig macht, gute und schmackhafte Früchte zu tragen. Diese Arbeit läßt sich besser sehen, als beschreiben.

Er versetzt die gepfropften und oculierten Bäume an einen ihnen angemessenen Platz. Er lockert von Zeit zu Zeit die Erde um die Wurzeln auf, damit sich dieselben ausbreiten und der Regen eindringen kann; er hält sie vom Unkraute rein, damit ihnen nicht durch dieselben die Nahrung entzogen werde; er bindet die jungen Stämme an Pfähle, damit sie der Wind nicht umreißt, entwurzelt oder abbricht; er reiniget sie von wildem und dürrer Holz und von dem Moose, das sich an die Rinde ansetzt, und schützt sie im Winter durch Belegung der Wurzeln mit Mist, durch Umwinden der Stämme mit Stroh vor Erfrieren, und kehret alles vor, daß sie zu Fruchttragenden Bäumen heranwachsen und

seine Mühe und Sorge durch reichliche Früchte lohnen. Einige Obstbäume z. B. Citronen, Pomeranzen = Bäume, die in freyer Luft bey uns nicht in allen Jahreszeiten fortkommen, pflaget er mit vieler Sorge in den Treibhäusern.

Die Blumen bauet der Gärtner so wohl des Vergnügens als des Nutzens wegen an, den er aus ihrem Verkauf zieht. Sie erfordern eine eigene Behandlung, die der Gärtner gut verstehen muß, und er ziehet sie entweder auf Blumenbeeten oder in Blumentöpfen. Außer den inländischen Blumen, die im freyen Boden fortkommen, pflanzt er auch noch verschiedene ausländische fremde und seltene Blumen und andere Gewächse in den Treibhäusern.

Dem Ziergärtner liegt vorzüglich die Anlage der Kunstgärten und deren Unterhaltung ob. Jetzt werden sie gewöhnlich im Englischen Geschmack angelegt, wo Wiesen, Haine, freye Aussichten, Bäche, Teiche und Grasplätze, Lauben und Alleen, Grotten und Felsen angenehm mit einander abwechseln, und die verschönernde Natur nachgeahmt wird. Das Auge wird bald von einer genau beobachteten Regelmäßigkeit, bald von einer angenehmen und zweckmäßig veranstalteten Regellosigkeit gereizt, und durch schnelle Abwechslung der Anlagen ergetzt.

Die botanischen Gärten werden zur Beförderung der Gewächskunde angelegt, und enthalten eine Sammlung in- und ausländischer Pflanzen, vorzüglich solcher, welche eine Heilkraft besitzen, damit junge Ärzte und andere, welche die Kräuterkunde, (Botanik), studieren, sich durch den Augenschein über diese oder jene Pflanze belehren können. In den Treibhäusern der botanischen Gärten findet man den Kaffeh = Pfeffer = Cacao = Baum,

den Theestrauch, Aloen und andere seltene Bäume. Ein Gärtner braucht viele Kenntnisse und Erfahrungen, um so einen Garten mit Nutzen pflügen zu können.

Der Färber.

Die Häute der Thiere benützt der Mensch zur Kleidung. Sie werden entweder zu Leder, oder zu Pelz und Rauchwerk verarbeitet. Zu Leder gärbt sie der Loh- oder Rothgärber (Lederer) und der Weißgärber, zu Pelzwerk der Kürschner.

Der Loh- oder Rothgärber bereitet aus den Häuten der Ochsen und Kühe das Sohlenleder (Pfundleder), und aus den Häuten der Pferde, Kälber u. d. gl. das Oberleder zu den Schuhen und Stiefeln, zu Sattlerarbeiten, auch Brandsohlen-Leder, Schmahleder, Fahlleder oder lohgares Kalbleder, Lützen u. d. gl. Der Weiß- oder Sämisch-Gärber verarbeitet die Hirsch-, Reh-, Bocks- und Ziegenhäute, die Felle der Hammel, Schafe, Lämmer u. d. gl. zu weichem Leder (Sämisch-Leder), woraus Weinkleider, Handschuhe, Säckelchen u. d. gl. verfertigt werden. Das Färben ist eine saure und schmutzige Arbeit; aber es nährt ihren Mann reichlich, wie das Sprichwort sagt: Stinkende Häute machen reiche Leute.

Der Loh- oder Rothgärber (Lederer) weicht die Ochsen-, Kuh- Pferdhäute und Kalbfelle in Flußwasser ein, um die darin befindlichen Unreinigkeiten heraus zu ziehen, und sie weiß zu machen. Dann schabt er sie mit dem Schabeisen auf dem Schabebaum an der inwendigen Seite ab, wodurch er das Wasser wieder austreibt. Sie werden dann wieder ins Wasser gehangen, bis der Geruch verräth, daß sie zu faulen anfangen, und hernach werden sie auf dem Lederbock gelegt, daß das Wasser davon ablaufe. Jetzt wird die inwendige Seite, welche die Lederer das Naß

nennen, mit Salz bestreuet, zusammen gelegt, und zum Schwitzen gebracht, daß die Haare in der Wurzel los werden. Nun werden die Häute abgepält, d. i. die Haare werden mit einem stumpfen Schabmesser auf dem Scha-
bebaum abgestossen. Dann werden die Häute wieder ins Wasser gehangen, ausgestrichen, und mit dem Putzmesser von den Grundhaaren ganz gereiniget. So werden sie in die Treib- oder Schwellfarbe gethan, d. i. in eine Brühe von Fichtenholz oder zerhauener Birkenrinde und Eichenholz in einen Kessel gelegt.

Die Häute gehen durch drey und noch mehr solche Brühen und Farben, wo sie immer besser werden. Endlich kommen sie unter die Erde in die Grube, wo sie aufgeschichtet, mit Asche, Kalk und Lohe von Fichten und Eichen bestreut, und auf diese Art gar gemacht werden. Nachdem sie mehrere Wochen in derselben gelegen haben, werden sie herausgenommen, das Loh abgeschüttelt, gereiniget, aufgehangen und an der Sonne getrocknet. Nachher werden die Häute gepreßt, und so ist Pfund- oder Sohlenleder fertig. Auf ähnliche Art werden die übrigen Gattungen Leder bereitet. Das zu Schuhen, Stiefeln und zu Sattlerarbeiten bestimmte Lehgare Leder wird oft auf der Narbenseite mit Eisenschwärze, welche aus saurem Bier und altem Eisen entsteht, geschwärzet, und nachher mit warmem Fischthran, Unschlitt und anderem stinkenden Fett eingeschmiert.

Der Weiß- oder Sämischgärber bereitet die Felle, deren Haare nicht weiter benützt werden, im Kalk-
äcker zum Enthaaren vor, die Schaf- und Hammelfelle aber werden, um die Wolle gut zu erhalten, nur auf der Fleischseite mit Asche und Kalk bestreuet, (geschwödet), zum Schwitzen auf einander gelegt, und auf dem Ab-
stoßbaume der Wolle beraubt, (geblöset.)

Nach dem Erthaaren werden die Felle noch einige Male gestrichen, eingeweicht, und dann mit einer hölzernen Stoßkeule gewalkt. Darauf kommen sie in die Kleyenbeize, welche aus Weizenkleye, Salz und Wasser besteht, um sie völlig vom Kalk zu reinigen, und nachdem sie vorher ausgewunden sind, in die Alaunbrühe, die aus Alaun und Kochsalz gemacht wird. Wenn sie getrocknet und wieder etwas angefeuchtet sind, stollet oder schabet man sie mit einer eisernen Scheibe, um ihnen noch mehr Geschmeidigkeit zu geben, und so sind sie fertig.

Der Hahn.

Der schöne Haushahn zeichnet sich unter dem übrigen Geflügel im Hofe durch einen großen vollen Kamm, das feurige Auge, lange glänzende Halsfedern, den in die Höhe gebogenen zusammen gedrückten Schwanz und große Sporne an den Füßen aus. Stolz schreitet er einher, und er ist lebhaft in allen seinen Bewegungen. Er übt eine unumschränkte Herrschaft unter den Hennen im Hofe aus, und er leidet keinen andern Hahn neben sich.

So sehr er seine Herrschaft über die Hennenschar zu behaupten weiß, und so empfindlich er sie strafet, wenn sie nicht seinen Willen befolgen, so sehr ist er auch für die Hennen besorgt. Er begleitet und vertheidiget sie allenthalben, sucht die verlaufenen auf, und bringt sie wieder zusammen, und hält nicht eher seine Mahlzeit, als bis er erst um sich her seine Hühner fressen sieht.

Der Hahn krähet des Nachtes gewöhnlich drey Mahl: um Mitternacht, gegen Morgen und wenn der Tag anbricht. Am Tage krähet er, wenn es ihm einfällt; auch bey der Nacht läßt er öfter seine Stimme hören, wenn eine feuchte Witterung einfällt, oder wenn er einen andern Hahn in der Nachbarschaft krähen hört.



Hahn.



Hyacinthe.



Hottentott.



Hallore.



Hufschmid.



Holzhacker.



Der Hahn ist sehr kampflustig. Nichts kann seinen Zorn mehr reizen, als wenn ein fremder Hahn es waget, sich seiner Herde zu nähern. Mit feurigen Augen und empor stehenden Federn geht er auf denselben los, fällt ihn wüthend an, und kämpft so lange mit ihm, bis der fremde Hahn sich entweder zurück zieht, oder bis einer von beyden tödtlich verwundet wird, oder gar todt auf dem Kampfplatze bleibt.

Überhaupt herrschet eine natürliche Abneigung unter den Hähnen, welche die Menschen zu ihrer zwar nicht ehrenvollen Belustigung anzuwenden wußten. Schon in den alten Zeiten wurden Hähne mit vieler Kunst abgerichtet, in Gegenwart vieler Zuschauer mit einander auf Leben und Tod zu kämpfen. Sie waren wohl genährt und an den Füßen mit eisernen Spornen bewaffnet.

Diese Hahnenkämpfe führte zuerst der große Feldherr Themistokles bey den Atheniensern ein. Als er die Armee der Atheniensser einst in den Krieg gegen die Perser führte, entspann sich zufällig im Angesichte des Heeres ein blutiger Kampf zwischen zwey Hähnen, dem die kampflustigen Krieger mit Vergnügen zusahen. Themistokles nahm Veranlassung, seine Soldaten durch dieses Beispiel zu einem tapfern und muthigen Angriffe wider die Perser zu ermuntern. Seine Worte wirkten; die Perser wurden besiegt. Dadurch kam der Hahnenkampf in Credit; man glaubte, daß er hinfür eine Ermunterung zur Tapferkeit seyn würde, und nach geendigtem Persischen Kriege wurde auf Veranlassung des Themistokles ein Gesetz gegeben, daß alljährlich ein Hahnenkampf öffentlich zu Athen gehalten werden sollte. In diesen Kämpfen zeichneten sich besonders die Hähne von der Insel Rhodus durch Muth und Tapferkeit aus; man fütterte sie einige Zeit lang mit Knoblauch, um ihre Hitze zu vermehren.

Diese Hahnenkämpfe waren in der Folge in ganz Griechenland und Asien, auch zu Rom eingeführt worden. Jetzt sind sie noch in England üblich.

Sie werden in einem großen Amphitheater angestellt, in welchem sich eine Menge Zuschauer versammeln. Zwey Hähne, die schon einige Zeit zum Kampfe abgerichtet, kühn und wild gemacht worden sind, treten mit stählernen Spornen an den Füßen in der Mitte des Kampfplatzes auf. Mit gestreckten Flügeln fahren sie über den Erdboden weg, sträuben die Federn des Halses und Schwanzes mächtig empor, und fordern einander mit einem feindseligen Kopfnicken zum Kampfe auf. Sie fahren bald mit großer Wuth auf einander los, reißen und haken sich, bald treten sie mit gesenktem Halse und Rache drohenden Augen einige Schritte zurück, um den Angriff nach dieser scheinbaren Ruhe mit größerer Wuth wiederhohlen zu können, und machen dem blutigen Kampfe nicht eher ein Ende, als bis einer von beyden entweder getödet, oder tödtlich verwundet worden ist.

Der Überwinder, mit Staub und Blut bedeckt, stellt sich dann voll Stolz und Zufriedenheit in die Mitte des Kampfplatzes, schreyet seinen Sieg aus vollem Halse aus, und guckt freudig umher, ob man ihn auch bewundere. Überlebt ein kämpfender Hahn seine Niederlage, so trachtet er, in dem nächsten Schlupfwinkel sich den Augen der Zuschauer zu entziehen. Bey solchen Hahnenkämpfen werden große Summen Geldes verwettet, welcher Hahn, wohl siegen werde?

Hyacinthe.

Aus einem unansehnlichen Blümchen, welches in Asien und Afrika, auch im südlichen Europa wild wächst, hat der Mensch durch Sorge und Pflege die herrliche Hyacinthe

geschaffen, welche eben so unsere Gärten wie in Töpfen unsere Zimmer ziert, und einen angenehmen Geruch um sich verbreitet. An einem hohen, oft zwey Fuß langen Stängel hängen zwanzig bis dreyßig Blumen von verschiedenen Farben, blau, weiß, roth, gelb.

Aus einem Zwiebel, den man für giftig hält, wächst die Hyacinthe hervor. Im Herbste legt man die Zwiebeln auf ein fettes, lockeres Beet von feiner gut gemischter Gartenerde. Im Winter deckt man dasselbe leicht zu. Im May oder eher noch kommen die duftenden Blüthen zum Vorschein. Nach vier Wochen fangen die Stauden an zu welken; nun nimmt man die Zwiebeln heraus, reiniget sie, und legt sie an einen trocknen luftigen Ort hin, bis zum Herbst. Die Holländer zeichnen sich durch die Hyacinthen = Cultur vorzüglich aus, und ziehen für diese Gewächse jährlich ansehnliche Summen vom Auslande, indem sie die kostbaren Sorten derselben um 50 bis 60 Gulden Conventions = Münze verkaufen.

Hottentotte.

Die Hottentotten bewohnen eine Halb = Insel im südlichen Afrika, welche westlich und südöstlich an das Meer gränzt, südlich aber in das Vorgebirg der guten Hoffnung, die Süd = Spitze von Afrika, ausläuft. Sie sind weniger zahlreich, seit dem die Europäer sich in diesem Lande niedergelassen haben.

Der Hottentotte ist gelbbraun und wohlgewachsen. Seinen Körper reibt er mit Fett ein, um ihn geschmeidig zu machen, aber deswegen verbreitet er einen üblen Geruch um sich herum. Er ist von Natur gutmüthig, aber äußerst träge. Er hungert lieber einen Tag lang, als daß er einen Hammel, den er geschenkt haben kann, eine Viertelstunde weit hohle; hat er aber viel zu essen,

so hört er auch nicht auf, bis der letzte Bissen verzehrt ist. Er ist in seiner Kost nicht lecker, er ißt fast alles ohne Unterschied, das Fleisch halb gebraten mit Asche und Kohlen. Darm und Fett sind seine Lieblingsspeise. Eine Art Raupe geben einen Leckerbissen; Trinken, Tabakrauchen sind angenehme Dinge für ihn. Eine Art kurzer Mantel von Thierfell ist seine einzige Bekleidung, die zugleich in der Kälte als Bettdecke dient.

Die Hottentotten wohnen in Hütten, die niedrig und wie Backofen gestaltet sind. In der Mitte derselben kann selten eine große Person aufrecht stehen; die Thür ist so niedrig, daß man nur hinein kriechen kann. In der Mitte der Hütte ist der Feuerherd oder die Küche, um welche sich alle lagern. Die niedrige Thür ist zugleich das Fenster, um Licht zu erhalten, und der einzige Ausgang des Rauches. Ist es kalt, so wird sie mit einem Thierfelle oder einer Matte verschlossen. In so einer Hütte hält sich eine ganze Familie, die oft aus zehn Personen besteht, auf. Alle liegen im Staub auf der Erde, wie Igel zusammen gekrochen, herum auf Schafpelzen, und bewegen sich nur von der Stelle, um Holz zum Feuer zu legen, oder die Pfeife anzuzünden, oder ein Stück Fleisch, welches auf den glühenden Kohlen kocht, umzuwenden. Viele solcher Hütten stehen in einem Kreise beisammen, die Thüren sämmtlich einwärts gekehrt. Hierdurch wird in der Mitte ein Platz gebildet, wo sie während der Nacht ihre Herden versammeln. Sie bleiben mit ihren Hütten so lange an dem nämlichen Orte, als ihr Vieh Nahrung findet.

So träge der Hottentotte gewöhnlich ist, so zeigt er doch viel Gewandtheit auf der Jagd. Seine Waffen sind ein Wurfspeer (Hassagen), mit dem er auf vierzig Schritte sicher trifft, dann Bogen und Pfeile. Um Wildbrät für

die Familie zu erlegen, jagen zwey oder drey mit einander, oft aber gehen alle Männer eines Dorfes mit einander, um ein wildes Thier zu tödten, das ihre Herden beunruhiget. Kommen sie einem Elephanten, Nashorn, Elen oder wilden Esel auf die Spur, so umringen sie ihn in einem weiten Kreise, schließen denselben immer enger ein, greifen das Thier mit den Fassagenen an, und treffen so richtig, daß es schwer verwundet ihre Beute wird. Dann fallen sie über dasselbe her, schneiden das Fleisch in Riemen, braten und essen, so lange ein Bissen übrig ist. Übrigens lebt dieses Volk in größter Unwissenheit, ohne alle Religion.

Hallore.

So nennt man die Arbeitsleute in den Salzwerken bey der Stadt Halle in Sachsen, welche die Sohle (das Salzwasser) aus den Salz-Brunnen herausschaffen, in großen Kesseln Salz daraus sieden, und es so weit bereiten, daß es zum Verbräuche geeignet ist. Diese Arbeitsleute sind Überbleibsel der alten Wenden, und machen unter sich gleichsam einen kleinen Staat aus; denn sie stehen nicht unter der Obrigkeit des Ortes, sondern haben ihr eigenes Rathhaus und eine eigene Obrigkeit, den Salzgrafen, der ihnen in Streitsachen Recht spricht.

Die Halloren, so wie die Arbeiter in andern Salzwerken sind uns dadurch sehr nützlich, daß sie uns das Salz aus dem Innern der Berge herausfördern, und es so weit bereiten, daß wir es verbrauchen können. Das Salz ist die beste Würze der Speisen, und in der Küche unentbehrlich. Es befördert die Verdauung und widersteht der Fäulniß. Auch dem Viehe ist das Salz sehr heilsam; es sichert es vor mancherley Krankheiten, und heilt oft gefährliche Seuchen, so wie es auch bey Menschen als

ein zertheilendes, schleimauflösendes und abführendes Arzeneymittel gebraucht wird. Außer dem dient es zu verschiedenen chymischen Arbeiten, z. B. bey dem Schmelzen der Metalle, bey Reinigung der Gläser von fremden Farben, bey den Glasuren, bey dem Kochen der Seife, bey der Bereitung des Leders u. s. w. Dumpfig und modrig schmeckende Brunnen pflegt man durch hineingeworfenes Salz zu verbessern, welches besonders nach Überschwemmungen geschehen muß, damit das Wasser in den Brunnen wieder rein werde. Salzwasser ist, wie Seifensiederlauge, eines der besten Mittel zur Dämpfung des Feuers.

Man hat Quellsalz, Steinsalz- und Seesalz. Das Quellsalz ist in der Regel das reinste und beste zum Gebrauche in der Küche. Es wird aus solchen Quellen gesotten, welche das in der Erde befindliche Salz aufgelöset mit sich führen. Man leitet auch Wasser in die Salzwerke, und läßt durch dasselbe Salz und Erde in eine Sohle auflösen, und führt dieselbe durch Rinnen in die Sudpfannen, wo sich nach dem Sieden das reine Salz zu Boden setzt, die Erdtheile aber oben im Wasser schwimmen, welche mit demselben abgeschöpft werden. Die größten Salzgruben im Osterreichischen Kaiserstaate sind im Salzkammergute im Lande ob der Enns, in welchen das nöthige Kochsalz für Osterreich, Böhmen und Mähren gewonnen wird.

Man findet ganze Berge von Steinsalz, in welchen die Salzsteine bergmännisch zu Tage gefördert werden. Sie sind sehr fest, klar, fast durchsichtig und so hart, daß man Leuchter, Dosen und ähnliche Sachen daraus verfertigt, die schön, wie Krystall sind, und im Trocknen sich immer erhalten. Diese Salzsteine können weit und breit verführt werden. Man legt sie ganz den

Rühen und Schafen zum Lecken vor, für die Küche werden sie zermahlen. Siebenbürgen hat sehr viel Steinsalz, auch zu Hall in Tyrol ist ein solcher Salzberg. Das berühmteste Salzbergwerk ist zu Wielizka in der Gegend von Krakau in Galizien, welches seit dem dreyzehnten Jahrhunderte bearbeitet wird, und noch immer unerschöpflich zu seyn scheint.

Seesalz (Meersalz) wird an den Ufern des Meeres und salziger Seen gewonnen, indem man das Wasser in flache, weite Gruben leitet, wo es an der Sonne verdunstet, das Salz aber zurück bleibt. So geschieht es bey uns in der Gegend von Trieste. In den nördlichen Ländern läßt man das in den Gruben gesammelte Wasser frieren, und wirft dann das Eis heraus, wodurch man ebenfalls seinen Zweck erreicht; denn nur das süße Wasser, nicht aber die Salzsohle gefriert. Das auf diese Art gewonnene Salz wird wieder in reinem Wasser aufgelöst, und vom Neuen abgedunstet um es zu reinigen. Das Seesalz hat aber einen bitterlichen Geschmack, und dient vorzüglich zum Einpökeln der Seefische, weil es schärfer als Quellsalz ist.

Der Hufschmid.

Der Hufschmid ist unstreitig der älteste aller Eisenarbeiter, weil er auf die einfachste Art aus Stabeisen allerley grobe Geräthe, die Werkzeuge zu dem Feld- und Ackerbau verfertiget. Er beschlägt auch die Pferde, Wagen und Fässer.

Das Werkzeug, das am nöthigsten uns ist,
 Muß uns der wack're Schmid verschaffen,
 Die Pflugschar, unser Feld zu bau'n,
 Das Beil, um Holz uns abzuhau'n,
 Die Sichel, Sensen, und die Eisen für das
 Pferd,

Schürhaken, Feuerzangen, Röste auf den Herd,
Und für den tapferen Soldaten Waffen.

Der Schmid bekommt das Eisen, das er verarbeiten will, von den Eisenhändlern oder Hammerwerken in langen Stangen. Außerdem gebraucht er auch Stahl. Beides erwärmt er durch Holz- oder Steinkohlen auf der Esse mit dem Blasebalge, den er mit dem Fuße tritt, und bringt es zum Glühen. Dann wird es auf den Amboß gelegt und geschmiedet, wobey der Meister das Eisen mit der Zange regiert, und den Gesellen mit einem kleinen Hammer das nöthige Zeichen gibt, diese aber mit den schweren Hämmern wacker darauf los schlagen. Wenn er zwey Stücke Eisen zusammen schmieden will, so werden sie im Kohlenfeuer bis zur Schweißhize, oder zum höchsten Grad des Glühens gebracht, der zunächst an Schmelzung gränzt, öfters mit Sand oder Erde bestreuet, damit das Eisen nicht verbrenne, und durch Hammerschläge auf dem Amboße mit einander verbunden. Dadurch, daß er das Eisen nach dem Schmieden roth glühend werden läßt, und im Wasser ablöscht, härtet er dasselbe. Die größte Geschicklichkeit erfordert das Beschlagen einer Kutsche und anderer Wagen.

Im Kriege ist der Hufschmid auch unentbehrlich. Er führt bey der Reiterrey den Nahmen *Fahnen Schmidt*. Er beschlägt nicht nur Pferde und Wagen, sondern besorgt auch die Heilung der Pferde. Zu dem Ende erhält er Unterricht in der Thierarzeneysschule. Jeder andere Hufschmid in den Städten und Dörfern muß diesen Unterricht genossen haben, und kann das Meisterrecht nicht erlangen, wenn er nicht ein Zeugniß seiner Kenntnisse und Geschicklichkeit in der Thierarzeneykunde, welches ihm erst nach einer strengen Prüfung erteilt wird, vorzuweisen hat.

Die Schmiede haben eine sehr schwere Arbeit; denn sie haben nicht nur das Feuer und den Rauch zu erdulden, selbst bey der drückendsten Hitze, sondern müssen auch immer den schweren Hammer führen, welches ein Mann von schwächlichem Körper nicht aushalten kann. Dafür aber nährt das Schmidhandwerk gut, und es kann nie an Arbeit fehlen, weil beynabe jedes Gewerbe, vom Bauer angefangen des Schmides Waare braucht; daher auch in jedem, auch dem kleinsten Dorfe ein Schmid anzutreffen ist.

Der Holzhacker.

Des Holzhackers (Holzhauers) Geschäft ist es, die Bäume im Walde zu fällen, und dieses thut er mit der großen Säge und mit der Art. Wenn der Baum umgehauen ist, so nimmt er ihm zuerst die Äste und das Reisholz weg, und macht daraus Bündel. Die dickeren Äste, wenn sie abgehauen oder abgesäget sind, spaltet er, und richtet sie in Klaster auf. Das Holz des Stammes von Eichen, Buchen, Birken, Linden, Eschen, Ahornen, Kusten, auch von Nadelhölzern, von den Tannen, Fichten, Lerchenbaum u. d. gl., wenn es gerade gewachsen ist, und leicht von der Stelle gebracht werden kann, läßt er ungespalten liegen, weil es der Zimmermann, Faßbinder, Tischler, Wagner, Drechsler gut verarbeiten, oder der Sägemühler zu Balken, Dielen und Bretern sägen kann. Das Krummholz spaltet er mit vieler Mühe, und bedient sich bey dieser Arbeit des Keiles, den er mit dem Schlägel in die Spalten hineintreibt. Er gräbt auch die großen Holzpflocke mit den Wurzeln aus der Erde, welche die Tischler und Drechsler gut zu verwenden wissen.

Das Brennholz, welches er im Walde nur in gro-

ßen Scheitern aufgeschichtet hat, spaltet er zu Hause Klein, und säget es zwey bis drey mahl entzwey.

Der Holzhauer hat eine schwere und saure Arbeit, die viel Kraft erfordert. Er kann bey dem Fällen der Bäume leicht Schaden nehmen, wenn er nicht genau beachtet, auf welche Seite der Baum fallen wird. Er verrichtet seine Arbeit im Walde gewöhnlich zur Winterzeit, wo er vom Winde, Kälte und Schnee viel zu ertragen hat. Dafür erhält er eine kleine Bezahlung, für die er sich nur schlechte Kost verschaffen kann.

Der Iltiß.

Der Iltiß thut den Hühnerställen und Taubenschlägen großen Schaden. Er gehört zum Mardergeschlechte, ist sehr listig, und dem Fuchse etwas ähnlich, doch viel kleiner. Er lebt in Wäldern, in Häusern und auf dem Felde. Scheunen, Holzhausen, verlassene Höhlen anderer Thiere, oder auch selbst gegrabene, desgleichen hohle Bäume sind sein Aufenthalt. Im Winter zieht er sich gern nach den Dörfern und Städten.

Kommt er in Tauben- oder Hühnerhäuser, so erwürgt er bloß einen Bewohner desselben, und schleppt ihn in seine Wohnung; aber er kehrt öfters zurück. Ganze Haufen Eyer und Frösche trägt er in seine Schlupfwinkel. Im Winter macht er Jagd auf alle Arten Mäuse; auch Schnecken und Heuschrecken frißt er, und hierdurch wird er nützlich. Die an der Erde nistenden Vögel, wie die Grasmücke, haben alles von ihm zu fürchten. Eyer und Junge, oft die Alten selbst sind seine Beute. Er arbeitet sich unter der Erde in die Ställe der Kaninchen, und erwürgt sie, wirft Bienenstöcke um, damit er das Honig, das er liebt, auflecken kann, und



Iltis.



Iohannisbeere.



Indianer.



Japaneser.



Instrumentmacher.



Jäger.



sicht mit seinen Pfoten zumahl im Winter manche Forelle aus dem Wasser.

Junge Iltisse lassen sich zähmen, nur muß man ihnen die Eckzähne ausbrechen, sonst kann schnell die angeborne Raublust erwachen. So ging es einem Frauenzimmer, die einst ein Paar ganz jung gefundene Iltisse ihrer säugenden Kaze gab. Sorgfältig ernährte diese ihre Pfleglinge, und sie blieben lange beyfamnen. Doch als sie kaum sieben Monathe alt waren, machten sie sich bey der Nacht über das Hühnervolk und mordeten alles. Man kann leicht denken, daß sie ihre Frevelthat theuer büßen mußten. Sie wurden am andern Tag ersäuft. Man kann auch zahme Iltisse zur Jagd der wilden Kaininchen abrichten.

Auch die Iltisse beißen sich wie der Fuchs, wenn sie im Schlageisen mit der Pfote allein gefangen werden, dieselbe ab, um wieder frey zu werden, ja, sie verscharren sich, wenn sie können, mit der ganzen Falle unter die Erde. Nichts macht den Iltiß wüthender, als wenn er das Beßen und Klirren eiserner Instrumente an Steinen hört. Dann kommt er aus seinem Schlupfwinkel hervor, macht mit funkelnden Augen einen Kagenbuckel, stelscht die Zähne, und geht mit Zischen und Knurren auf den los, der das Geräusch macht. Aber eben auf diese Art lockt man ihn hervor, um ihn schießen zu können. Uebrigens wehrt er sich tapfer seiner Haut, und sucht sich, außer Beißen und Schreyen gegen den Jagdhund auch dadurch zu vertheidigen, daß er ihm ins Gesicht harnet, welchen Unflath und Gestank der Hund gar nicht vertragen kann.

Der Balg des Iltisses gibt gutes, dauerhaftes Pelzwerk; nur riecht es ziemlich lange sehr übel; das längere Haar gibt sehr gute Mahlerpinsel.

Johannis-Beere.

Die Johannis-Beere (bey uns nach dem Lateinischen Nahmen Ribes, Ribesfel, genannt), wachsen, wie bekannt, auf einem Strauche, den man fast in allen Gärten, in Weinbergen, an Hecken u. dgl. pflanzt. Er kommt überall, nur nicht in gar zu trockenem Boden fort, und wird sehr leicht durch Ablegen und Zertheilung der buschigen Sträuche fortgepflanzt. Seine gelblich-grünen Blumentrauben geben schon im Aprill den Wienern eine gute Weide, die Beere aber, die um Johannis, zu Ende Junius und im Julius reifen, sind als eine wohlschmeckende und kühlende Speise allen Kindern bekannt, welche an dem weinsäuerlichen, etwas scharfen Geschmacke viel Gutes finden. An dieser Frucht hat uns der weise Schöpfer bey der größten Sonnenhitze ein kühlendes Labfal bereitet, und so findet man in der ganzen Natur, daß die Früchte eben dort, und zu jener Zeit reifen, wo ihr Genuß dem Menschen am zuträglichsten ist.

Aus dem ausgepreßten Saft der Johannis-Beere bereitet man einen vortreflichen Essig, und einen, dem Champagner ähnlichen Wein, der sich in Bouteillen sechs bis zehn Jahre lang hält, und immer an Güte gewinnt; diese Frucht oder auch nur der Saft wird mit Zucker eingedicket, zu verschiedenem feinem Backwerke, Gefrorenem und dergleichen verwendet.

Indianer.

Die Ureinwohner Ost-Indiens in Asien, die Hindus sind höchst wahrscheinlich die älteste Nation der Erde, und fast noch völlig dieselben, wie sie vor Jahrtausenden, namentlich zu den Zeiten des berühm-

ten Weltstürmers, des Macedonischen Königs, Alexander des Großen waren.

Zeit den ältesten Zeiten sind die Hindus in verschiedene Classen (Kasten) eingetheilt. Wer in einer Kaste geboren ist, muß in derselben bleiben, kann in keine höhere treten, und darf nur jenes Geschäft treiben, welches seiner Kaste eigenthümlich ist. Die erste und geehrteste Kaste ist die der Bramanen oder Braminen, der Priester und Weisen, welche die Religion, Gesetzbücher und Wissenschaften besorgen. Die zweite Kaste, die Ischetries oder Sittries begreift alle Fürsten und Regenten und alle Krieger unter sich. Die dritte Kaste, die Wajsia oder Waischis enthält bloß Leute, welche Land- und Gartenbau, Viehzucht und Handel treiben. Die vierte Kaste schließt alle übrigen Gewerbe und Lebensarten: Handwerker, Künstler, Tänzerinnen, Gaukler, Wahrsager u. s. w. in sich. Außer diesen gibt es noch die unglücklichen Parias, die zu gar keiner Kaste gehören, sondern vielmehr aus dem verabscheuten Auswurf der übrigen Kasten entstanden sind. Sie wohnen weit entfernt von den übrigen in so niedrigen und kleinen Hütten, daß kaum ein Mensch hinein kriechen kann. Sie sind sehr verachtet, müssen die Hand vor den Mund halten, wenn ein anderer Hindu mit ihnen spricht, und sich auf der Straße von demselben abwenden, bis dieser vorüber ist. Sie werden nur zu den niedrigsten Verrichtungen z. B. zum Ausbringen heimlicher Gemächer, zum Ausstreifen des todten Viehes gebraucht, und dürfen nur durch eigends für sie erbaute Thüren mit niedergeschlagenen Augen in die Häuser der andern Kasten gehen.

Die Hindus sind der heidnischen Religion zugethan.

Sie erkennen ein höchstes Wesen; verehren aber nebst-
 bey eine Menge von Untergöttheiten, (man sagt 33
 Millionen), eine unzählbare Menge von Geistern,
 Flüsse, und unter den Thieren die Kuh und den Ochsen,
 den Elephanten, Affen, Schwan, Adler, die Schlange
 und den Käfer. Sie glauben an die Unsterblichkeit der
 Seele, und daß sie in den Körper eines oder des an-
 dern Thieres wandere. Sie haben sehr große und viele
 Tempel, (Pagoden), die aus Stein mit vieler Kunst auf-
 geführt, und mit sehr hohen Thürmen versehen sind.

Der Hindu ist von Natur sanft, und beson-
 ders mild gegen die Thiere, die er nicht ohne Ursache
 tödet, noch viel weniger quält. Er lebt einfach und
 genügsam. Die Hauptnahrung ist Reis, und nebst
 dem Obst, Hülsenfrüchte und Gemüse. Fleisch dürfen
 nicht alle Rasten essen. Starke Getränke sind bey ihnen
 nicht üblich. Baumwolle und Seide sind die gewöhnli-
 chen Stoffe zur Bekleidung. Strümpfe trägt niemand,
 wohl aber eine Art Sandalen von Holz oder Leder an
 den Füßen. Bey den reichen Hindu zeigt sich ein
 starker Hang zum Puz; ja selbst bey den gemeinen
 Hindu haben die Frauen oft so viel Messingringe,
 daß das Gewicht derselben an zehn Pfund beträgt. Bey
 Vornehmen sind diese Ringe von Gold, und mit dem
 kostbaresten Steinen besetzt. Auch an den Fußzehen, an
 den Ohren und an der Nasenspitze tragen die Frauen
 häufig Ringe. Die unbedeckten Theile des Körpers werden
 gefärbt, oder es werden Figuren darauf eingebeißt (tätto-
 wirt); das kohlschwarze Haar wird mit wohlriechenden Ölen
 gesalbet, mit Goldblättchen, Perlen und Juwelen geziert.

Der arme Hindu wohnt in Erdhütten, oder in
 Hütten von Schilf und Palmblättern. Reiche bauen
 Häuser von Stein, und auf dem platten Dache des-

selben essen sie des Abends. Jedes Haus hat einen viereckigen, mit einer Mauer umschlossenen Hof, und ist ein bis sieben Stockwerke hoch.

Die Hausgeräthe sind einfach. Messer, Gabeln, Löffeln, Lische, Stühle u. s. w. braucht man nicht. Man ißt einzig und allein mit der rechten Hand. Einige Kochgefäße, einige Messingschüsseln, ein ausgehöhlter Klotz, den Meiß zu stampfen, sind die Geräthe der geringern Stände; eine Decke auf dem Boden macht den Tisch, und einige Matten von Palmblättern, eine Decke von Baumwolle, und einige mit Baumwolle ausgestopfte Kissen sind das Bett.

Zum Ziehen und Lasttragen gebrauchen die Hindus nur die Büffel, die hier von eigener Art sind; die Damen reiten auf denselben mit kreuzweis unterschlagenen Beinen. Man spannt die Büffel an ein Fuhrwerk mit zwey Rädern, mit einem Kasten, unsern Sänften ähnlich, und läßt sie auch Sänften tragen. Der Elephant dient hier zum Staate bey großen Aufzügen und Feyerlichkeiten der Fürsten.

Japaner.

Die Einwohner des großen Reiches Japan, am östlichen Ende von Asien sind ein braungelbes, schwarzhaariges Volk von mittlerer Größe, dickem Kopfe, kleinen Augen und üblem Wuchse. Männer raufen den Bart, verheirathete Frauen die Augenbraunen aus. Sie sind weit in Gewerken und Künsten vorgerückt; sie verfertigen treffliche Stahlarbeiten, Kupferwaren, und Procellan, Zeuge von Baumwolle und Seide u. s. w. Sie haben Schulen, und kennen die Buchdruckerkunst. Die Japaner sind zwar stolz, aber sehr höflich und ehrlich, übrigens

reinlich, nüchtern, und sehr fleißig, und die Kinder voll der größten Achtung und Liebe gegen die Ältern.

Die Kleidung ist nach Stand, Alter und Vermögen sehr verschieden, doch scheinen lange und weite Kleider, die häufig von starkem Papier gemacht sind, die gewöhnlichste Tracht. Der Gürtel hält dieselben zusammen. Frauen tragen längere, mit Blumen bemahlte Kleider, oft dreysig über einander, die doch kaum fünf Pfund wiegen sollen. Die Lippen müssen violett geschminkt, die Zähne glänzend schwarz gebeißt werden, die Haare, die bey dem Manne abgeschoren sind, werden bey den Frauen geflochten, auf dem Kopfe zusammen gerollt, und mit Nadeln, Diamanten u. s. w. geschmückt. Beyde Geschlechter tragen Fächer.

Die Häuser, meistens zwey Stockwerke hoch und mit Papier in Rahmen statt der Glasfenster, sind sehr reinlich, und mit einem Badezimmer versehen. Städte und Dörfer werden sehr rein gehalten, und aller Unrath, selbst an den Landstraßen, die mit Bäumen besetzt, und mit bedeckten Brunnen versehen sind, wird in Gruben gesammelt, um das Feld damit zu düngen, denn man hält viel auf den Ackerbau. Hunde liegen scharenweise auf den Straßen, und müssen von den Einwohnern unterhalten, wenn sie krank sind, in eigenen Hütten verpflegt, und wenn sie sterben, ordentlich beerdigt werden.

Die Japaner sind Götzendiener. Zu dem Haupttempel ihres Gözgen Amida wallfahrtet man von allen Orten. Arme betteln sich durch, mit einer Strohmatte auf dem Rücken, einen Reisestab in der Hand, eine Schale, auf welcher der Name und Wohnort der Pilgers steht, am Gürtel, sowohl um Wasser damit zu schöpfen, als Almosen darin aufzunehmen. Die Leichen der Armen wer-

den beerdiget, die der Reichen auf wohlriechendem Holze mit großer Feyerlichkeit verbrannt.

Der Clavier = Instrumenten = Macher.

Der Clavier = Instrumenten = Macher (Clavier = Macher), verfertiget Claviere, Flügel, Fortepiano u. dgl. Dem Kasten und andere Theile zu diesen Instrumenten bearbeitet der Tischler, der Clavier = Macher aber setzt das Instrument sehr künstlich zusammen. Er macht aus weichem aber sehr trockenem Holze den Resonanz = Boden, stellt auf denselben den Steg, richtet die Claviatur (Tasten) ein, spannet die Saiten, und richtet alles her, daß diese Instrumente einen guten Ton geben. Es gehört viele Kunst und genaue Kenntniß der Mechanik dazu, um ein gutes Fortepiano herzurichten.

Ehemahls hatte man bloß Claviere, wo ein breiter Stift (Tangent), der an dem verlängerten Ende der Taste befestiget war, an die Saite anschlug, und den Ton hervorbrachte. Dann erfand man die Flügel, bey welchen Rabenfedern an die Saiten anschnellten, und einen stärkeren und klingenderen Ton bewirkten. Endlich erhielt man Fortepiano. Der Erfinder dieses jetzt allgemein bekannten Instrumentes ist Christoph Gottlieb Schröder aus Hohnstein in Sachsen. Mit Hülfe eines Tischlergesellen verfertigte er im Jahre 1717 das erste Fortepiano zu Dresden, bey welchem aber die Hämmer von unten auf die Saiten schlugen. Dieses Instrument wurde nach und nach immer verbessert. Bartolo Christofoli half dem Nachklange der Saiten durch die ober denselben angebrachte Dämpfung ab, und Johann Oberg erfand die verschiedenen Mutationen, oder Veränderungen des Tones, welches das Fortepiano zu dem angenehmsten Instrumente machen.

Besonders hat man es zu Wien in Erbauung der Fortepiano zu einer großen Vollkommenheit gebracht, und die Wiener-Fortepiano werden in ganz Europa, ja selbst nach Amerika verführt.

Der Jäger.

Der Jäger versteht die Kunst, die größten und wildesten Thiere des Waldes zu erlegen, zu fangen und die Vögel aus der Luft zu hohlen. Die Jagd ist eine der ältesten Beschäftigungen der Menschen. So bald sich die wilden Thiere an einem Orte so sehr vermehrten, daß sie dem Menschen beschwerlich fielen, und sein Leben in Gefahr setzten, mußte er darauf bedacht seyn, diese seine Feinde zu vertilgen. Die Thiere waren ihm aber oft an Stärke, Geschwindigkeit, List u. s. w. überlegen. Er mußte also auf Mittel und Werkzeuge sinnen, wie er ihre Stärke, List und Geschwindigkeit besiegen könnte, und so entstanden die Spieße, Bogen und Pfeile, die ehemahls auf der Jagd gebraucht wurden, und man lernte Hunde zur Jagd abzurichten, Schlingen zu legen, Gruben zu graben, in welchem die Thiere gefangen werden. Bey andern Menschen gab das Bedürfniß, sich von dem Fleische der Thiere zu nähren, die erste Veranlassung zur Jagd. Seit dem die Feuergewehre erfunden worden sind, ist die Jagd ungemein erleichtert worden.

Die Hunde erleichtern dem Jäger vorzüglich sein Geschäft. Er weiß sie mit vieler Kunst und Mühe abzurichten. Einige müssen das Wild aufsuchen, andere ihm nachjagen, andere dem angeschossenen Wilde folgen; einige muß der Jäger für Hasen, andere für Füchse, für Dachse, für Vögel abrichten. Er hält daher Spürhunde, Windhunde, Dachshunde, Hühnerhunde u. dgl.

Er jaget theils bey Tage, theils bey der Nacht.





Katze.



Kirschbaum.



Kalmuk.



Kind.



Kesselflicker.



Korbmacher.

Oft steht er unbeweglich auf der Lauer, um das vorbeyslaufende Wild zu erlegen, oder er jaget in Gesellschaft, bald so, daß das Wild in einem Kreis getrieben und getödtet wird; bald so, daß der Wald mit Netzen umstellt, und das Wild hinein getrieben und erlegt wird; bald muß er wilde Schweine durch das Stoßen des Hirschjägers in den Rachen tödten; bald Wölfe in Gruben, Füchse, Marder und andere schädliche Thiere, auch Federvieh in Eisen fangen.

Der Jäger muß auch den Vogelfang und die Fischerey verstehen, und ein geübter Forstmann seyn, in dem, was die Zucht der Waldbäume betrifft, und daher in einem Forst-Institute unterrichtet werden. Das Geschäft des Jägers erfordert einen starken Körper, Ausdauer bey jeder Witterung, Muth und Entschlossenheit im Kampfe mit den wilden Thieren, und eine unermüdete Thätigkeit; aber die immerwährende Bewegung in der freyen Luft stärkt seine Gesundheit.

Ein Weidmann scheuet nicht Gefahr;
Nicht Kälte und nicht Schweiß;
Ihm ist es eins durch's ganze Jahr
Sey Regen oder Eis.

Früh, wenn der Morgen graut,
Und Abends, wenn durch Dämmerung
Der Mond vom Himmel schaut,
Durchwandelt er mit leisem Tritt
Das thauige Gefild',
Und horchet wohl bey jedem Schritt
Auf das verscheuchte Wild.

Die Kaze.

Die Kaze ist ein tückisches, treuloses, blutgieriges Thier, das man von Schlaf- und Wohnzimmern, Küchen und Ofenlöchern sorgfältig entfernt halten muß. Nur ihr Blutdurst, ihre natürliche Erbitterung gegen

Kleinere Thiere hat ihr einen Platz unter unsern Hausthieren verschafft. Bey ihr suchen wir Schutz gegen Ratten und Mäuse, müssen es uns aber freylich gefallen lassen, daß sie die lieblichen Singvögel im Garten wegfängt, und sich oft an unserm Lieblingsvogel im Käfig vergreift, oder ein Hühnchen, ein Kaninchen u. d. gl. mordet. Schon manches schlummernde Kind ist durch eine Kaze getödtet worden, indem sie sich auf dessen Hals legte, und es erstickte, ihm die Augen auskrakte, ja wohl es todt biß. In den Wohnzimmern zerkraken die Kazen das Hausgeräthe und die gepolsterten Sessel. In Küchen rauben sie nicht selten, was ihnen nicht bestimmt war. Von dem Herde und aus Caminen, wo sie sich der Wärme wegen sehr gern aufhalten, tragen sie zuweilen in ihren Haaren glühende Asche an gefährliche Orte, und veranlassen eine Feuersbrunst. Wenn sie in Wuth gerathen, ist ihr Biß so gefährlich als jener der tollen Hunde. Sie nützen uns vorzüglich durch das Mäuse- und Rattenfangen, auch durch den Balg, der gutes Pelzwerk gibt. Ihr Fleisch wird hier und da gegessen.

Die Kaze liebt die Reinlichkeit sehr, putzt sich oft, und verscharrt ihren Unrath. Ihr reinlich gehaltener Pelz hat einen solchen Grad von Electricität, daß man ohne Mühe, wenn man mit trockner Hand, vom Schwanze nach dem Kopfe zu, ihr über den Rücken fährt, knisternde Funken heraus locken kann. Dieß mag auch Schuld ihrer Unruhe bey Gewittern seyn. Durch ihr Vorgefühl solcher Naturbegebenheiten retteten zwey Kazen ihrem Herrn zu Messina auf der Insel Sicilien in Italien, im Jahre 1783 das Leben. Wie wüthend scharrten sie, als wollten sie den Fußboden durchgraben. Man öffnete ihnen die Thür. Sie entflohen ins Freye. Ihr Herr, über dieses

ungewöhnliche Benehmen der Katzen aufmerksam gemacht, folgte ihnen aus Neugierde nach. Kaum war er im Freyen, so erbebte die Erde, und das Haus stürzte mit entsetzlichem Krachen zusammen.

Die Hauskaze vergilt selten, wie der treue Hund, die gute Pflege und Freundschaft mit gleicher Anhänglichkeit und Liebe; selbst ihr bester Freund muß zuweilen die Schärfe ihrer Zähne und Klauen erfahren. Dieses bestätigte sich an einem Katzenfreunde in England, Namens *Mariette*, auf eine fürchterliche Weise. Gewöhnlich saß seine Lieblingskaze bey Tische neben ihm, und empfing die besten Bissen aus seiner Hand. Als er eines Tages Gäste bey sich hatte, wurde die Kaze von der Gesellschaft entfernt. *Mariette* schlief gewöhnlich sein Stündchen nach Tische. Dieses Mahl dauerte seine Mittagsruhe viel länger als sonst; man öffnete sein Zimmer, und fand ihn, von seiner treulosen und rachsüchtigen Kaze erwürgt.

Doch gibt es auch Katzen, die Liebe mit Gegenliebe, Wohlthaten mit Anhänglichkeiten an den Geber vergelten. Der *Rector Zimmermann* in *Thorn* hatte eine Kaze, welche immer um dessen Kind war, und von demselben geherzt und liebketet wurde. Das Kind erkrankte. Die Kaze wich nicht von dessen Bette, und da es endlich gar starb, stand sie bey dessen Leiche, so lange sie über der Erde war, und verkroch sich bald darauf höchst traurig in einen Winkel, in dem man sie nach einigen Tagen todt fand.

Ein Student zu *Halle* in *Sachsen* gab sich viel mit der Kaze seiner Zimmerfrau ab, und hatte sie gewöhnlich neben sich auf dem Studier-Tische, wo er sie streichelte und liebketete. Er verfiel in ein Nervenfieber. Die Kaze verließ sein Bett nicht. Die Krankheit verschlimmerte sich, und die Tochter schrie laut auf, wie sie ins Zimmer trat,

daß der Kranke eben sterbe. Die Kaze war mit einem Sprunge zur Thür hinaus, und kam seit dieser Zeit nicht wieder zum Vorschein.

Auch mit Thieren, welche die Kazen sonst hassen und morden, sah man sie öfters freundschaftlich leben. Man hat schon eine Kaze, einen Hund und einen Vogel aus Einer Schüssel fressen gesehen. In der innigsten Vertraulichkeit lebten Herrn Wenzels Hund und Kaze zusammen, und theilten jeden Bissen mit einander. Einst stellte ihr Herr diese Freundschaft auf die Probe, und bewirthete die Kaze reichlich; der Hund war auf dem Hofe, und schien von seiner Freundinn vergessen. Nach Tische wurde ein halbes Nepphuhn für den Abend bey Seite gestellt. Die Kaze geht in den Hof; man hört sie stark miauen. Bald darauf kommen beyde herauf, und warten, bis die Thür geöffnet wird. Die Kaze springt nach dem Nepphuhne, und bringt es dem Hunde. Jetzt schleichen beyde fort, und verzehren es.

Herr von Massy zu Orleans in Frankreich hielt auf seinem Hofe Amseln, rothe Nepphühner, Sperlinge, Turteltauben, einen zahmen Hasen und eine große schwarze Kaze. Die Letztere machte den Aufseher und Beschützer. Kam ein fremder Hund in den Hof, so fiel sie grimmig über ihn her, und wollten fremde Sperlinge schmaroken, so wurden sie augenblicklich erwürgt.

Von der List der Kaze wird folgende Anekdote erzählt. Öfters fehlte in der Küche eines Mönchsklosters eine Fleisch-Portion im Topfe, wenn sie der Koch auch noch so bedachtsam hinein gezählt hatte. Dieß war fast immer der Fall, wenn man geklingelt, und er nachgesehen hatte, was man wollte. So wie er zurück kam, war eine Portion weg. Daß aber so oft geklingelt wurde, ohne daß jemand an der Pforte war, machte ihn

aufmerksam. Einmahl versteckte er sich, da man klingelte. Und wer war es, der klingelte, und plötzlich darauf zum Fenster herein auf den Topf zueilte? Niemand als die Klosterkaze. Diese Sache machte den Mönchen so viel Spaß, daß von nun an auch der Kaze eine Portion in den Topf gelegt wurde.

Die Kaze liebt die Freyheit sehr, und verlernt das Mausen, wenn man sie einsperrt. Man that einst eine Kaze mit mehreren Mäusen in einen Käfig. Diese beleidigte sie nicht, so daß die Mäuse es wagten, mit ihr zu spielen. Sanfte Streiche mit der Pfote waren das Einzige, womit sie deren Zudringlichkeit abwehrte, ohne sich je an ihnen zu vergreifen.

Der Kirschbaum.

Der Kirschbaum liefert uns das erste Obst, und zwar schon immer zu Ende des Frühlingses. Wer ist nicht die süßen Kirschen gern? Auch die Sauerkirschen kennen meine lieben Leser gewiß. Der Kirschbaum stammt aus Klein-Asien her, und zwar aus Pontus. Im Jahre 3910 nach Erschaffung der Welt brachte ihn der Römische Feldherr Lucullus nach Italien, und von hier aus wurde er in den folgenden Jahrhunderten in alle Länder Europens verpflanzt, so daß man ihn jetzt in jedem Dorfe antrifft.

Seine köstlichen Früchte genießen wir entweder roh, oder sie werden eingemacht oder getrocknet verspeiset. Aus dem Saft der Kirschen bereitet man den so genannten Kirschwein, und aus den Kernen einen Liqueur, der unter dem Nahmen Natasia bekannt ist.

Die Früchte des sauern Kirschbaumes (bey uns Weichseln genannt,) sind auch in der Arzeneykunst von großem Nutzen. In Gallenfiebern braucht man einen

Absud von den gebackenen oder getrockneten Kirschen. Der frische Saft wird zu gleichem Behufe mit Zucker zu Reb eingedickt. Aus den zerstoßenen Kernen wird ein Kirschwasser distillirt, welches zu Arzeneien verwendet wird. Die Stiele der gemeinen Sauerkirsche werden als Thee bei Heiserkeit und Schnupfen verordnet. Das gelbröthliche, feinaderige, feste und schwere Holz der Kirschbäume, wird zu schönen Drechsler- und Tischler-Arbeiten verwendet. So verschaffet uns dieser sehr gewöhnliche Baum einen vielseitigen Nutzen, und fordert uns zum Danke gegen den allweisen Schöpfer auf, der uns eine vielseitige Wohlthat in demselben verliehen hat.

Die Kalmücken.

Die Kalmücken wohnen auf großen Steppen zwischen dem Don-Flusse und der Wolga in Asien. Sie ziehen mit ihren Herden von einem Orte zum andern. Sie haben sehr scharfe Sinne. In unglaublicher Entfernung sehen sie auf ihren Steppen, trotz der Dünste, die auf denselben liegen, einen Reiter, und grüßen ihn. Ein angezündetes Feuer oder ein Lager riechen sie in großer Weite, und nach den leichtesten Spuren der Füße verfolgen sie ein entlaufenes Thier durch Sand, Schnee, dürres Gras und Schilf.

Die Kalmücken wohnen in runden, sehr geräumigen Zelten, welche mit Filz gedeckt sind, den sie aus den Haaren der Thiere verfertigen. In der Mitte des Zeltes brennt ein Feuer, und um dasselbe hat die ganze Familie ihr Lager. Über dem Feuer kochen die Speisen in eisernen Schalen. Fleischtröge, Näpfe, Schüsseln, ein eiserner Löffel mit langem Stiel, um Milch und Branntwein damit aufs Feuer zu setzen sind ihr Geräthe. Aus stark geräuchertem Leder, welches hart und durchsichtig wie

Horn wird, machen sie sehr große Schläuche, um die Milch darin aufzubewahren, und auch Flaschen.

Die Herden sind der einzige Reichthum der Kalmücken. Mancher hat mehrere hundert Pferde, die zwar klein, aber dauerhaft und schnelle Läufer sind. Nur Reiche halten Kamehle. Ziegen haben sie nicht viel, aber desto mehr Schafe. Mit diesen Herden ziehen die Kalmücken im Sommer der Weide wegen von einem Orte zum andern. Im Winter wählen sie Plätze, wo hoher Schilf ist, damit das Vieh einigen Schutz habe.

Die Kalmücken sind gesellig, gastfren, dienstfertig, aber sehr unreinlich. Die Wirthinn hohlt mit ihren unsaubern Händen den Milchrahm für den Gast aus dem Schlauche und füllt ihn in die Schale; sie leckt dann ihre Hand mit der Zunge ab. Ihre Zelte wimmeln vom Ungeziefer. Sie essen fast alle Thiere, und selbst das umgefallene Vieh. In Trögen wird das Fleisch mit Schaum und Brühe aufgetragen, mit den Händen greifen sie zu, zerreißen die Brocken und bringen sie ins Maul. Stutenmilch ist ihr liebstes Getränk. Aus derselben bereiten sie einen Branntwein, Kymiß genannt. Sie lieben die Jagd, und tödten das Wild mit Feuergewehren und Pfeilen. Sie sind Götzendiener. Die Kalmücken, welche unter Russischer Herrschaft stehen, müssen oft in den Krieg ziehen und thun neben den Kosacken gute Dienste. In den Kriegesjahren 1813 und 1814 sah man viele Kalmücken in Deutschland, die mit der Armee bis nach Frankreich zogen.

Das Kind.

Das Kind braucht von seinem ersten Daseyn eine sorgfältigere Pflege und Aufsicht als alle übrigen Thiere. Das neugeborne Kind muß in Windeln gewickelt, oder wenigstens auf weiche Lumpen, Moos, Baumblätter und

dergleichen gelegt werden, weil man es seines zarten Baues wegen noch nicht in freyer Hand oder auf dem Arme tragen kann. Es muß mit Muttermilch genähret, und allmählich an Brey, Brühen und festere Speisen gewöhnt werden.

Nach und nach wird das kleine Kind stärker; es bekommt gegen das Ende seines ersten Lebensjahres Zähne, es lernt die Gegenstände mit den Augen unterscheiden; es horcht auf die Stimme der Ältern, und lernt Dinge anfassen. Es fängt an zu kriechen, dann zu stehen, und zu gehen; es lallt unverständliche Worte, und lernt endlich sprechen. Alles dieses geschieht unter der Anleitung der Mutter, welche eine unermüdete Sorgfalt bey Tag und Nacht für das Kind hat.

So schreitet das Kind in das Knabenalter fort. Es ist immer munter und froh. Der Knabe belustiget sich gern mit der Peitsche und dem Steckenpferde, er hüpfet und springt. Das Mädchen zeigt eine Vorliebe für die Beschäftigungen seines Geschlechtes. Es spielt mit der Puppe, lernt dieselbe ankleiden, kochet in der kleinen Küche und ladet ihre kleinen Brüder und Gespielen zum Mahle ein.

Knaben und Mädchen müssen dann zur Arbeitsamkeit gewöhnt, und zu solchen Beschäftigungen vorbereitet werden, die ihnen in folgenden Jahren Unterhalt verschaffen können. Sie gehen in die Schule, lernen Lesen, Schreiben, Rechnen, die Religion und andere Dinge, wodurch ihr Gedächtniß gestärkt, und ihr Verstand aufgeklärt wird. Das Mädchen arbeitet nach der Schule mit ihrer Mutter, es stricket, nähet, spinnet, und hilft ihr im Hauswesen. Der Knabe lernt nach den Schuljahren ein Handwerk, eine Kunst, oder er widmet sich andern Geschäften, wodurch er ein nützlichcs Mitglied der menschs-

lichen Gesellschaft wird. Alles dieses geschieht unter der Leitung der Ältern, deren die Kinder nie all' die Mühe und Sorgfalt vergelten können.

Der Kesselflicker.

He da! Pfannenslicken! ruft der schmutzige Mann, durch alle Gassen und Straßen, und schlägt seine Werkstätte da auf, wo man ihm einen Topf, eine Schüssel, eine Pfanne, einen Kessel und dergleichen zum Ausbessern bringt. Mühsam erwirbt sich der Kesselflicker sein Stückchen Brot. Er wandert von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, und kündigt sich durch lautes Rufen allenthalben an. Seinen Werkzeug, ja seinen ganzen Hausrath trägt er mit sich auf den Rücken. Freudig setzt er sich, wenn Arbeit kommt, vor dem Hause nieder, und langet aus seinem Korbe Ahle, Blech, Draht, Zange, Hammer, Schere hervor, und bessert die Geschirre aus. Dafür erhält er eine geringe Bezahlung, aber er ist vergnügt, wenn er nur immer etwas zu flicken hat, und er macht es so gut, daß das Geschirr noch lange Dienste in der Küche thut.

Der Korbmacher.

Der Korbmacher slicht aus den geraden Reisern der Strauchweiden allerley Arten von Körben mit oder ohne Deckel. Auch die Sige und Lehnen der Rohrstühle, wozu der Tischler die Gestelle verfertiget, slicht er mit Spanischem Rohre ein.

Die Weiden werden vom Monathe August an bis zum Monathe May gesammelt. Grobe Körbe werden aus ungeschälten Reisern verfertiget. Zu den feineren werden sie mittelst einer eisernen Klemme abgeschälet. Obwohl sie jetzt getrocknet werden, so muß man sie doch

vor dem Flechten im Wasser erweichen, damit sie geschmeidiger werden, und nicht abspringen.

Der Boden des Korbes wird zuerst geflochten. Die dazu nöthigen Stäbe werden senkrecht in die Löcher des Werkbretes gesteckt, und der Breite nach mit den Bodenweiden besflochten. Ist der Boden fertig, so steckt man die Seitenstäbe auf die schmalen Seiten des Bodens, und slicht mit drey Weiden herum. Der Rand wird mit vier Weiden zugleich geflochten. Alles dieses läßt sich besser sehen, als beschreiben. Der Korbmacher weiß auch mit weißen und gefärbten Schienen so geschickt beym Flechten abzuwechseln, daß dadurch Rahmen, Kauten, Sterne und allerley Figuren entstehen. Das Korbflechten ist nicht schwer, und die Gärtner, Fischer, Landleute flechten sich gewöhnlich alle Körbe selbst.

Der Löwe.

Der Löwe wird der König unter den Thieren genannt, denn er hat eine wahre Majestät in seinem Äußerlichen. Sein stolzer Gang, seine donnernde Stimme, seine furchtbare Stärke, alles dieses zeichnet ihn vor allen übrigen Thieren aus. Er gehört unter das Katzen-geschlecht, und hat vieles mit den Thieren dieser Art gemein. Man schildert gewöhnlich den Löwen als sehr großmüthig und schonend gegen schwächere Thiere, und als dankbar gegen seine Wohlthäter. Reisende aber, die ihn in neueren Zeiten in dem heißen Afrika zu beobachten Gelegenheit hatten, sagen, daß er ganz den Charakter der übrigen Raubthiere seines Geschlechtes hat, obwohl es unläugbar ist, daß er oft Dankbarkeit äußert. Wie andere Raubthiere lauscht der Löwe am Tage mehrentheils still im Gebüsche versteckt auf das, was um ihn her vorgeht, ist scheuer als bey der Nacht, und



Löwe.



Lilie.



Lappländer.



Läufer.



Leinweter.



Lichtgießer.



wagt auf den Menschen nicht leicht einen Angriff. Nur wenn er gereizt wird, oder sehr hungrig ist, scheuet er keine Gefahr, und fällt selbst den Menschen wüthend an. Sie erzählen von dem Löwen, daß er feig ist, und daß es ihm in Vergleichung mit seiner ungeheuern Stärke allerdings an Muth fehlt, und daß er sich oft durch Geschrey und mit dem Stocke fortjagen läßt.

Der Löwe fängt seine Beute, gerade wie die Katze eine Maus oder einen Vogel erhascht. Er lauscht und lauert im Hinterhalte, besonders am Wasser, wohin die Thiere des Trinkens wegen kommen, auf seinen Raub; dann schleicht er sich auf dem Bauche behuchsam näher, bis er glaubt, das Thier durch einen gewaltigen Sprung erhaschen zu können; er stürzt auf dasselbe los, und schlägt seine Klauen tief in das Fleisch ein. Die glücklich erhaschte Beute zerreißt er so gleich mit den Zähnen, oder schlägt ihr den Rückgrath ein. Ein Pferd oder ein Ochse stürzt auf einen einzigen Schlag nieder. Endlich wirft er sich über das Thier her, und verzehrt es.

In bewohnten Gegenden kommt er des Nachts nach den Wohnungen der Menschen, durchbricht die Zäune, oder springt über dieselben, mordet und schleppt weg, was ihm in die Klauen fällt. Er nimmt den größten Ochsen auf die Schultern, und springt mit ihm über Zäune, die 3 bis 4 Fuß hoch sind, obgleich die Beine des Thieres auf der Erde schleppen.

Der Löwe lebt nur in den brennend-heißen Sandwüsten von Asien und Afrika, und je heißer seine Heimath ist, desto grimmiger ist auch er. Überwunden verliert der Löwe allen Muth, und er wird in der Gefangenschaft so zahm, daß sein Wärter es wagen darf, ihm die Hand, ja den Kopf in den Rachen zu stecken. Doch ist dieß immer ein gewagtes Spiel. In Cassel steckte

die Wärterin so einem zahmen Löwen den Kopf ins Maul. Der Löwe, vermuthlich durch ihre Haare gefikelt, schnappte, und brach ihr das Genick, daß sie augenblicklich starb. Doch kaum sah der Löwe seine Wohlthäterin todt vor sich liegen, als er sich traurig neben den Leichnam legte, ihn sich durchaus nicht nehmen lassen wollte, kein Futter mehr nahm, und einige Tage darauf vor Gram starb.

Auch der zahmste Löwe kann gefährlich werden, wenn sein Wärter in einem ihm unbekanntem Anzuge zu ihm kommt. So zerfleischte einst der Löwe in Dresden seinen Wärter, der im schwarzem Kleide an einem Festtage aus der Kirche kam, in dem er ihn noch nie gesehen hatte. Die alten Römer verstanden die Kunst, die Löwen ganz zu zähmen. An ihre Triumphwagen spannten sie zuweilen Löwen, und bedienten sich dieser Thiere selbst im Kriege gegen die Feinde, und auch auf der Jagd.

Von den Löwen werden verschiedene Anekdoten erzählt, von deren ich einige anführen will. Eine Mutter in Afrika legte ihr Kind ins Gras schlafen, und beschäftigte sich in dessen Nähe mit Feldarbeit. Auf einmal sah sie einen fürchterlichen Löwen auf das wehrlose Kind zueilen. Sie war vor Schrecken außer sich. Doch der Löwe schien mit ernsthaftem Blicke die Kleinheit und Wehrlosigkeit des Kindes zu betrachten, und kehrte um, ohne es anzurühren.

In Florenz war einst ein Löwe aus seinem Käfige entsprungen, und lief durch die Gassen der Stadt. Alles ergriff eiligst die Flucht. Auch ein Weib mit ihrem Kinde auf dem Arme floh vor dem Thiere. Um im Laufen nicht gehindert zu werden, warf sie das Kind weg. Aber bald erwachte die Mutterliebe, das Weib

lief zurück, um das Kind zu retten. In gleichem Augenblicke war auch der Löwe hinter ihr. In der Angst warf sie sich auf die Knie, schrie wie eine Wahnsinnige, und bath den Löwen, ihr und ihres Kindes Leben zu verschonen. Der Löwe blieb stehen, stutzte, kehrte um, und nahm einen andern Weg. So erzählt man auch daß die Hottentotten, wenn sie dem Löwen nicht mehr entkommen können, vor denselben sich hinstellen, gegen ihn schreyen und lärmten, und daß er umkehrt, einige Schritte langsam zurück weicht, und endlich die Flucht ergreift.

Im Jahre 1791 wurden im ehemaligen Hezuhause in Wien vier Bullenbeißer auf einen ausgehungerten Löwen losgelassen. Drey ergriffen sogleich die Flucht. Der vierte wollte angreifen. Da gab ihm der Löwe, der ruhig auf der Stelle liegen blieb, einen Schlag mit der Tazze, und zog ihn damit näher an sich. Er ließ die Tazze auf dem geängstigsten Hunde liegen, und man hielt ihn für verloren. Allein bald darauf ließ ihn der Löwe los, und der Hund eilt dem Schranken zu. Da machte der Löwe zwey gewaltige Sprünge nach ihm, und hohlte ihn ein. Der Hund winselt und fleht um Mitleid. Der Löwe, gleichsam erweicht, tritt einige Schritte zurück, und sieht ruhig zu, wie man dem Hunde den Schranken öffnet, und ihn in Sicherheit bringt.

Dankbarkeit kann man dem Löwen nicht absprechen; zu viele Beyspiele beweisen es. Gottfried de la Tour hatte bey den Kreuzzügen einen Löwen von einer frürchterlichen Schlange befrehet, und diese niedergehauen. Von dem Augenblicke an begleitete ihn der Löwe wie ein zahmes Thier, und folgte ihm auf den Wink. Der Ritter trat nun die Rückreise nach Europa an, der Schiffer aber weigerte sich den Löwen an Bord zu nehmen. Das gute Thier stand bey der Abfahrt traurig

am Ufer, fing laut an zu brüllen, stürzte sich endlich in die See, und folgte schwimmend dem Schiffe. Zuletzt aber ward er kraftlos, und die Wellen verschlangen das edle Geschöpf.

Man kann nicht ohne Rührung lesen, wie schon mancher Löwe beim Wiedererkennen eines Wohlthäters oder eines alten Bekannten seine Freude und Dankbarkeit an den Tag gelegt habe. Jedermann weiß, daß Androkles zu Rom einem Löwen vorgeworfen wurde, der aber, statt ihn zu zerreißen, ihm schmeichelnd sich zu Füßen legte, und die größte Freude bezeugte, den wieder zu sehen, der ihm einst einen Splinter aus dem Fuße gezogen hatte. Einst besuchte Bull den Tower in England, als ein daselbst seit mehreren Jahren eingeschlossener Löwe winselte, und ihm zu verstehen gab, er möchte näher kommen. Bull that es, und ließ den Käfig öffnen. Der Löwe schmiegte sich an ihn, beleckte ihm die Hände, sprang wie ein Hund an ihn hinauf, und verrieth die ausschweifendste Freude, seinen alten Freund wieder zu sehen. Dieß war er auch wirklich. Denn Bull hatte in Marocco in dem Hause gedient, in dem jener Löwe erzogen war. Da er wieder fortging, brüllte der Löwe laut auf, stieß mit dem Kopfe gegen den Käfig, und weigerte sich vier Tage lang Speise zu nehmen.

Selbst der wildeste Löwe scheint beim Anblicke eines Bekannten sanft zu werden. Eine Gesellschaft besah einst den Löwen, welcher der Lady Hamilton gehörte, und reizte ihn, da er gerade fraß, in seinem Käfige mit Stäben, als ein Unter-Offizier auch in den Hof kam, und dem Löwen zum Käfige hinein zurief, Nero! armer Nero! kennst du mich nicht? Möglich verließ der Löwe seinen Fraß, kam gegen den Mann

hin, und verrieth eine ungemeine Freude, den wieder zu sehen, der ihm bey seinem Transporte von Gibraltar nach England manches Gute erwiesen hatte.

Man fängt die Löwen in Fallgruben, jagt sie auch mit Feuergewehr, mit Spießen und Hunden. Der Gewinn der Löwenjagd besteht außer dem, daß die Gegend von einem furchtbaren Feinde befreyet wird, vorzüglich in seinem Felle.

Die Lilie.

Die Lilie ist eine der schönsten Gartenblumen, welche durch ganz Europa verbreitet ist. Sie wurde aus Syrien und andern Morgenländern zu uns verpflanzt. Sie erwächst aus einer Zwiebel. Aus derselben treiben im Aprill eine Menge langer, schmaler Blätter, die zugespitzt und glänzend grün sind; selbst im Winter unter dem Schnee erhalten sich diese Blätter grün. Zwischen denselben schießt ein Stängel, zwey bis drey Fuß hoch, mit kleinen, zerstreut stehenden Blättern ebenfalls hervor, und trägt oben, auf kleinen Blumenstielen mehr oder weniger große, glockenförmige weiße Blumen, die ungemein lieblich duften. Die goldgelben Staubbeutel geben ihnen ein schönes Ansehen.

Der angenehme Geruch kann, weil er zu heftig ist, in einem Zimmer der Gesundheit des Menschen nachtheilig werden. Er theilt sich dem Weingeiste, dem Wasser und ausgepreßten Öhle mit, verliert sich aber gleich nach dem Trocknen der Blumen. Lilien-Öhl wurde gegen die Fallsucht, bey Brandmahlen und in anderen Krankheiten mit gutem Erfolge angewendet. auch die schleimhaltigen Zwiebeln wurden sonst äußerlich und innerlich gebraucht. So hat der Schöpfer diesem herrlichen Gewächse auch Heilkraft verliehen.

Lappländer.

Die Lappen oder Lappländer bewohnen eine große Landschaft im nördlichen Europa am Eismeere. Einige derselben, Fisch-Lappen wohnen in Wäldern, nahe am Meere und an Flüssen, und nähren sich von Fischen, Vögeln; sie halten aber auch Kühe und Schafe. Die Berg- oder Rennthier-Lappen durchziehen Berg und Thal, wohnen im Winter unter Hütten, im Sommer in Zelten, und leben fast einzig von ihren Rennthieren, von denen sie Milch, Blut und Fleisch genießen, und deren Häute sie zu Bettdecken, Leder u. dgl. verwenden.

Der Lappe liegt lieber den ganzen Tag in seinem Zelte und schläft, als daß er Arbeit vornehmen sollte. Nur der Hunger treibt ihn zur Beschäftigung, obwohl im Allgemeinen die Lappen nicht ganz ungeschickt sind. Sie machen sich alles, was sie brauchen: Zwirn aus Rennthiersehnen, Messerhefte und Knöpfe aus den Geweihen derselben, Löffel aus Birkenholz. Sie färben Leder, färben es mit Wurzel und Kraut, bauen ihre Kähne, verfertigen ihre Bogen, Pfeile und Fischgeräthe, weben Decken, stricken Handschuhe, und schnitzen allerley Holzgeräthe, und machen sich ihre Kleider selbst. Die Weiber sind hierin meistens geschickter als die Männer.

Mit den Herden von Rennthieren wandern die Berg-Lappen im Sommer von einem Orte zum andern. Ihre Zelte haben die Gestalt einer abgestuften Pyramide, und sind mit Reifern und Filz gedeckt. Bis zwanzig Personen wohnen in einem derselben. In der Mitte brennt das Feuer, um welches ein Haufen Steine gelegt wird, damit es sich nicht zu weit ausbreite. Der

Rauch geht oben durch ein Loch hinaus, welches zugleich anstatt des Fensters dient. Von demselben hängt an eisernen Ketten ein Kessel herab, in dem das Essen gekocht, und im Winter das Eis zum Trinken geschmolzen wird. Inwendig an den Wänden herum breiten sie ihre Kleider aus, damit kein kalter Wind hinein wehen könne. An den Seiten rund herum legen sie Birken oder Lannenreiser, und oben darauf Rennthierhäute. Das sind ihre Stühle, Bänke und Schlafstellen. Ihre Kleidung machen sie sich aus einem groben Zeug oder Filz, Wallmar genannt, die Rennthierhäute aber geben Stiefel und Schuhe, und eine Spizmütze ist die Kopfbedeckung.

Der Läufer.

Vor dem Wagen hoher Herrschaften sehen wir öfters einen oder zwey Läufer einherlaufen. Sie sind sehr prächtig gekleidet, und dienen theils zum Staate, theils auch, um den entgegen kommenden Wagen anzudeuten, daß sie auf die Seite fahren, und dem kommenden Wagen Platz machen sollen. Zu dem Ende führt der Läufer bey Tage einen Stock, bey der Nacht eine brennende Fackel in der Hand. Zu Hause bey der Herrschaft hat der Läufer ähnliche Verrichtungen wie der Bediente. Er servirt bey Tische, er empfängt die Ankommenden, und begleitet sie bey dem Fortgehen bis an den Wagen, besonders aber wird er als Bothe verwendet, um mündliche Aufträge und Briefe an Ort und Stelle zu befördern.

Schon in den ältesten Zeiten hatte man Läufer, nicht zum Staate, sondern um mündliche und schriftliche Nachrichten von einem Orte zum andern zu bringen; denn damahls gab es keine Posten, durch welche

man Briefe befördern konnte. Der König Salomo hatte eine große Zahl Schnell-Läufer, um Befehle in das weitläufige Jüdische Reich auszusenden. Auch die alten Perser versendeten ihre Nachrichten durch Läufer und Bothen. Von ihnen kam diese Gewohnheit zu den Griechen. König Alexander der Große hatte einen Läufer, Namens Cadar, der äußerst schnell laufen und lange ausdauern konnte, und einen andern, Namens Philonis der in 9 Stunden 18 Meilen weit gelaufen seyn soll. Cornelius Nepos, ein Römischer Schriftsteller, erzählt von dem Läufer Philippides, der zu Zeiten des Miltiades lebte, daß dieser in 24 Stunden von Athen nach Lacedämon, welche beyden Städte $37\frac{1}{2}$ Deutsche Meile von einander entfernt waren, gelaufen ist, um Nachricht zu bringen, daß die Perser im Anzuge seyn. Ein anderer, der die Nachricht von der Niederlage der Perser nach Athen brachte, war so stark gelaufen, daß er nichts sagen konnte als die Worte: Wir haben die Schlacht gewonnen, und dann fiel er todt nieder.

Auch die Römer halten Schnell-Läufer. Kaiser August errichtete in allen seinen Provinzen Standpuncte, wohin er junge Leute stellte, die im Laufen gut geübt waren, und die kaiserlichen Befehle sowohl als Pakete geschwind von einem Orte zum andern bringen mußten. Jetzt gibt es noch in England Leute, welche sich auf das schnelle Laufen verlegen. Es werden oft große Betten gemacht, in welcher Zeit der Läufer am bestimmten Orte ankommen werde.

Der Leinweber.

Der Leinweber verfertiget auf dem Weberstuhle aus gesponnenem und gehörig zubereitetem ungebleichtem

Flachs oder Hanf die Leinwand, welche unsere erste Bedeckung ist, so bald wir auf die Welt kommen, und die letzte, die wir ins Grab nehmen. Er webet nicht bloß die gewöhnliche glatte, sondern auch gewürfelte, gestreifte Leinwand, Tischzeug, Teller- und Handtücher u. dgl. Er hat eine mühsame Arbeit, die nicht gut bezahlt wird.

Sein Werkzeug ist der Weberstuhl, der künstlich eingerichtet ist. Seine Arbeit läßt sich nicht deutlich beschreiben, und ich rathe meine Leser, in dessen Werkstätte zu gehen, und sich alles genau von ihm erklären zu lassen.

Wenn er ein Stück Leinwand gewebet hat, so wird sie in scharfer Lauge gesotten, um die Schlichte herauszubringen. Sie ist grau, und muß gebleicht werden. Zu dem Ende wird sie im Freyen aufgespannt, daß die Sonne und der Mond darauf scheine, und sie wird auch täglich mehrmahl mit Wasser begossen. Dadurch wird sie nach und nach weiß. Meine Leser wissen, daß aus derselben Hemden, Schürzen, Lein- oder Bett- Tücher, Nasetücher u. dgl. geschnitten werden. Auch das Tischzeug, die Teller- und Handtücher müssen gebleicht werden.

Der Lichtgießer.

Der Lichtgießer (Lichtzieher) macht die Kerzen aus dem Talge der Rinder, Schafe u. dgl. Die besten Kerzen werden aus einer Mischung von Rinder- und Hammeltalg verfertiget. Man hat gegossene und gezogene Kerzen. Die gegossenen Lichter haben gewöhnlich einen Docht von Baumwolle, die gezogenen aber von leinenem Garn. Beyde werden auf der Dochtbank, auf welcher ein senkrechter Stab und ein Messer ist, zusammen gedreht, abgesehen, und mit einem leinenen, mit Wachs bestrichenen Tuche gerieben, damit sich die Fäden nicht wieder aufdrehen.

Die gegossenen Kerzen werden in gläsernen, blecher-
nen odet zinnernen Formen gemacht, worin der Docht
ausgespannt und der flüssige Talg hinein gegossen wird.
Die Formen ruhen während des Gießens in den Löchern
des Lichttisches, wo sie bis zum Erkalten des Talges ste-
hen bleiben. Die gegossenen Kerzen erfordern einen gu-
ten Talg und Genauigkeit bey der Arbeit.

Sollen gezogene Lichter bereitet werden, so werden
mehrere Dochte an Stäbchen gehangen, und in den hei-
ßen Talg, der sich in einem tiefen schmalen Trog befindet,
öfters eingetaucht, bis die Kerzen die erforderliche Dicke
haben. Bey dem ersten Eintauchen ist der Talg völlig
heiß, daß er den Docht ganz durchdringt; bey den fol-
genden Eintauchen darf er nur laulich seyn, weil er
sich ohnehin gern an die erste Talglage anhängt.

Die Maus.

Die Maus ist ein munteres, flinkes, drolliges
Thierchen, das in der That uns in einem Käfige Ver-
gnügen machen könnte, wenn der Geruch seines Unfla-
thes, besonders des Harns nicht gar so unangenehm wäre.
Ihr nackter Schwanz ist auch vielen ekelhaft. Die
Mäuse sind licht- und menschen-scheu, daher gehen sie des
Nachts, wenn alles still ist, aus ihren Schlupfwinkeln
hervor, und suchen sich Nahrung; doch sieht man sie
nicht selten auch bey Tage. Sonderbar ist es, daß diese
kleinen Thierchen ein Vergnügen an der Musik haben.
So furchtsam sie sind, so kommen sie am hellen Tage in
ein Zimmer, wo jemand das Clavier spielt. In Dorf-
Kirchen, wo die Pandleute während des Gottesdienstes
ruhiger sind, als die Städter, habe ich oft Mäuse wäh-
rend der Kirchenmusik bey'm Hochamte herumlaufen ge-
sehen. Die Maus geht oft bey der Nacht auf den Tasten



Maus.



Melone.



Mongole.



Mutter.



Müller.



Matrose.



Des offenen Claviers hin und her, selbst auf den Saiten läuft sie herum, und ergetzt sich daran, wenn sie leise Töne denselben entlockt. Man muß schon längst an den Mäusen bemerkt haben, daß sie die Musik lieben, denn man sagt oft scherzhaft von einem schlechten Geiger: er scharrt, daß die Mäuse aus den Löchern hervor kommen.

So scheu die Mäuse sind, so werden sie doch da, wo sie keine Verfolgung zu fürchten haben, sehr vertraulich, kommen am hellen Tage ins Zimmer, und lassen sich an gewisse Zeiten gewöhnen, wo sie ihr Futter hohlen. Haben sie sich dann satt gegessen, so tragen sie den Nest in ihr Loch. In Königsberg hatte jemand die Mäuse, welche er in eigenen Löchern in seiner Stube wohnen ließ, so gewöhnt, daß sie auf den Ton einer Pfeife am hellen Tage hervorkommen, das Mahl sich hohlten, und in ihre Löcher wieder zurückkehrten. Häufig sah man schon weiße Mäuse, eben weil man sich mehr mit ihnen abgab, die auf einen gewissen Ruf herbey kamen, und das Futter aus der Hand ihres Pflegeraters nahmen.

Nicht nur Häuser, sondern auch Wälder sind der Aufenthalt unserer Hausmäuse. In Zimmern und Ställen bewohnen sie selbst gegrabene Löcher unter dem Fußboden, oder sie wählen sich die Ritzen der Mauern. In Wäldern halten sie sich in hohlen Bäumen und unter den Wurzeln der Bäume auf. Ihre Nahrung ist alles, was ihnen in den Weg kommt, und eben dadurch sind sie uns so lästig, daß sie alles benagen. Getreide und fette Sachen scheinen ihnen aber am liebsten zu seyn, daher sie in die Speise- und Rauchkammern und in die Mehlkästen sich einschleichen, und da genug ekelhafte Spuren ihrer Anwesenheit hinterlassen. Sie klettern die steilste Schornsteinwand hin-

auf, und graben sich so gar in den dicken Speck noch lebender Mastschweine ein, die vor Fett immer liegen. Außer dem fressen sie auch Brot, Butter, Käse, Kohl, Kraut, Wurzelgewächse, und fast alle Samen und Kerne von Bäumen und Stauden. Auch Kleider, Bücher und Holzwerk benagen sie.

Die Mäuse vermehren sich außerordentlich. Das Weibchen bringt öfters im Jahre vier bis acht Junge zur Welt, die schon nach drey bis vier Wochen selbst für ihre Nahrung sorgen müssen. Aristotiles hatte in kurzer Zeit von einem Paar Mäuse eine Familie von 120 solcher Thiere gezogen. Sehr groß ist die Liebe der Mutter gegen die jungen Mäuschen. Nähert sich ein Mensch denselben, so läuft sie, so schüchtern sie gewöhnlich ist, ängstlich um ihn herum, und scheint ihn durch Winseln zu bitten, daß er ihren lieben Kleinen kein Leid zufüge.

Die Mäuse haben an der Kaze einen Todfeind. Der Anblick und vielleicht schon der Geruch dieses Verfolgers setzt sie so in Schrecken, daß sie ganz verwirrt werden, und selten entrinnen können. Daher kommt es, daß es der Kaze so leicht wird, die Mäuse wegzufangen, denen sie doch in ihre Schlupfwinkel nicht nachheilen kann. Auch der Hund, der Igel und Iltis, ingleichen die Eule und andere Raubvögel stellen ihnen nach. Der Mensch bedient sich Theils der Kagen, Theils der Fallen, um sie aus dem Hause zu schaffen. Gefährlich ist es, ihnen Gift zu streuen. Wie leicht geschieht es nicht, daß die Maus einen Theil der vergifteten Speise in ein Gefäß oder sonst wohin speyet, wo es Menschen schädlich werden kann.

Ehemahls bediente man sich des Blutes und Kotthes der Mäuse als Arzeneymittel. Das Fleisch wird unge-

achtet seines ekelhaften Geruches dennoch von den Sackuten, Lungusen und Mauren in Aegypten gegessen.

Die Melone.

Die köstliche Melone wächst an einer zärtlichen Pflanze, welche von der Gurkenpflanze kaum zu unterscheiden ist. Sie braucht aber bey uns noch viel mehr Wartung und Pflege, als die Gurke. Sie ist aus einem viel milderen Klima, aus Asien zu uns gekommen. Dort wächst sie noch jetzt wild. In unseren Gärten kann sie nur in Mistbeeten gezogen werden, im südlichen Europa aber, in Griechenland, Ungarn, Italien, Frankreich, Spanien und Portugall gedeihen die Früchte auf gutem Boden im Freyen. Im südlichen Ungarn hat man ganze Aecker von Melonen, sowohl Netz- als Wasser-Melonen, und es werden ganze Schiffsladungen derselben verführt.

Wer gute Melonen erhalten will, muß vor allen Dingen auf guten Samen bedacht seyn. Man nimmt ihn von den größten, reifsten und vollkommensten Früchten; ist er 5 bis 6 Jahre alt, so ist er desto besser. In der Mitte des Monats März steckt man die Kerne in ein gehörig erwärmtes Mistbeet, das mit Glasfenstern verschlossen ist. Nach 5 oder 6 Tagen keimen junge Pflänzchen hervor, welche nach zwey bis drey Wochen in andere Mistbeete versetzt werden. Die Melonen erfordern nicht gar viel Nässe, aber viel Luft und Sonne, und eine sehr sorgfältige Pflege, indem man alle schadhafte Ranken, Blätter und Gabeln wegschneiden und die zu vielen Früchte wegnehmen muß. Wie die Früchte größer werden, legt man ihnen Steine unter, damit sie nicht faulen, und kehrt sie zuweilen um, daß die Sonne von allen Seiten auf sie wirken kann. Das Ab-

nehmen derselben darf weder zu früh, noch zu spät geschehen. Man ißt sie nicht gleich, sondern man läßt sie in einem lustigen Keller noch besser reifen, damit sie desto mürber und saftiger werden.

Man ißt die Melonen roh mit Zucker oder auch mit Pfeffer und Salz, ja sogar mit Schnupftabak. Unreif werden sie auf mancherley Art eingemacht. Als Arzeneymittel soll das kühlende Fleisch der Melone in abzehrenden Fiebern und im Skorbui mit Nutzen angewendet worden seyn. Die Samen, welche einen öhligten, süßlichen Kern einschließen, dienen zur Bereitung eines kühlenden Getränkes.

Mongole.

Die Mongolen sind ein Völkerstamm in Hindostan in Asien, welche von den ehemahligen Eroberern dieses Landes abstammen. Sie sind Mahomedaner, und unterscheiden sich sehr durch Gestalt und kleinen Körperbau so wie durch ihre Kleidung und Sitten von den Hindus. Sie haben in ihrer Kleidung und Sitten viele Ähnlichkeit mit den Türken. Dieser Völkerstamm war einst das Schrecken der halben Welt. Die Mongolen unterjochten das Griechische Kaiserthum, Ungarn, Pohlen, ja selbst Mähren und Böhmen, wurden aber späterhin von den Türken besiegt. Sie unternahmen dann einen Heereszug nach Indien, und stifteten das große und sehr mächtige Reich des Groß-Moguls, dessen Hauptstadt Delhi war. Dieses wurde von den Maratten im Jahre 1785 zerstört.

Die Mutter.

Wessen Herz schlägt nicht freudiger bey dem süßen Nahmen Mutter? Wer liebt das Kind zärtlicher,

wer ist für dessen Wohl ängstlicher besorgt, als die gute Mutter? Wie viele Nächte hat sie schlaflos, wie viele Tage kummervoll mit der Pflege und Wartung des kleinen Säuglings zugebracht? Ein holdes Lächeln des Kindes, zunehmende Kraft und Gesundheit desselben war ihr einziger Lohn für alle Mühe und Sorge. An ihrer mütterlichen Brust gesäuget, durch ihre wohlthätige Hand gepflegt, durch ihr beobachtendes Auge vor Unfällen beschützt, wuchsen wir alle heran, und daß wir noch leben, haben wir nächst Gott nur der guten Mutter zu danken. Wie können Kinder ihr alle diese Wohlthaten vergelten? Durch Folgsamkeit und gutes Betragen. Es gibt kein süßeres Vergnügen für die Altern, als ihre Kinder zu guten und brauchbaren Menschen heranwachsen zu sehen; aber kein Schmerz ist qualvoller und nagender, als wenn Altern ungerathene Kinder haben. Liebe Kinder, machet euren Altern das Vergnügen, das sie durch ihre Fürsorge tausendfach um euch verdient haben, seyd euren Altern gehorsam, betrübet sie nicht, seyd thätig und arbeitssam, gottesfürchtig, rechtlich und wohlwollend gegen alle Menschen. Gottes Wohlgefallen, eurer Altern Segen, aller Menschen Liebe und Achtung werden euch allenthalten begleiten.

Der Müller.

Der Müller mahlet aus Weizen, Roggen, Gerste, auch aus Hafer, Heidekorn, Mais u. s. w. Mehl, auch Graupen, Gries, Grütze, Schrot, Malz u. dgl.

Hört, wie die rasche Mühle geht klipp! klapp!
 Ich Müller schüttele auf und rasse ab;
 Getreid verwandle ich in Mehl,
 Daß euch das liebe Brot nie fehle.

Auch Graupen, Grütz und Malz zum Bier,
 Und Schrot zur Mast verdankt ihr mir.
 Für Menschen so, wie für das Vieh,
 Klappt meine Mühle spät und früh.

Der Müller, so einträglich sein Handwerk auch ist, hat sehr schwere Berrichtungen. Das Tragen schwerer Säcke, das Scharfmachen und Abheben der großen centnerschweren Mühlsteine, das Heben und Tragen anderer schweren Maschinen, das oftmahlige Auf- und Absteigen auf Treppen mit vollem Aufschüttkübel, das Nachwachen, der immerwährende Mehlstaub sind eben so beschwerlich als auch gefährlich.

Es gibt Handmühlen, (mit diesen zerrieb man in ältesten Zeiten das Getreide,) Roszmühlen, Windmühlen und Wassermühlen. Letztere sind bey uns die gewöhnlichsten, und Theils auf Flüssen und Strömen, Theils an Bächen erbauet.

Die Mühlen haben zwey Steine, zwischen welchen das Getreide zermalmet wird. Der untere, (Bodenstein), liegt unbeweglich; der obere, (Läufer), wird durch das Mühlrad, welches von dem Wasser getrieben wird, in immerwährende Bewegung gesetzt, und läuft bey'm Mahlen beständig herum.

Wenn das Getreide in die Mühle gebracht worden ist, so wird manches davon, z. B. der Weizen, von dem Müller gewaschen, um ihn von Staub und Unrath zu reinigen. Nachdem es trocken geworden, wird es in den Kumpf oder Trichter geschüttet, und läuft zwischen die zwey Steine, wo es nur erst grob zermalmet, d. i. geschrotet wird. In dem Beutelkasten staubt sich das Mehl durch den immerfort gerüttelten Beutel, und das gröbere nebst der Kleye fällt vorn am Kasten heraus. Nun wird das vor dem Beutelkasten aufgehäufte und nur

einmahl durchgelaufene Getreide zwey, drey und noch mehrere Mahle aufgeschüttet und wieder gemahlen, bis der Kern oder das Mehl ganz heraus ist, und nur die Kleye übrig bleibt. Das Mehl sammelt sich im Beutelkasten. Das erste und zweyte ist das beste davon, das übrige aber immer schlechter, weil bey jedesmahligem Durchlaufen Theile von der Hülse dazu kommen, die sich zu Staub hatten mahlen lassen.

Gewöhnlich bekommt man vom Weizen dreyerley Sorten von Mehl, das feine (Auszug), das mittlere (Mundmehl) und das Nachmehl (Semmelmehl, Pohle). Auch aus dem Roggen erhält man drey Gattungen Mehl. Das erstere gibt weißes, das zweyte Hausbrot, das Nachmehl wird meistens zur Viehfütterung verwendet.

Der Matrose.

Matrosen heißen die gemeinen Arbeiter auf den großen Schiffen im Meere, welche es führen und regieren helfen. Man nennt sie auch Boths knechte, Bothsleute. Sie haben eine beschwerliche und gefährliche Arbeit und Beschäftigung. Sie sind auf dem Meere im Schiffe so zu Hause, wie wir in unsern Wohnungen auf dem festen Lande. Sie setzen oft Monathe und Jahre lang keinen Fuß auf festes Land, und schiffen immer auf dem Meere herum. Sie sind allen Gefahren des Sturms und Ungewitters ausgesetzt, und müssen, wenn das Schiff feindlich angegriffen wird, an dem Gefechte thätigen Antheil nehmen, und sich tapfer wehren. Oft wird ein Schiff, wenn die Pulverkammer getroffen wird, in die Luft gesprengt, und alles, was auf dem Schiffe sich befindet, geht elendig zu Grunde. Oft leiden sie Schiffbruch, und die ganze Mannschaft findet

im Wasser den Tod. Manchmal gelingt es ihnen, in einem Bothe ans Land sich zu retten.

Ihre Nahrung zur See ist Zwieback und gepökeltes Fleisch. Oft fehlt es ihnen selbst an trinkbarem Wasser, das sie in Tonnen mitführen müssen. Rauchtobak und starker Brantwein ist den Matrosen über alles, und sie sind zufrieden, wenn sie nur davon genug haben. Sie müssen sehr jung zu dem Dienste auf dem Meere gewöhnt werden. Mit vierzehn bis sechzehn Jahren kommen sie schon auf das Schiff, und werden nach und nach mit dem Seedienste so vertraut, daß sie ihn jeder Beschäftigung auf dem festen Lande vorziehen, und bis an ihren Tod bey demselben verharren.

Das Nasehorn.

Das Asiatische Nasehorn, (sieh die Abbildung), ist nach dem Elephanten das gewaltigste Landthier; sein Körper ist ein ungeheurer Klumpen von Fleisch und Knochen, der durch die weite faltige Haut noch unförmlicher wird. Auf vier kurzen Füßen, wie auf dicken Säulen ruht diese schwere Masse. Es ist ein träges und dummes Thier. Nur an der oberen Lezge zeigt es eine Geschicklichkeit und Fertigkeit, die wirklich Bewunderung verdient. Das Nasehorn kann sie schnell hin und her bewegen, beträchtlich verlängern und verkürzen, doppelt um einen Stock wickeln, und fast wie der Elephant seinen Rüssel gebrauchen. Es reißt damit sein Futter, Gras, Reis, stachelige Gewächse u. dgl. aus, und bildet mit Hülfe dieses kleinen Rüssels Büschel daraus, weil es für seinen großen Rachen stärkere Bissen bedarf, als das ist, was es auf einmahl ausreißt. Sein Kopf hat einige Ähnlichkeit mit dem Schweinskopfe, und seine aufrecht stehenden Ohren sind



Nashorn.



Nelke.



Neger.



Nachtwächter.



Nagelschmied



Nadelhändler.



der einzige Theil des Leibes, an dem man Haare oder vielmehr Borsten bemerkt, wenn man noch den Schwanz mit seinem Borstenbüschel am Ende ausnimmt. Den ganzen Körper umgibt ein undurchdringlicher Panzer, dem weder die Zähne des Löwen, noch die Krallen des Ligers, weder die beste Säbelklinge, noch selbst der Flintenschuß etwas anhaben können. Diese Haut besteht aus einem dicken braunen, auch schwarzgrauen, an der Brust, am Bauche und in den Falten etwas röthlichen Leder, das wie ein weiter Mantel in großen Falten um den Leib geworfen zu seyn scheint. Besonders weit und groß sind diese am Halse, auf den Schultern, am Kreuze und an den Beinen. Außer diesem Panzer ist das Nasehorn auch durch sein kegelförmiges Horn auf der Nase als Waffe beschützt. Es hat die Dichtigkeit und Härte eines Knochens, ist von schwärzlich brauner, auch weißlicher Farbe, krümmt sich etwas nach hinten zu, und ist bloß auf der Haut angewachsen. Seine Länge kann von einer halben bis auf zwey Ellen betragen. Die empfindlichsten Theile des Nasehorns, Maul, Schnauze und Gesicht schützt diese Waffe hinlänglich. Der hungrige Lieger wird daher weit lieber den Elephanten als das Nasehorn angreifen, dessen Kopf er, ohne Gefahr aufgeschluckt zu werden, nicht fassen kann. Bäume, die dem Nasehorn im Wege stehen, Steine, denen es nicht ausweichen mag, räumt es vermittelst dieses Hornes mit unwiderstehlicher Stärke hinweg, und schleudert sie verdrießlich hinter sich.

So schwerfällig das Nasehorn ist, so kann es doch mit großer Geschwindigkeit laufen, und sehr gut schwimmen. Es wagt sich gern in Pfützen und Morästen, und muß öfters ins Wasser gehen, um seine dicke Haut, die leicht trocken, spröde und voller Rissen und Sprünge

wird, feucht zu erhalten. Man trifft das Asiatische Nasehorn in Bengalen, auf Java u. s. w. aber nirgends häufig an; und das ist eine Wohlthat der Schöpfung, denn wo sollten diese äußerst gefräßigen Thiere Nahrung genug finden? Nützlichere Thiere müßten zum Schaden der Menschen ihnen weichen. Das Nasehorn nimmt zwar mit Gras, Disteln und stacheligen Gewächsen vorlieb, aber es kommt doch nicht selten in Getreide, Zuckerrohr- und Reißfelder, und tritt das noch nieder, was es nicht frißt. In London sah man im Jahre 1739 ein zahmes Nasehorn, welches alle Tage sieben Pfund Reiß mit drey Pfund Zucker vermischt, eine große Menge Heu und Gras bekam. In Augsburg ließ man im Jahre 1748 ein Nasehorn für Geld sehen, welches täglich zwanzig Pfund Brot und sechzig Pfund Heu fraß. Ein junges Nasehorn in Paris verzehrte alle Tage 168 Pfund Futter, und trank Wein und Bier. Wie viel muß erst ein Nasehorn, welches frey lebt, und Bewegung macht, täglich fressen?

Das Nasehorn ist zwar kein wildes und grimmiges Thier, doch läßt es sich nicht so weit, wie der Elephant zähmen, und zu einem nützlichen Gebrauche abrichten. Es wird manchemahl wie toll, rennt wüthend herum, stoßt und reißt alles vor sich nieder, wühlt im Laufe mit dem Horne Furchen in die Erde, und läßt sich lange nicht besänftigen. Sonst lebt es mit allen Thieren in Friede und Freundschaft. Denn was sollte es ihnen zu Leide thun, da es weder ihr Fleisch noch Blut liebt. Unerträglich ist ihm aber der Anblick eines rothen Kleides. Wüthend stürzt es über den her, der eines anhat, faßt ihn mit dem Horn zwischen den Beinen, und schleudert ihn Ellen hoch.

Man fängt dieses gewaltige Thier entweder in Gru-

ben welche mit grünem Gesträuche und mit Gras überdeckt, und in welchen spitziige Pfähle eingerammelt sind, oder man stellt eine gemeinschaftliche Jagd auf dasselbe an, indem mehrere Schützen zugleich trachten, es an den Ohren, den Augen und dem Bauche zu verwunden. Oft speret man ein zahmes Nasehorn in eine mit einer Fallthür versehene Hütte. Bald kommt ein wildes, ihm einen Besuch zu machen, und ist dann gefangen.

Der Nutzen vom Nasehorn ist nicht bedeutend. Sein Fleisch finden einige schmackhaft, andere aber fad und schwammig. Selbst die Haut wird in Asien gegessen, das Fett aber als Butter verbraucht. Mit der getrockneten Haut überzieht man Panzer und Schilde, auch macht man Spazierstöcke daraus. Aber höher als das Fleisch und die Haut schätzen die Indianer das Horn, welchem sie die Kraft zuschreiben, daß es dem Gift widersteht. Sie verfertigen Trinkgeschirre daraus, in welchem, wie sie glauben, der vergiftete Wein trüb wird; selbst Messerhäfte aus diesem Horne fangen, wie sie sagen, zu schwitzen an, so bald Gift auf die Tafel kommt.

Die Nelke.

Die Nelke ist eine Zierde unserer Gärten, und empfiehlt sich so wohl durch die verschiedenartigsten Farben und Schattierungen, als auch durch den überaus angenehmen Geruch. Man hat sehr viele Spielarten derselben, und alle sind durch sorgfältige Cultur aus der wilden Nelke, die in Italien und überhaupt im südlichen Europa in gebirgigen Gegenden im Freyen ohne alle Pflege wächst, entstanden. Alle Jahre entstehen neue Spielarten, und man hat Nelken von allen Farben, nur nicht Himmelblau. Die Gärtner und sehr viele Blumenliebhaber geben sich mit der Cultur der Nelken ab.

Man pflanzt sie durch Samen, gewöhnlicher aber durch Ableger fort. Man wählt einen Zweig von dem Nelkenstocke, welches keinen Blüthenstängel getrieben hat, macht an demselben zwischen zwey Knoten einen zarten Einschnitt mit einem Federmesser, biegt es nieder, bedeckt es etwas mit Erde, und befestiget es darin mit einem kleinen hölzernen Hacken. Gewöhnlich pflegt man dieses Ablegen um Johannis, also nach der Blüthe vorzunehmen. Nach zwey bis drey Monathen haben die Ableger schon Wurzel genug geschlagen, so daß man sie von dem alten Stocke abnehmen, und in einen Topf oder in ein Beet verpflanzen kann, und so einen neuen Stock erhält.

Der Neger.

Die Neger in Afrika sind am ganzen Leibe schwarz, sie haben krause schwarze Haare, eine platte Nase und stark aufgeworfene rothe Lippen. Sie sind von starkem Körperbau. Einige derselben sind mehr gebildet, treiben Ackerbau und Viehzucht, kleiden sich in Tuch und Zeug, und wohnen in ordentlichen Häusern; andere aber, besonders die Neger in Senegambien und Ober-Guinea sind noch äußerst verwildert. Das Oberhaupt derselben verkauft sein Volk, der Vater den Sohn, die Kinder die Ältern an Sclavenhändler. Ein Schurz oder eine Binde zwischen den Beinen durchgezogen oder um die Lenden gewunden, ist ihre einzige Bekleidung; die Weiber werfen noch ein Stück Baumwollenzug über die Schultern. Nebstbey zieren sie die Ohren, oft auch Arme und Beine mit Ringen, Korallen, Stückchen von Leder, Silber, Kupfer u. dgl.

Reiß, Hirse und Brey von Maismehl, der in hohen Kürbissen aufgetragen wird, sind ihre gewöhnliche Nahrung. Wer es kann, thut Milch, Vögel und Fische

zu seinem Gericht. Ekel ist der Neger nicht. Halbfaul-
 les Fleisch, Eidechsen, Schlangen, Affen, Katzen, Rat-
 ten, Krokodil- Eyer, Gedärme von Kind- und Feder-
 vieh, Wurzeln, Gewächse und Früchte sind seine Kost.
 Brot kennt man in einigen Gegenden noch nicht. • Fische
 mit Pfeffer und Branntwein ist ihm über alles. Für
 diesen gibt er alles hin, und bey keiner Hochzeit, Be-
 grabniß oder gemeinschaftlichen Zusammenkunft darf er
 fehlen. Die Neger bereiten ein Bier aus Getreide und
 Baumfrüchten; aus den Palmbäumen zapfen sie den
 Saft ab, lassen ihn gähren, daß er Wein wird, den sie
 trinken.

Seine Haare scheert der Neger ab, und bestreicht
 den ganzen Leib mit wohlriechendem Talg; darauf werden
 mit Holzformen, die er in Farbe eintaucht, Figuren
 aufgedrückt, im Gesichte mehrentheils mit blauer oder
 grüner Farbe. Lange und scharf gefeilte Nägel wer-
 den für vornehm gehalten. Die Sitte sich zu tätto-
 wiren (Figuren auf die Haut einzustechen), besonders im
 Gesichte, ist bey den Negern sehr gewöhnlich. Auch
 Rücken, Lenden, Brust und Bauch sind mit solchen Fi-
 guren tattowirt.

Die Wohnungen der Neger haben meistentheils die
 Form von Binnenkörben. Es werden Pfähle in die Erde
 geschlagen, mit Rohr überflochten, mit Lehm überklebt,
 mit einem Rohr- oder Strohdache bedeckt, und die Woh-
 nung ist fertig. Die Thür ist so klein, daß man hinein-
 kriechen muß. Reiche haben mehrere, oft an 30 solcher
 Hütten, und fassen sie mit einem Zaun ein. In den
 meisten Dörfern stehen die Hütten so verwirrt durch ein-
 ander, daß ein Fremder nur mit großer Mühe sich her-
 aus findet. Das Geräthe besteht in einigen Gefäßen von

Thon oder Erde, einigen entzwey geschnittenen großen Kürbissen statt der Wassereimer.

Der Neger ist im Arbeiten faul, im Tanzen aber unermüdet. Man tanzt alle heitern Abende einige Stunden, besonders im Mondscheine. Oft dauern die Tänze die ganze Nacht hindurch. In der Jagd sind die Neger sehr ungeschickt, wenn sie nicht Feuergewehre haben. Doch fangen sie den Elephanten in Gruben, spießen ihn zu Tode, zerlegen und verzehren ihn. Die Fischerey wird sehr geschickt betrieben, Fische sind ihre Hauptnahrung.

Mit den Künsten und Gewerben des Negers ist es nicht weit her. Das Weib spinnt und webt aus Baumwolle Zeuge, der Mann weiß Geschirre, Töpfe, Schüsselfeln, Pfeifenköpfe zu verfertigen, er bearbeitet auch Eisen zu Messern, Arten, Pfeilspitzen, Haken u. s. w.

Kriege werden unter den verschiedenen Negerstämmen mehrentheils nur geführt, um Sklaven zu machen, die sie gegen Europäische Waare dann austauschen. Armeen von 2000 Mann sind schon eine Seltenheit. Eine Schlacht dauert höchstens ein Paar Stunden, ein ganzer Krieg selten über 14, oft nur 2 bis 3 Tage. Wer gefangen wird, ist Sklave und wäre er auch ein König. Ihre Waffen sind Bogen, Pfeile, Spieße, Lanzen, Säbel und Schilde, doch haben sie sich schon sehr viele Feuergewehre zu verschaffen gewußt.

Viele Neger bekennen sich zu der mahomedanischen Religion, die meisten aber bethen zwar ein höchstes Wesen an, haben aber daneben eine unglaubliche Menge Götzen oder Fetische.

Der Nachtwächter.

Der Nachtwächter wachet bey der Nacht für uns und unsere Sicherheit, während wir schlafen. Winter und Sommer, bey Regen, Schnee, Sturm und Wetter geht er herum von Haus zu Haus, von Gasse zu Gasse, und sieht nach, ob nicht ein Dieb einsteigen oder einbrechen will, oder ob nicht irgendwo eine Feuersbrunst entstehe oder entstehen könnte.

In großen Städten sorgt bey der Nacht eine eigends bestellte Sicherheitswache, die bey uns unter dem Nahmen Polizen = Soldaten bekannt ist, für die öffentliche Sicherheit, und ein Thurmwächter, der sich oben auf dem Thurme befindet, wo er alle Gebäude übersehen kann, beobachtet die ausbrechende Feuersbrunst, um sie durch Glockenschläge und Aushängen einer brennenden Laterne anzuzeigen. Da hat der Nachtwächter hauptsächlich die Gewölbe und Buden der Kaufleute und die Markthütten zu bewachen. Er untersucht alle Schlösser und Riegel, ob sie gut verschlossen sind, und geht zu verschiedenen Stunden während der Nacht durch alle Gassen, und ist aufmerksam, ob er nicht irgendwo einen Einbruch entdeckt.

In den kleineren Städten, Märkten und Dörfern aber wacht der Nachtwächter für die Sicherheit und über Feuersbrünste. Damit man gewiß ist, daß er durch die ganze Nacht wach bleibt, muß er nach dem Glockenschlage jede Stunde verkündigen. Er ruft die Stunden entweder mit Gesang aus, oder er zeigt sie durch Trompetenstöße, durch das Horn oder mit einer Klapper an. Er muß auch die Landleute zur Stunde, die sie ihm bestimmen, aufwecken. Dafür hat er freye Wohnung, von jedem Hause einen Leib Brot und ein kleines Wachgeld.

Auf dem Lande ist er gewöhnlich auch Dorf- Gerichtsdienner und Todtengräber.

Der Nagelschmid.

Der Nagelschmied verfertigt aus Eisen Nägel von verschiedener Gattung und Größe. Seine Arbeit ist einfach, und er braucht nicht viele Werkzeuge. Eine Esse, Amboss, Hammer, Meißel und Nagelisen, um den Kopf der Nägel zu bilden, muß er bey der Hand haben. Ein schneller Arbeiter kann in einem Tage 2000 Rohrnägel machen. Große Nägel werden von zwey Personen zugleich geschmiedet.

Es gibt Schwarz- und Weißnagelschmiede. Erstere machen alle Arten schwarzer, d. i. unverzinnter Nägel, z. B. Lattennägel, Breternägel, Schloßnägel, Schindelnägel, Schuhnägel u. s. w. Die Weißnagelschmiede machen außer dem, daß sie alle Arbeiten des Schwarznagelschmiedes verfertigen, auch noch runde Schusterzwecke, lange Absatzwecke und verzinnte Nägel, von welchen letzteren sie auch den Nahmen haben.

Das Verzinnen der Nägel geschieht auf folgende Art: Die Nägel werden zuerst in Vitriol und Essig gebeißt, darauf in einen eisernen Topf geschüttet, worin englisches Zinn und Talg schmilzt, darin umgeschüttet, in Holzlauge gelegt, und zuletzt in einen Sack mit eichenen Sägespänen gethan, wodurch sie vom Talg gereiniget werden; die messingenen Knöpfe auf die Nägel verfertigt der Gürtler, und löthet dieselben mit Zinn und Salmiak auf die eisernen Köpfe der Nägel.

Nadelhändler.

Was ist das Ding?

An Werth gering,

Es hat ein kleines Loch, ist glatt und blank und rein;

Laß ihm das Loch, soll es dir nützlich seyn;

Die niedrigsten, die schönsten Werke

Vollendet es durch Kunst und ohne alle Stärke;

Ein kleines Häuschen ist's, in dem sein Körper ruht;

Wer ungeschickt es braucht, dem kostet es oft Blut.

Das ist eine Nähnaedel, werden meine lieben Leser sagen. Mit diesen, auch mit Strick-, Steck- und Spicknadeln, Nadelbüchschén, Fingerhüten, Knöpfen, Ringen, Schnallen, Schellen, Käfigen und kurzen Waaren, die mit Hammer und Zange verfertigt werden, handelt der Nadelhändler. Er hält in der Stadt Markt, und geht auf dem Lande von Haus zu Haus, um seine Waare abzusetzen.

Die Nadeln werden von dem Nadelmeister oder in Nadelabriken aus Eisen- und Messingdraht gemacht. Der Eisendraht, aus dem die Nähnaedeln verfertigt werden, muß hart und steif, nicht spröde und brüchig seyn. Er wird zuerst gerade gebogen, zu zwey Nadellängen zugeschnitten, und auf einem Schleifsteine zugespizet. Die zwey Nadellängen werden dann in der Mitte mit der Schrottschere durchgeschnitten. Hierauf befeilet man das Ohr-Ende, und gibt ihm auf beyden Seiten des Kopfes einen Strich. In die mit der Feile bezeichnete Stelle wird das Loch gebohrt. Die fertigen Nähnaedeln werden dann durch Herumschütteln in einem Fasse mit Kreide polirt. Die Stecknaedeln werden aus Messingdraht auf eine ähnliche Art verfertigt, aber die Bereitung der Knöpfe dazu erfordert eine eigene Arbeit. Sie werden aus ein Paar Gewinden feinen Drahts zubereitet, und auf der Nadel befestiget, welches mit einer außerordent-

lichen Geschwindigkeit geschieht. Jede Nadel muß einige siebenzig Mahle dem Nadler durch die Hand gehen, bevor sie fertig ist, und ist doch eine so wohlfeile Waare. Die Nadeln werden gewöhnlich in Papier gesteckt und in Briefen verkauft und verschickt.

Der Ochs.

Der Ochs ist nicht so unbiegsam und trozig, sondern viel folgsamer, gelehriger und geduldiger, ja auch viel stärker als der Stier. Sein Bau zeigt an, daß ihn die Natur weder zum Lasttragen, noch zum Reiten bestimmt habe, desto besser taugt er zum Ziehen, besonders in gebirgigen Gegenden, wo er bessere Dienste als das Pferd thut. Mit der Brust zieht er leichter, als mit dem Kopfe, zum Feldbau ist er wie geboren. Seine Schwere, Langsamkeit und Geduld geben ihm den Vorzug vor dem Pferde, das zu rasch ist. Das Gespann muß aber von gleicher Stärke und Munterkeit seyn. So geht er langsamen Schrittes am Wagen und Pfluge, und braucht nicht die sorgsame Pflege und so gutes Futter als das Pferd. Von Moses Zeiten her wurde der Pflugochs als ein nützlichcs Hausthier geachtet. Nicht nur daß er, so lange er lebt, den Menschen die nützlichsten Dienste leistet, so liefert er auch, wenn er geschlachtet wird, das köstliche Rindfleisch, welches bey uns zur gewöhnlichsten Kost gehört, und an nährendcr Kraft alle Fleischarten übertrifft. Alte Ochsen, die an Pflug und Wagen Jahre lang ihre Pflicht gethan hatten, werden im Stalle gemästet, und dann zu unserer Nahrung geschlachtet. Viele tausend Ochsen werden in Ungarn, Pohlen, bloß auf der Weide genährt, und als Schlachtthiere uns geliefert. Das Wasser, worin das Rindfleisch gesotten wird, verwandelt sich in die köstliche Fleischbrühe, welche Kranken



Ocho



Oleander



Otaheiter



Ostiake



Orgelbauer



Ofenfabrikant



und Gefunden so wohlthätig ist. Oben auf dieser Brühe sammelt sich ein wohlgeschmacktes Fett, welches mit Gemüsen und anderen Speisen verkocht wird. Für die Seefahrer wird das Rindfleisch in ungeheurer Menge eingepökelt, und ohne diese stärkende Nahrung würden sie nicht so lange auf dem Meere aushalten können.

Man kennt fast keinen Theil des Oxfen, der uns nicht einigen Nutzen gewährete. Aus der trefflichen Haut bereitet der Rothgärber die starken Sohlen zu unsern Stiefeln und Schuhen. Die Haare werden häufig zum Ausstopfen der Polster und Matratzen, auch zu Filzdecken und andern Sachen gebraucht, auch zu dem Mörtel gemischt, um ihn haltbarer zu machen. Der Talg wird zu Seife und Lichtern verwendet, und das Mark verkocht. Die Hörner und Klauen werden von den Drechslern, Kammern, Messerschmieden und andern Handwerkern zu manchen nützlichen Kunstsachen und Geräthschaften verarbeitet. Der Abfall der Hörner und Klauen bey diesen Arbeiten dienen vortreflich zum Düngen der Aecker und Weingärten, wie ohnehin der Koth des Rindviehes, mit Stroh oder Laub vermischt als der fetteste Dünger bekannt ist. Die schlechten Knochen sind auch ein Düngungsmitel; aus den starken Beinen macht der Drechsler allerley Geräthe. Verbrennt man sie, so liefern sie die schönstschwarze Farbe, (Beinschwarz). In den neueren Zeiten hat man den glücklichen Gedanken gehabt, aus den Knochen Tafelchen zu kochen, mit welchen der Reisende in den unbewirthbarsten Gegenden sich eine treffliche Fleischsuppe bereiten kann. Cadet de Baur lehrte eine solche Knochen-Gallerte machen, und Raffin verbesserte sie, so daß man aus einem Pfund Knochen vier Pfund Knochen-Gallerte und ein halb Pfund Knochenpulver bereiten kann. Es gibt die nährendste Suppe. Ein Pfund Gallerte ist für 90

Personen hinreichend. Aus den Knorpeln, Nerven und Abgängen des Leders wird Leim gesotten. Das Blut wird in den Zucker- und Salzsiedereyen, in den Berlinerblau-Fabriken, zum Anstreichen und Färben, und zu anderem Behufe verwendet. In die Gedärme füllt man Bürste, und aus dem äußersten Häutchen des Mastdarms bereitet man die Goldschlagerhäutchen. Mit Gummi gestreift erhält man daraus die sogenannte Englische Haut womit die Wundärzte die Öffnungen nach dem Aderlassen und kleine Wunden bedecken. So darf kein Theil dieses Thieres unnütz weggeworfen werden.

So vielfältigen Nutzen der Ochs schafft, so wird er uns doch manchmahl gefährlich: Er geräth leicht in eine blinde Wuth, in eine Verwirrung, die ihn furchtbar macht. Er stoßt alles vor sich nieder, faßt Kinder und Erwachsene auf seine spitzigen Hörner, und schleudert sie Klasterhoch in die Luft. Da muß man ihm behutsam und noch zu rechter Zeit ausweichen. Alljährlich ereignen sich Unglücksfälle durch scheue Ochsen, woran aber oft die Leute selbst Schuld sind, weil sie den Ochsen durch muthwillige Neckereyen in Wuth bringen. Meistens werden starke Bullenbeißer auf ihn losgelassen, welche ihn bey den Ohren fangen, und so lange festhalten, bis man ihn mit Schlingen zu Boden werfen, und fest knebeln kann.

Unglaublich ist die blinde Wuth eines wilden Ochsen. In St. Jres rannte einmahl ein scheuer Ochs in ein Wirthshaus und die Treppe hinauf in den Speisesaal. Er stieß so heftig gegen ein Fenster, daß er mit demselben auf die Straße stürzte. Dieser Fall von zehn Fuß Höhe schien ihm wenig geschadet zu haben; denn er raffte sich auf, sprang über ein Brückengeländer, und verschwand im Strome. In meinem Geburtsorte wurde einst ein Ochs auf der Schlachtbank wild; er riß sich los, rannte

wüthend im Hofraume herum und drang in blinder Wuth in das Zimmer des Fleischhauers ein. Hier kam er plötzlich zur Besinnung, und steckte den Kopf zum Fenster hinaus.

Ein Ochs rannte vor einiger Zeit zu London auf der Kower = StraÙe unter ein Bataillon marschierender Soldaten, bahnte sich stoßend einen Weg durch sie, kam wieder zurück, und stieß im Zickzack alles um sich her nieder, bis das Bataillon sich sammelte, und ihn mit Bajonetten niederstieß.

Oleander.

Den Oleander mit seinen schönen hochrothen oder rosenfarbenen Blumen trifft man in allen Ziergärten an. Er ist ein fremdes Gewächs aus Ost = Indien, wo er an den Ufern der FlüÙe und Bäche eben so häufig wächst, wie bey uns die Weiden. Er ist dort bald Strauch, bald Baum, und erlangt eine ansehnliche Höhe. Bey uns wird er meistens nur in Töpfen und Kübeln gezogen, wo er acht bis 12 Fuß hoch und darüber wächst. Den Winter dauert er nicht leicht im Freyen, wohl aber in gut verschlossenen Hütten, in Kellern und in Gewächshäusern aus. Die Äste und Zweige dieses Baumes sind sehr biegsam, und stehen allemahl zu dreyen beyammen. An ihrem Ende erscheint der Blüthenstrauß, und wenn dieser verwelkt ist, kommen an der Stelle drey junge Zweige hervor. Auch die Blätter stehen zu dreyen beyammen.

Die Blätter und Blüthen, wie die übrigen Theile dieses Baumes sind giftig, und können daher nicht ohne Nachtheil für die Gesundheit des Menschen in Zimmern geduldet werden. Man hat Beyspiele, daß der Genuß der Blätter die nachtheiligsten Folgen bey Menschen: entsetzliche Herzensangst, Ohnmachten, Kälte, Anschwellung

des Unterleibes und andere gefährliche Zufälle hervor gebracht hat. Meine lieben Leser werden sich zu hüten wissen, und nicht etwa Blumen, Blätter, Zweige von diesem Baume kauen und verschlucken.

Otaheiter.

Die Otaheiter, Tabeiter oder Taiter, wie man sie nennen mag, sind Inselbewohner im Süd- Meere. Man kann sie zu den schönsten Menschen der Erde rechnen. Ihre Farbe ist ein in die Kupferfarbe überspielendes Olivengelb. Sie sind groß, wohlgebildet, stark und hurtig, dabey geschickter als andere Wilde und gelehrig. Sie schlagen um den Leib, der mit allerley Figuren tättowirt ist, einen Zeug, den sie aus dem Baste des Maulbeerbaumes verfertigen. Auf den Kopfsuß wird viele Sorgfalt verwendet. Sie tragen eine Art Turban, aus einer Malte oder aus einem Kokus- Blatte verfertiget, ja auch Flechten aus Menschenhaaren, die mit dazwischen gesteckten Blumen oder mit sehr schönen Federn geschmückt werden. Allerley Muscheln, Korallen Stückchen Metalle, Federn und derley glänzende Dinge hangen sie sich an ein Ohr, das andere bleibt frey. Wenn sie sich putzen, so dient eine Kokus- Schale mit Wasser gefüllt als Spiegel. Die Tabeiten sind gegen die Gewohnheit anderer Wilden sehr reinlich; sie baden sich drey mahl des Tages, und wenn sie in einer Speise nur eine todte Fliege finden, so werfen sie dieselbe den Schweinen vor.

Sie leben mehr unter den Bäumen als in Hütten. Diese sind aus Palmblättern, Rohr und Gras geflochten und mit Baumrinden gedeckt. Ihre Kähne sind ausgehohlte Baumstämme, und oft sehr groß, besonders jene, auf welchen sie gegen feindliche Inseln schiffen, um sie zu überfallen. Ein solcher Kahn faßt über hundert Kämp

pfer. Man muß die mühsame Arbeit bewundern, die so ein Kahn erfordert, denn ihre Werkzeuge sind armselig. Ein Beil und ein Meißel von Stein, so ein Hammer mit einem hölzernen Stiel, ein Stück Stachelrochen, der an ein langes Holz befestiget ist, statt der Säge ist alles, was sie zu ihrer Arbeit gebrauchen. Wie viele Mühe und wie viel Zeit müssen sie nur anwenden, um einen dicken Baum zu fällen, und dann um ihn in Bohlen zu verschneiden.

Der Tabeiter ist sehr frohsinnig, lebt gemächlich, so lange es seyn kann, und läßt sich überhaupt so gut geschehen, als möglich ist. Er lebt von Kokus-Nüssen, von der Frucht des Brotbaumes und des Pisang, welche letztere gurkenähnliche nahrhafte Früchte tragen, die wie Feigen schmecken. Alles dieses essen sie theils frisch theils zu einen Pudding gekocht. Auch das Fleisch der Schweine und Hunde, die man hier sehr zahlreich hält, dient ihnen zur Nahrung. Man erstickt sie und bratet sie in Gruben voll heiß gemachter Steine. Die Tabeiter halten sehr viel aufs Schmausen. Sie verzehren sehr starke Portionen, und stehen selbst des Nachts auf, halten eine Mahlzeit, und legen sich wieder nieder. Sie sind sehr freigebig, und theilen den letzten Bissen mit dem Fremden, doch halten sie es nicht für sträflich, ihn zu bestehlen, obwohl sie unter einander nie an fremdem Eigenthum sich vergreifen.

Im Kriege, den die Tabeiter mit den benachbarten Insulanern oft führen, sind sie wild, grausam und unmenschlich. Ihre Waffen sind Schleuder, Keule und Lanze, welche sie sehr gut zu gebrauchen wissen. Sie verheeren alle Wohnungen und Pflanzungen, erschlagen alle Wehrlosen, erwürgen die Kinder und verschonen nichts. Man hält es für schimpflich, sich verwunden zu

lassen und eine Narbe zu haben. Deswegen kämpfen sie wie Löwen, und wollen lieber todt auf dem Plage bleiben, als mit Wunden bedeckt siegen. Kopf und Kinnlade eines erschlagenen Feindes aufweisen zu können, ist eine große Ehre.

Die *Taheter* stehen unter einem König, der sich durch einen Leibgürtel, der mit verschiedenen bunten Farben durchwirkt ist, auszeichnet. Er läßt sich gewöhnlich auf den Schultern tragen, und jedermann, der ihm entgegen kommt, muß Schultern und Brust vor ihm entblößen. Aber eben dieses Tragen ist eine wahre Wohlthat für seine Unterthanen; denn alles, worauf er seinen Fußtritt setzt, ist sein unwiderrussliches Eigenthum. Wenn er viel ginge, so würde bald alles ihm gehören.

Die *Taheter* verehren eine Menge Ober- und Unter- und Hausgötter. Sie opfern denselben Schweine, Schildkröten, Früchte und dergleichen. Der König ist der Oberpriester. Die übrigen Priester sind zugleich Ärzte.

Der Ostjake.

Die *Ostjaken* sind ein Völkerstamm in dem kalten Sibirien und leben unter Russischer Herrschaft. Sie sind kleine, schwache, furchtsame aber gutmüthige Leute. Da der Winter in ihrer Heimath äußerst streng ist, und lange dauert, so müssen sie zwey, drey Pelze aus Rennthierhäuten übereinander anziehen, die sie noch mit Hundsfellen und Fuchsschwänzen verbrämen. Der Schnee liegt oft mehrere Klafter tief, und sie können nur mittelst Schiff-förmigen Brettern, die sie an den Füßen befestigen, über denselben gelangen. Der Stock, mit dem sie sich forthelfen, steckt unten in einer runden Scheibe, damit er nicht in den Schnee einsinken kann. Hinten

nach zieht der Ostjake einen Schlitten, auf welchen er packt, was er braucht oder hohlt.

Sie treiben vorzüglich Fischerey, aber auch Jagd und Vogelfang. In dem kurzen Sommer werden Hütten aus Pfählen und Baumrinden an den Flüssen aufgeschlagen, man wohnt in denselben, und fischt so lange, als das Wasser offen ist. Im Winter ziehen sie weiter ins Land, und bewohnen Erdhütten, die sehr ärmlich sind. Rennthierfelle oder Bänke sind das Bette, die kleinen Kinder hangen in ihren Wiegen an den obern Balken. In so einer Hütte wohnen mehrere Familien sammt ihren Lieblingshunden beysammen, und es sieht da äußerst unreinlich aus. Jeder ist, wenn ihn hungert, und zwar selten etwas anders als Fische, entweder roh, oder gekocht, oder getrocknet oder zu Pulver gestossen. Man hat deren oft so viel, daß man nur das Fett genießt, und das Übrige den Hunden vorwirft, oder in der Hütte liegen läßt, wodurch bey der Fäulniß derselben ein unleidlicher Gestank entsteht, den sie aber nicht achten. So bleibt auch aller übriger Unrath in der Hütte; niemand denkt daran, ihn fortzuschaffen.

Wer im Winter so glücklich ist, ein Rennthier oder Elenn auf der Jagd zu erlegen, der ladet alle seine Freunde zum fröhlichen Mahle ein, und das Thier wird aufgezehrt. Gutmüthig gibt auch der Ostjake jedem, der einkehrt, das Beste, beschenkt ihn noch auf den Weg. Schnupftaback, denn man durch die Asche eines Baumschwamms höchst reizend macht, ist den Ostjaken über alles, und um auf der Jagd die Kälte besser aufzuhalten, werden die beyden Nasenlöcher davon vollgestopft, und in jedes Loch ein Propf von Weidenbast gedreht. So wird das Gesicht entzündet, und fühlt die Kälte nicht.

Eine unförmliche mit Lappen bekleidete Holzpuppe ist der Hausgöke, dem sie verschiedene Geschenke, besonders aber ein Horn mit Schnupftabak und Weidenbast darbringen, damit er sich desselben bedienen könne, wenn er vielleicht auf die Jagd gehen wollte. Sie sind voll Aberglauben, und höchst einfältig. Um Verstorbene zu ehren, machen sie sich ausgestopfte Popenzen, nehmen sie zum Mahle, und setzen ihnen den Antheil Speisen hin. Die Weiber nehmen statt ihrer verstorbenen Männer Puppen an den Tisch, und wollen sie füttern. Mit dem auf der Jagd getödteten Bären wollen sie sich wieder ausöhnen, damit er ihnen nichts anhave. Sie hängen seinen Pelz an einen Baum, gehen ehrerbietig um denselben herum, verneigen sich, stimmen einen Trauergesang an, und einer fragt ihn wehmüthig: Wer hat dich erwürgt — dir den Kopf abgehauen — den Leib aufgeschlitzt? — Dann fällt der Chor ein, und rufen: Verzeih, Verzeih, die Russen, deren wir die Haut liefern müssen, sind Schuld daran. Wenn ihr Göke ihnen nicht das einfältige Gebeth, daß er ihnen hilft, einen Bären, ein Kienthier oder Elenn zu erlegen, erhört, so strafen sie ihn, werfen ihn von seinem Platze herunter, und zerhacken ihn in Stücke.

Der Orgelbauer.

Die Orgel ist das künstlichste, größte und vollstimmigste aller musikalischen Instrumente. Die Töne wechselfeln so angenehm und voll bey dem Spiele desselben, daß sie das Herz zur Anbethung des Allerhöchsten stimmen. Was ist rührender, was ist ehrfurchtsgebietender und herzerhebender, als eine zahlreiche Gemeinde in der Kirche versammelt zu sehen, welche bey dem erhabenen

Spiele der Orgel den Herrn des Himmels und der Erde
in Gesängen anbethend lobet und verehrt!

Wer hebt das Herz wie sie,
Wenn oft in stiller Majestät,
Indeß die glaubende Gemeine
Von ihrem Gott anbethend steht,
Ihr tonvoll Wunderwerk den Lobgesang erhöht?

Wessen Herz ist nicht zur Andacht gestimmt, wenn
des Musik-Chors himmlische Töne, von der majestätis-
chen Orgel begleitet, das höchste Wesen loben und prei-
sen. Nur durch Orgelspiel erhält die Kirchenmusik den er-
habenen Charakter, der auf das Herz wirkt.

Dieses künstliche Instrument verfertiget der Orgel-
bauer. Die Orgel besteht aus zwey, drey tausend Pfei-
fen, welche harmonisch geordnet, gestimmt und mit ein-
ander verbunden sind. Viele derselben sehen wir, die
übrigen befinden sich in dem großen Gehäuse, welches
gewöhnlich durch Mahler- und Bildhauerarbeit schön ver-
ziert ist. Die Pfeifen sind theils aus Holz, theils aus
Zinn. In dem Gehäuse befinden sich auch zwey oder meh-
rere Blasebälge, die ein eigends dazu bestellter Mann,
während des Spieles tritt oder aufzieht. Diese Blase-
bälge geben den Wind in hölzerne Canäle (die Windlade),
und durch dieselben gelangt er zu den Öffnungen der
Pfeifen, in welche er bläset, so oft der Organist durch An-
spielen eines Claviers (eine Taste) den Deckel der die Öff-
nung verschließt, hebt. Auf diese Art gibt nur jene Pfeife den
Ton von sich, von welcher der Deckel gehoben wird, und
sie hält den Ton so lange, als der Deckel offen bleibt,
weil eben so lange der Wind in dieselbe bläset. Auf diese
Art leitet und regieret der Organist die Töne durch die
Claves am Manual, so wie auch durch die Register, die

er mit den Händen aufzieht und zuschiebt, und durch das Pedal, das mit den Füßen getreten wird.

Die Pfeifen sind entweder Flötenpfeifen oder Schnarrwerk. Die viereckigen hölzernen Pfeifen werden aus Lannholz, die größeren aus Eichenholz gefertigt, und inwendig mit Leim ausgegossen, damit keine Luft durchdringen kann. Die runden Pfeifen werden aus Zinnblättern gemacht. Der Orgelbauer muß auch ein geübter Tonkünstler seyn, um die Pfeifen zu stimmen, und die Stärke des Tones gehörig einzurichten.

Ofen = Fabrikant.

Eines der nothwendigsten Erfordernissen zur bequemen Wohnung des Menschen sind im Winter die Ofen. Die Bewohner von Italien, Frankreich und Spanien, welche in einem mildern Clima leben, können sie großen Theils entbehren, und behelfen sich mit Caminen, Wärmepfannen u. d. gl. Wir aber können ohne Ofenwärme in unsern Zimmern im Winter nicht leicht bey unsern Beschäftigungen ausdauern.

Die gewöhnlichen Ofen sind aus kleinen Kacheln oder großen irdenen Stücken zusammen gesetzt. Diese formet der Töpfer aus Thon, glasirt und brennt sie. Es gehört viele Geschicklichkeit dazu, die Stücke mit verschiedenen Verzierungen, Figuren u. d. gl. zu bilden, und mit dem Glasiren ist Gefahr für die Gesundheit verbunden, da die Glasur aus Bolus, Mennig, Bleyasche und Silberglätte bereitet werden muß.

Die eisernen Ofen sind entweder aus Eisenblech oder gegossene Ofen. Aus Eisenblech gefertigt sie der Klempner oder auch der Schlosser. Die gegossenen Ofen werden in Eisenhütten oder Gießereyen gegossen. Die Eisensteine, welche man in den Eisenbergwerken gräbt, werden ge-





Pferd



Palmbaum



Pole



Postillion



Putzmacherin



Papiermacher

pocht und durch einen sehr hohen Grad der Hitze zum Schmelzen gebracht. Das flüssige Erz wird dann in die Ofenformen, die aus Lehm gemacht sind, geleitet, und so ist der Ofen gegossen.

Es gibt Leute, welche viele Arbeiter mit Verfertigung verschiedener Gattungen eiserner Ofen und mit Verzierung derselben beschäftigen. Man nennt sie Ofenfabrikanten. Sie haben ein großes Lager verfertigter Waaren, wo der Käufer sich wählen kann. In den letzten Jahren hat man nicht nur sehr schöne Ofen verfertigt, sondern sie auch so einzurichten gesucht, daß die Feuerung wenig Holz erfordert, wodurch in einer Haushaltung viel erspart wird. Man hat solche Sparöfen zum Kochen und auch zum Heizen der Zimmer, und manche thun beydes zugleich.

Das Pferd.

Das Pferd ist vielleicht unter allen Thieren der Schöpfung am regelmäßigsten und schönsten gebauet. Aber mehr als seine Gestalt empfehlen es die vorzüglich guten Eigenschaften und die große Brauchbarkeit. Der Schöpfer hat dem Menschen in dem Pferde einen treuen Bundesgenossen gegeben, der die Gefahren mit ihm theilt, ihn in seinen Arbeiten unterstützt, und ihm nützlichen Beystand leistet, Meister und Herr über die andern Thiere zu werden. Deswegen wurde das Pferd von je her geschätzt und sorgfältig als Hausgenosse gepflegt, es lohnt aber auch die ausgezeichnete Aufnahme, die es bey dem Menschen findet, durch Anhänglichkeit und treue Dienste. Muthig trägt es, was kein anderes Thier thut, seinen Herrn in das Getümmel der Schlachten, wiehert bey dem Rufe der Schlachttrompete, als dürstete es mit ihm nach Heldenthaten, dringt unter dem Krachen des

Geschüzes und dem Hagel der Kugeln unaufhaltsam vorwärts, und rettet auch, wenn sein Gebiether will, dessen Leben durch eine Pfeil-schnelle Flucht. So hat Bucephalus, das Schlachtpferd Alexanders des Großen, denselben, da er von den Feinden umringt, in größter Gefahr war, mitten durch die feindlichen Pfeile und Spieße in Sicherheit gebracht, und ist mit Wunden bedeckt, todt zu Boden gefallen, da es seinen Herrn gerettet sah.

Friedrich II. König von Preußen, dankte in der Schlacht bey Rossbach, in welcher er in Gefahr war, in feindliche Gefangenschaft zu gerathen, seinem heldenmüthigen Rosse die Rettung, welches ihn durch einen Kugelregen im schnellsten Laufe außer die Reihen der Feinde trug.

Ein Dragoner vom Regimente Savoyen war schwer verwundet vom Pferde gefallen, und lag unter den Todten und Verstümmelten ohne Rettung auf dem Schlachtfelde. Da hörte sein treues Pferd sein Ächzen und Jammern. Es kam zurück zu ihm, er sammelte seine letzten Kräfte, schwang sich auf dasselbe hinauf, und sein treues Pferd trug ihn mitten aus dem Schlachtgetümmel an den Verbandplatz, wo er bey den Ärzten Hülfe fand.

Im Kriegsjahre 1813 wurde ein einzeln streifender Kosak von drey Franzosen übermannt, die ihm sein Pferd abnahmen. Einer derselben schwang sich hinauf, und sprengte im vollen Galopp davon. Da er schon eine ziemliche Strecke entfernt war, und der Kosak sich auch die andern zwey Franzosen vom Halse geschafft hatte, machte er einen gewaltigen Pfiff, durch den er gewöhnlich sein Pferd zu rufen pflegte. Das treue Pferd kehrte um, ohne daß es sein ungewohnter Reiter verhindern konnte, und lief mit Blitzesschnelle zu seinem Herrn zurück, wo die-

fer Gelegenheit hatte, den Räuber seines Pferdes, der von seinen Kameraden verlassen war, gefangen zu nehmen.

So wie das Pferd im Kriege die nützlichsten Dienste leistet, so gefällt es sich am besten, wenn es hübsch gepußt und mit schönem Reitzeuge geziert ist. Stolz tummelt es sich mit seinem Reiter im Turniere, und ergetzt sich an dem schmetternden Tone der Trompete. Es verfolgt unermüdet mit seinem Reiter das Wild auf der Jagd, pflügt die Felder, bringt uns und unsere Habseligkeiten von einem Orte zum andern, übernimmt bey weitem den größten Theil der Beschwerlichkeiten der Reisen, verläugnet sein natürliches Feuer und seinen Muth, um sich ganz nach dem Willen seines Herren zu bequemen, und läßt sich so gar in Maschinen, in Mühlen und Rollen gebrauchen, wo es sich in ewigen Kreisen im schweren Zuge herumdreht.

Ungemein gelehrig ist das Pferd, und es zeigt eine Klugheit, die oft Erstaunen erregt. Es lernt seinen Kopf so halten, jeden Fuß so setzen, seinen Schritt so einrichten, wie sein Herr will; es merket auf den leisesten Wink, den unmerklichen Druck des Reiters mit den Knien, und überspannt oft seine Kräfte, um seinem Herren nützlich zu seyn. Dabey wirken oft gute Worte und Schmeicheleyen mehr als Strenge, Sporn und Peitsche. Man bewundert die Kunstfertigkeiten, welche die Pferde mancher Schaukünstler zeigen. Ihre Pferde geben den Werth der Kartenblätter, die Stunden der Uhr an, sie zeigen Personen an, suchen verlorne Sachen, steigen auf Treppen und Tische, fallen wie todt zusammen, richten sich auf den Befehl ihres Herren wieder auf u. d. gl. Man erstaunt über die Künste, welche die Pferde unseres Kunstbereiters de Bach zeigen. Ihr Schritt ist ganz nach dem Tacte der Musik abgemessen, sie tanzen in Gesellschaft

verschiedene Länze, hohlen Nasetuch, Flinte, Weidtasche herbey, langen diese Sachen von einer beträchtlichen Höhe herab, sie scheinen das Wort und den Wink ihres Herren zu verstehen, und lassen sich durch knallende Pistolenschüsse und derbe Trommelschläge nicht irre machen.

Wer soll nicht jenes kluge Pferd bewundern, auf dem ein Freund des Professors Krüger einmahl bey der Nacht seine Heimreise antrat. Er hatte sich an einen Ast so heftig gestossen, daß er herabfiel. Jetzt lief das Pferd zu Herrn Krügers Haus zurück, von welchem der unglückliche Reiter seine Reise angetreten hatte, klopfte so lange mit dem hinteren Hufe an der Hausthür, bis Herr Krüger herab kam, dem Pferde folgte, nun den Reiter ohne Hülfe auf der Erde liegen sah, und ihm den nöthigen Beystand leisten konnte.

Man trifft noch auf den Steppen in der Tartarey und auf St. Domingo in Amerika ganze Herden wilder Pferde an. Wenn sie einen Menschen sehen, stehen sie still, stußen und ergreifen die Flucht. Sie leben in geselliger Eintracht, und spielen auf muthwillige Art mit einander. Sie laufen in die Wette, schwimmen durch Flüsse, setzen über Gräben, und verkürzen sich so die Zeit. Sie wählen sich einen Anführer, der die Herde gegen die Feinde vertheidiget, und alles rund herum ausspähet. Man fängt diese wilden Pferde mit Schlingen, und bändiget sie dadurch, daß man sie ein Paar Tage geknebelt liegen, und Hunger und Durst leiden läßt, wodurch sie völlig zahm werden. Zwar wird ein solches Pferd, wenn es entzwischen kann, wieder zu seinen Waldbrüdern zurück kehren; allein so bald sein alter Herr sich ihm nähert, so läßt es sich gutwillig fangen, und folgt ihm.

Auf eine andere Art sucht der Indianer am Orenoko ein gefangenes wildes Pferd sanft und zahm zu machen.

Er schwingt sich sehr geschickt hinauf, und klammert sich mit den Knien fest, worauf das Pferd wie rasend fort rennt. Nun läßt er es aber so lange fortrennen, bis es fast umsinkt. Dadurch wird es so zahm, daß es ihm endlich wie ein Hund nachfolgt. Auf ähnliche Art werden die Pferde, welche in den Stüttereien in Ungarn und Siebenbürgen wild aufwachsen, gezähmt. Man fängt sie mit Schlingen. Ein rüstiger Reiter schwingt sich auf den Wildfang hinauf, sucht ihm einen Strick in das Maul zu bringen, und jagt mit ihm fort, bis er über und über schwitzend zu zittern anfängt, dann läßt er ihn langsamer gehen, schmeichelt ihm, und sucht ihm das Gebiß einzulegen, läßt ihn hungern, und gewöhnt ihn durch vorgehaltenen Hafer an sich, den er endlich ruhig aus seiner Hand frist.

Man hat noch mehrere Mittel, wilde unbändige Pferde zu zähmen. So darf man sie nur verkehrt in den Pferdestand stellen, und Tag und Nacht eine Hand voll Heu vorhalten, ohne sie fressen zu lassen. Dieser harte Versuch wird selten ohne Erfolg bleiben. Manche Pferde bleiben aber völlig unbändig, und lassen sich nur durch äußerst geschickte Behandlung zähmen. So hatte der Herzog von Northumberland in London einen sehr schönen Hengst, den er für 400 Guineen (4006 Guld. 40 Kr. Conv. Münze) gekauft hatte. Das Pferd war aber so wild, daß niemand es behalten konnte, und es ging von einem Herrn an den andern, immer um einen geringern Preis, bis es ein Vereiter für vierthhalb Guinen (35 Guld. 3½ Kr.) kaufte. Dieser ließ dem unbändigen Pferde einen Todtenreiter (eine schwere Reiterpuppe) auf den Rücken setzen, und es dann in der Reitschule unaufhörlich laufen. Vergebens bemühte sich das Thier, sich seiner Bürde zu entledigen. So blieb es zwey Tage

ohne Futter frey in der Reitschule. Am dritten kam sein Herr mit einem Siebe Haber. Das Pferd näherte sich ihm zutraulich, und fraß ohne Wildheit. Am folgenden Tage brachte er zwey Reitknechte mit Prügeln mit. So bald das Pferd damit bedroht wurde, legte es den Kopf auf die Schulter seines Herrn, und suchte Schutz bey ihm. Allmählig wurde es ganz zahm, und jetzt ist es das Lieblingspferd dieses Bereiters.

Das beißigste und ungezogenste Pferd gibt oft Beweise der Treue und Anhänglichkeit. Fuhrleute, die in Gesellschaft mit einander reiseten, hatten sich oft über ein Pferd beklagt, das die übrigen biß, schlug und nie ruhen ließ. Sie wurden einmahl auf der Reise von Wölfen überfallen. Alle wurden plötzlich eins, das böse Pferd ihren Gefährten gemeinschaftlich zu bezahlen, und es den Wölfen preis zu geben, um sich und die andern Pferde zu retten. So wie es ausgespannt war, ließ es sich mit den Wölfen in einen Kampf ein, und lief dem Walde zu. Die Wölfe folgten ihm zum Troste der Fuhrleute, welche eilig davon fuhren. Abends wird im Wirthshause geklopft. Die Magd öffnet die Oberthür. Ein Pferd kopf guckt herein. Es ist das verlassene Pferd, das heldenmüthig die Wölfe besiegt, und obgleich verwundet, seinen Herrn wieder aufgesucht hatte. Man nahm es freudig auf, und von dieser Zeit verzieh man ihm alles.

Außer den Diensten, welche uns das Pferd leistet, verschafft es den Menschen noch einen vielfältigen Nutzen. Sein Fleisch wird zwar bey uns für ungenießbar gehalten, und nur bey dem Mangel an Rindfleisch in den belagerten Festungen gegessen; aber die Dänen, Norweger, Schweden und Russen verschmähen es nicht. Der Salmucke liebt es sehr. Den Jakuten ist das Fleisch ge-

storbener Pferde angenehmer, als Ochsenfleisch. Ein gebratenes Füllen ist in Sibirien und auch in Arabien ein Leckerbissen. Die Milch wird von mehreren herumziehenden Völkern (Nomaden) frisch und sauer als gewöhnlicher Trank getrunken; auch bereiten die Kalmücken und Tartaren eine Art starken Branntwein daraus. Die Haut wird gegärbt, und zu Geschirren, Riemen u. dgl. gebraucht; aus ihr macht man echten Orientalischen Chagrin, und jetzt hat man die Kunst entdeckt, gutes Sohlleder aus ihr zu bereiten. Die Haare haben zu Polstern einen großen Werth, man kann sie zu Bürsten, Pinseln, Filzen benützen; auch hat man Zeuge, Bänder u. dgl. daraus gewebt. Der Schweif steht bey den Guineischen Königen als Fliegenwedel, und bey den Türkischen Großen als Ehrenzeichen in großem Ansehen. Da gibt es Waffen von zwey, drey Roßschweiften. Auch ihre Kriegsfahnen sind damit geziert. Aus den langen Haaren macht man Bogenschlingen, Siebe, Bogen zu Instrumenten, Saiten u. dgl.

Den Huf verarbeitet der Kamm-Macher und Drechsler, geraspelt streuet man ihn als Dünger auf die Acker, calcinirt dient er zum Berlinerblau; die Sehnen am Fuße benützt der Orgelbauer zur Verbindung der Blasebälge, auch der Sattler weiß sie zu verwenden, die Vorderzähne bräucht der Papierglätter. Aus den Backenzähnen drehet man Knöpfe, wendet sie auch, wohl polirt, zu eingelegter Arbeit an, das Kammfett, welches die Abdecker am Halse des Pferdes gewinnen, wird von den Gerbern und Schustern gebraucht, um das Leder geschmeidig zu machen.

Der Pferdmist ist ein sehr hitziger Dünger, und für Mistbeete gut. Die Norwegischen Bauern füttern

den Winter über ihre Kühe damit. Mit Kleyen und Hockenspreu vermischt, soll er ein gutes Schweinsfutter abgeben, und Schafen in der Lungensäule sehr heilsam seyn. Zum Bleiweißmachen wird er auch gebraucht, so wie die Aegypter den Ruß von gebranntem Pferdemiß zu Salmiak benützen. Wenn man da, wo Maulwurfsgrillen große Verheerungen anrichten, Pferdemiß eingräbt, so wird man im Frühjahre eine Menge Alte und Junge darin finden, die man nun zernichten kann. Den Frost aus erfrorenen Füßen zu ziehen, ist ein Fußbad von frischem, in warmem Wasser eingereichtem Pferdemiß vortrefflich und heilsam, und auch zu dauerhaftem Ofenkitt gibt er eine sehr brauchbare Zuthat.

Die Palme.

Die Palmen wachsen in dem heißen Erdgürtel, und sie übertreffen an Höhe alle übrigen Bäume. Sie haben keine Äste, sondern nur eine Krone von Blättern, und zwischen denselben zeigt sich Blüthe und Frucht. Durch diesen nützlichen Baum hat der Schöpfer den Bewohnern der heißen Gegenden von Asien, Afrika und Amerika eine große Wohlthat erwiesen. Er stillt ihren Hunger und Durst, er kleidet sie zum Theile, gibt ihnen Materialien zu ihren Wohnungen und dem Hausgeräthe, und biethet ihnen einen kühlen Schatten bey der Sonnenhitze. Es gibt verschiedene Gattungen von Palmen, unter denen die Cocos- und Dattelpalme die merkwürdigsten sind.

Die Cocospalme wird 60 bis 80 Fuß hoch, und ihre Krone besteht aus Blättern, welche 10 Fuß lang und $2\frac{1}{2}$ Fuß breit sind, so daß ein Blatt sehr leicht den größten Menschen bedeckt. Der Baum trägt das ganze Jahr Blüthen und Früchte. Die Früchte, Cocos-

Nüsse genannt, sind oft so groß als ein Menschentopf. Anfangs enthalten diese Cocosnüsse im Innern einen milchartigen Saft, der sich aber hernach bey mehrerer Reife zu einem Kern verdickt. In demselben befindet sich fast immer noch eine kleine Höhle, die Saft enthält. Der Saft der Cocos-Nüsse gewährt den Bewohnern des heißen Erdgürtels ein stärkendes vortreffliches Getränk, das nicht nur den Durst löscht, sondern auch ein Mittel wider verschiedene Krankheiten ist. Von einer Nuß können zwey durstige Personen satt werden. Der frische Kern schmeckt wie Mandeln, und er wird theils roh gegessen, theils bereitet man davon eine Art Milch, die ebenfalls zur Speise dient; oder man läßt den Kern liegen, und preßt dann Oehl daraus. Aus den Scheiden, in welchen die Blüthen stecken, gewinnt man, wenn man sie anschneidet, einen Saft, aus welchem man Wein, Branntwein, Essig und auch Araf bereitet. Das Mark aus dem oberen Theile des Stammes wird unter dem Nahmen Palmhirn gegessen, und die jungen Blätter werden wie Kohl zum Verspeisen zubereitet.

Der Stamm liefert Holz zu Zimmermanns- und Tischlerarbeiten. Aus den Blättern werden Körbe, Matten, Schirme, Hüte, u. dgl. geflochten; auch braucht man sie zum Dachdecken. Der Bast wird wie Hanf verarbeitet; und die daraus gedrehten Stricke sollen im Meerwasser länger als hanfene halten. Aus den harten Schalen der Nüsse werden allerley Drechslersachen, Trinkgeschirre, Löffel, Knöpfe, kleine Dosen u. dgl. verfertigt. Diese Dinge sehen braungelb aus, und haben eine sehr schöne Politur.

Die Dattelpalme wird nicht so hoch als die Cocospalme, aber sie dauert bey 300 Jahre. Zwischen den Blättern der schönen Krone hängen die Fruchtbüschel wie

Weintrauben herab. Ein Baum trägt 6 bis 10 Trauben und jede Traube bis 100 Datteln, von denen jede frisch so groß wie eine Zwetschke ist. Ungemein süß und saftig ist die frische Dattel, und sie ist den Bewohnern eines beträchtlichen Theils von Asien und Afrika das gemeinste Nahrungsmittel. Zu uns kommen die Datteln nur getrocknet, und sind nicht mehr so angenehm als die frischen; gewöhnlich erhalten wir solche, die in dem südlichen Europa gewachsen sind, und diese stehen jenen aus Asien, Afrika und Amerika weit nach, und sind selten ganz reif.

In Arabien preßt man einen Saft aus den Datteln, der sehr süß ist, Dibs oder Dattelhonig heißt, und zum Brote oder andern Gemüsen wie Butter gegessen wird. Bey uns empfiehlt man die Datteln für Brustfranke. Die Türken ziehen einen Spiritus daraus, den sie gegen Kolik und andere Magenkrankheiten gebrauchen. Wie bey der Cocospalme ist auch das Mark genießbar, die jungen Blätter werden gekocht, und der Saft vom Stamme wird getrunken. Das Holz dient zu Bauen, die Stängel der Blumenbüschel dienen zum Stricken, und aus den Blättern werden Matten, Körbe, Sommerhüte, Fächer u. dgl. geflochten.

Pohle.

Die Pohlen sind ein Slavischer Völkerstamm, welche ihre eigene Sprache haben, und sich auch durch eine National-Tracht unterscheiden. Sie hatten ehemahls ihre eigenen Könige, ihr Reich wurde aber unter Osterreich, Rußland und Preußen getheilt. Der vornehme Pohle ist wohlgezogen, hält auf Künste und Wissenschaften und liebt die Pracht. Der gemeine Mann, der bey der ehemahligen Verfassung des Königreiches Leibeigner des

Adels war, und viele Bedrückungen zu erdulden hatte, ist sehr roh und ungebildet. Besonders ist er dem Trunke ergeben. Mann und Weib trinken Brantwein in unglaublicher Menge, und oft wird der letzte Häller verzehret. Wohnungen, Hausgeräthe, Kleidung sind im schlechten Zustande, der Ackerbau wird nur obenhin betrieben, doch ist die Viehzucht beträchtlich. Juden, die sich auch durch eigene Kleidung auszeichnen, und uns unter dem Nahmen: Pohlische Juden bekannt sind, leben sehr zahlreich in Pohlen, und treiben alle Gewerbe. Sie sind Kaufleute, Gastwirthe, Brantweinbrenner, Bierbräuer, Schuster, Schneider, Goldarbeiter, Ackersleute u. s. w. Bey der neuen Ordnung der Dinge wird auch der gemeine Pohle durch wohleingerichtete Schulen und andere gemeinnützige Anstalten aus dem Zustande der Rohheit zu einer besseren Bildung gelangen.

Der Postillion.

Der Postillion führt die Reisenden entweder in ihrem eigenen Wagen, in der Kutsche, oder mehrere mit einander in dem großen Postwagen von einer Post-Station zur andern. Eben so bringt er auch die Briefe und Pakete weiter. Manchmahl wird er mit einem einzelnen Briefe zu Pferd abgeschickt, und da nennt man ihn Estafeten-Reiter. Er ist immer gutes Muthes, bläset fröhlich in sein Horn und schnalzt mit der Peitsche. Er hat einen beschwerlichen Dienst. Bey Tag und Nacht, bey Hitze und Kälte, bey Regen, Sturm, Schnee und Gewitter muß er zum Fahren und Reiten bereit seyn, und wenn er ermattet, durchnäßt, oder vor Kälte erstarrt nach Hause kommt, muß er erst seine Pferde warten. Für seine Bemühung erhält er von den Reisenden ein Trinkgeld, von dem er noch seinen Pferden einen Bün-

del Heu kauft, damit sie den Rückweg munterer antreten.

Die Posten sind eine nützliche Einrichtung, denn der Reisende findet immer Pferde und Wagen bereit, um die Reise in kürzester Zeit fortzusetzen und zu vollenden. Besonders aber zeigt sich der Nutzen der Posten in Beförderung der Briefe und Pakete, welche man für eine sehr geringe Bezahlung in die entferntesten Gegenden abschicken kann, wo sie so geschwind als möglich anlangen, weil sie Tag und Nacht weiter befördert werden.

In den ältesten Zeiten hatte man Boten oder Läufer, welche die Briefe nach allen Orten austrugen. Sie wurden auf bestimmten Stationen abgelöst, und trugen die dort erhaltenen Briefe zurück. In der Folge erfand man die Taubenpost, wo abgerichtete Tauben einen Brief, der ihnen mit einem Faden an den Hals gehängt war, in die entferntesten Städte überbrachten. In Deutschland wurden die Posten, wie sie jetzt bestehen, unter Kaiser Maximilian I. im Jahre 1516 angelegt, und nachher immer mehr verbessert.

Die Puzmacherinn.

Die Puzmacherinn verfertigt vorzüglich den Kopfspuß für Frauenzimmer, Käppchen, Hauben, Hüte u. dgl. Sie sucht sie recht nett und zierlich herzustellen, damit sie zum Gesichte gut stehen. Sie puzt sie mit Bändern, die sie verschiedentlich faltet und heftet, und bringt am schicklichen Orte Blumen und Sträußchen an. Alles dieses macht sie am Haubenstocke zu recht, und befestiget die Theile, aus denen der Kopfspuß zusammen gesetzt wird, theils durch Nähen, theils mit Stecknadeln. Sie muß bey ihren Arbeiten Geschmacf haben und erfinderisch seyn, weil sich der Kopfspuß und die Kleider immer nach

der Mode verändern, und die eiteln Frauen und Mädchen durch Puz sich so gern auszeichnen wollen. Doch

Artig, klug, verständig, edel seyn
 Ziert nur, ist das köstlichste Geschmeide,
 Glänzet mehr als Kopfpuz, Edelstein,
 Kleidet prächtiger als Gold und Seide.
 Jugend, wünschest du der Welt,
 Gott und Menschen zu gefallen,
 O so wähl' den Schmuck, der Allen
 Und zu jeder Zeit gefällt!

Der Papiermacher.

Das Papier wird aus Hadern und Lumpen von gewebten Zeugen verfertigt. Die nützliche Erfindung, Papier aus denselben zu machen, ist schon im dreizehnten Jahrhunderte erfunden worden, und jedermann erkennt den Nutzen dieser wohlthätigen Erfindung.

Dem Papier wird, sind gleich nur Lumpen
 seine Ahnen,
 Ein hoher Reichthum von Verdienst beschert:
 Durch Papier werden vor Verwesung Raube
 Der Weisheit Schätze stets geschützt;
 Was vor Jahrtausenden ein edler Weiser lehrte,
 Davon dankt man dir, Papier, den Wieder-
 klang.

Die Lumpen oder Hadern werden von herumreisenden Lumpenhändlern gesammelt und in die Papiermühle geliefert. Da werden sie sortirt. Feine Arten von Linnwand geben das Postpapier, gröbere das Schreibpapier, und wollene Lumpen das Löschpapier.

Alle diese Arten von Lumpen werden auf dem Schneidezeuge, den das Wasser treibt, in kleine Stücke zerschnitten, und eingeweicht, bis sie in Gährung gerathen. Dann werden sie in der Stampfe zu einem Brey zerstampft. Von da kommen sie in den Hollän-

der, d. i. in einen Kasten, in welchem zwey Scheiben an einander sich reiben, oder eine gefurchte Walze über Messer läuft, und werden da völlig zermalmet. Aus dem Holländer kommt der Brey, der wie eine dünne weiße Brühe aussieht, in eine große Bütte. An derselben stehen zwey Arbeiter, der Schöpfer und der Gautscher. Der erste schöpft mit einer viereckigen Rahme, die ein Gitter von feinem Messingdraht hat, so viel von dem Brey oder Zeug heraus, als zu einem Bogen Papier gehört, läßt das Wasser durch das Drahtgitter ablaufen, und reicht alsdann die Rahme (Form) dem Gautscher zu, der den Bogen auf ein viereckiges Stück Filz leert, und die leere Form zurück gibt, während der Schöpfer schon eine andere gefüllt hat.

Wenn der Gautscher den ersten Bogen auf den Filz gelegt hat, so deckt er noch ein Stück darauf, legt auf diesen wieder einen Bogen, und dann wieder einen und fährt so fort, bis ein Stoß von 181 Bogen zwischen 182 Filzen liegt. Diesen Stoß bringt man unter die Presse, um das Wasser vollends heraus zu bringen. Dann werden die Bogen aus den Filzen herausgenommen, und auf dem Boden auf pferdhaarne Schnüren zum Trocknen aufgehängt. So ist das Druck- und Löschpapier fertig.

Das Schreibpapier muß nach dem Trocknen geleimt werden, damit die Dinte nicht durchschlägt. Es wird nämlich in Leimwasser getaucht, mäßig gepreßt, getrocknet, durch Alaunwasser gezogen und wieder getrocknet. Nun wird es, um es zu glätten, unter dem großen Hammer geschlagen, auf einem Tische bogenweise gefalzet, in Bücher und Kiese gelegt, wieder gepreßt und so verschickt.





Quappe



Quitte



Quäker



Quer Pfeifer



Quirlhändler



Quacksalber

Die Quappe.

Die Quappe oder Nalraupe ist ein Fisch, der sich in allen süßen Gewässern von Europa und Ost-Indien aufhält. Sie liebt das reine Wasser, und liegt in der Tiefe unter den Steinhöhlen versteckt, um den Kleinen, vorüberschwimmenden Fischen aufzulauern, die sie mit außerordentlicher Schnelligkeit zu erhaschen weiß, und dann verschluckt. Außerdem frißt sie auch Insecten und Gewürme. Sie wird höchstens drey Fuß lang und etwa zehn bis zwölf Pfund schwer. Die Zahl ihrer Eyer ist ungläublich groß. In einem Weibchen hat man schon 128,000 derselben gefunden.

Das Fleisch ist zart, angenehm und so leicht zu verdauen, daß es den schwächlichen Personen zuträglich ist. Die Leber wird zu den Leckerbissen gerechnet. Wenn die Leber in ein Glas gehängt, und der Sonne oder Ofenwärme ausgesetzt wird, gibt sie ein Öl, das ein wirksames Mittel wider die Flecken auf den Hornhäutchen im Auge seyn soll.

Die Quitte.

Die Quitte wächst auf dem Quitten-Baume oder vielmehr auf der Quitten-Staude, welche man gewöhnlich an Hecken in unsere Gärten antrifft. Bleibt der Strauch sich selbst überlassen, so treibt er niemahls einen ordentlichen Stamm, sondern von der Wurzel aus oder dicht über ihr wachsen viele Äste und Zweige, die zusammen einen sechs bis zwölf Fuß hohen starken Busch bilden. An den Spitzen der Zweige erscheinen im May weißröthliche Blüthen, aus welchen die Frucht erwächst, welche die Größe eines mittelmäßigen Apfels erreicht, und im Herbst reifet.

Ursprünglich stammen die Quitten von der Insel Kreta, jetzt Candia im mittelländischen Meere her, und haben sich schon seit langer Zeit in Europa ausgebreitet, und sind in Deutschland so gemein, daß man sie hier und da wild antrifft. Die goldgelben Früchte sind mit einer weißlichen Wolle überzogen, und haben einen vortrefflichen Geruch. Doch sind unsere Quitten roh nicht zu genießen; denn ihr Fleisch ist saftlos, herbe, hart und ohne Geschmack; man kann aber daraus mit Wein, Zucker und Zimmet eine köstliche Compotte verfertigen, sie auch gekocht, und sonst auf verschiedene Art zubereitet genießen. Man wendet die Quitten auch zu Confituren, Gallerten und zu Liqueurs an. Auch zu verschiedenen Backwerken, z. B. Torten, Quittenbrot werden sie benützt. In Stükchen geschnitten und mit gebacknem Obste gekocht, theilen sie dem letzteren einen angenehmen Geschmack mit.

Der ausgepreßte Saft der Quitten, mit Zucker versüßt, wird als Arzeneey in Gallenfiebern, die mit Erbrechen und Durchlauf verbunden sind, sehr gerühmt. Mit Zucker eingesotten gibt er einen zitternden Krob, der unter dem Nahmen Quitten-Patwerge in gallichten Durchfällen verordnet wird. Auch der durchs Kochen von den Quittenkernen abgezogene Schleim wird als Arzeneey gebraucht. Mit den in heißen Wein oder Brantwein getauchten Blättern des Quitten-Strauches heilen die Landleute in Frankreich alte Geschwüre.

Quäker.

Die Quäker sind eine christliche Religionspartey, welche vorzüglich in England und in Nord-Amerika verbreitet ist. Georg Fox, ein Schuster, hat sie gestiftet. Er war ein schwärmerischer Kopf, der sich einbil-

dete, von Gott erleuchtet und berufen zu seyn, die Sitten der Menschen zu verbessern. Er war ohne alle wissenschaftliche Bildung, aber von äußerst lebhafter Einbildungskraft an. Im Jahre 1647 fing er sein vorgegebenes Bekehrungsgeschäft. Er machte sich zuerst an abergläubische Leute, die auf Träume viel hielten. Diese überredete er bald, daß sie seiner Meinung beytraten.

Nun gab er sich allenthalben für einen von Gott erleuchteten Apostel aus, und äußerte ein auffallendes Betragen in seinem Thun und Lassen. Er lief in die Kirchen und predigte, und rief die Prediger von der Kanzel herab; wenn hingegen jemand ihn aufforderte, von der Kanzel zu predigen, so that er es nicht, und predigte immer nur von einem hohen Stuhle. Durch sein wunderliches Betragen erhielt er bald Anhänger, unter Leuten mit erhitzten Köpfen, die das Außerordentliche lieben. Aber er und seine Anhänger wurden bald hart verfolgt, und mußten nach Nord-Amerika auswandern. Sie wurden in der Folge wieder begünstiget, und viele traten seiner Lehre so wohl in England als auch in Nord-Amerika bey, so daß man eine große Zahl derselben noch jetzt antrifft. Ihre Religion besteht, wie sie sagen, bloß in innerer Erkenntniß Gottes und dessen, was recht und ohne alle äußere Gottesverehrung. In ihren gottesdienstlichen Versammlungen wird weder gesungen noch gebetet: es herrscht eine allgemeine Stille, bis irgend sich einer durch sein inneres Licht veranlaßt findet, einen religiösen Vortrag zu thun. Oft gehen sie aus einander, ohne daß jemand einen Laut von sich gegeben hätte.

Sie halten es dem Geiste des Christenthums zuwider, einen Eid vor Gericht abzulegen, oder im Handel und Wandel zu schwören. Dafür ist aber bey ihnen ein gegebenes Wort heilig; nie brechen sie es, und sie fühlen

sich beleidigt, wenn man ihnen nicht gleich aufs Wort glaubt. Kriegsdienste thun sie nie, sie sagen, der Mensch ist nicht von Gott geschaffen, seine Brüder zu morden. Sie zahlen die Priester nicht, und geben denselben nichts an Zehnten. Sie haben nur Älteste, die ihrem Religionswesen vorstehen. Bey diesen haben sich diejenigen Personen, welche zusammen heirathen wollen, nur zu melden; eine priesterliche Einsegnung hat bey ihnen gar nicht Statt. Überhaupt haben sie gar keine Religions-Ceremonien. Stirbt jemand, so wird es bey den Ältesten angezeigt, und der Todte ohne alles Gepränge beerdigt. Trauerkleider trägt niemand, denn man hält es für etwas Eitles.

In der Kleidung gehen die Quäker sehr einfach, und behalten den alten Schnitt bey. Ihr ganzer Lebenswandel ist tadellos, ruhig und still. Alle eiteln Gewohnheiten im gesellschaftlichen Umgange sind von ihnen entfernt. Sie ziehen keinen Hut vor jemanden ab, machen weder Verbeugung noch Complimente, kennen keine Spiele, Tänze, Unterhaltungen, Lustbarkeiten und Schauspiele, und sind bey allen ihren Sonderbarkeiten gute und schätzenswerthe Menschen, die dem Monarchen und Vaterland mit unverbrüchlicher Treue anhängen.

Die Redlichkeit dieser Leute im Handel und Wandel, die Pünctlichkeit in Erfüllung des gegebenen Wortes, ihr unschuldiges tadelloses Betragen überhaupt hat jedem, der sie näher kennt, die Bemerkung abgedrungen, daß es viel leichter ist, über ihre Religionsmeinungen und Sonderbarkeiten zu spotten, als ihren unbescholtenen Wandel nachzuahmen.

Der Querpfeifer.

Der Querpfeifer bläst die kleine Flöte (Piccol-Flöte), welche einen äußerst durchdringenden Ton von sich gibt. Dieses musikalische Instrument ist eine Röhre aus hartem Holz, vorn mit einem etwas größerem Loch, in welche mit dem Munde geblasen wird, und mit einer Anzahl kleinerer Löcher, welche mit den Fingern gegriffen werden, um die verschiedenen Töne hervorzubringen.

Ehemahls hatten die Querpfeifer ihren Platz neben den Trommelschlägern bey jeder Compagnie im Regimente. Sie spielten nach dem Tacte die verschiedenen Märsche in Begleitung der wirbelnden Trommel, und gingen mit den Trommelschlägern an der Spitze der Reihen, welche im tactmäßigen Schritte folgten. Seit einigen Jahren sind sie außer Gebrauch gekommen, und sie finden nur mehr Platz bey der rauschenden kriegerischen Musik, wo der Ton der Piccol-Flöte sich unter den lärmendsten Instrumenten sehr gut vernehmen läßt.

Die Flöte war von je her ein sehr beliebtes Instrument, so wohl wegen des sanften Tones, als auch der Bequemlichkeit wegen, daß man sie überall mit sich führen kann. Wie angenehm ist das Spiel der Flöte in der Stille der Nacht, wie lieblich tönet es in dem einsamen Walde. Zu allen Zeiten hat dieses Instrument in allen Ständen viele Liebhaber gefunden, und Friedrich II. König von Preußen, spielte es vorzugsweise gern. Schon bey den alten Griechen und Römern war die Flöte bekannt, und wurde in den Tempeln, bey den Opfern, bey den öffentlichen Spielen, bey Gastmahlen und Leichenbegängnissen gespielt. Sie hatten Flöten von Rohr, oder sie machten dieselben aus den Knochen und Schienbeinen der Thiere, auch aus Buchsbaum und Elfenbein. Bey

uns sind sie aus Buchsbaum, Ebenholz, Elfenbein u. dgl. Die Flöte ist durch verschiedene angebrachte Klappen von Messing oder Silber sehr verbessert worden, und wird oft von Künstlern gespielt, die durch die Reinheit der Töne und Kunstfertigkeit des Spieles Bewunderung erregen.

Der Quirlhändler.

Der Quirlhändler trägt verschiedene kleine Holzwaren: Quirlen, Koch- und Eßlöffel, Salzbüchsen, Siebe, Schüsseln, Teller u. dgl. auch Spielwerk, Klappern, verschiedene Figuren, Puppen, Kräusel, Peitschen, Regel, Pfeifen, Trompeten, Trommeln u. dgl. zum Verkaufe herum. Er geht von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, und ruft seine Waare aus. Die Kinder sehen ihn gern kommen, weil sie da von ihren Ältern ein Spielwerk zu erhalten hoffen. Zu dem Jahrmärkte findet sich der Quirlhändler auch ein. Die Kinder versammeln sich um seine Bude, besehen all das Schöne, was er auslegt, und kaufen sich, so weit ihr Groschen langt.

Alle die Schnitzwaaren, welche der Quirlhändler zu Markt trägt, werden von den Bergbewohnern im Salzkammergute im Lande ob der Enns, in Tyrol und besonders in Berchtholdsgaden verfertigt. Diese Leute haben Überfluß an Holz, und fast keine andere Winterbeschäftigung, als Schnitzen, Spinnen und Weben. Sie machen auch allerley hölzerne Geschirre, Schachteln, Besen, Reife und alle Gattungen kleinerer Holzwaaren. Es ist zwar wenig Kunst und Geschmack daran, aber man muß sich wundern, um welchen wohlfeilen Preis sie dieselben verkaufen. Sie treiben mit denselben einen Handel durch ganz Deutschland und selbst über das Meer.

Der Quacksalber.

Quacksalber, Charlatan, Marktschreyer waren Aelterärzte, welche im Lande mit Arzeneyen herumzogen, und dieselben an das leichtgläubige Landvolk verkauften. Sie brachen die Zähne aus, heilten Wunden und Geschwüre, gaben Arzeneyen gegen alle Krankheiten, und wußten sich durch ihre Ruhmredigkeit und Prahlerey Ansehen und Zutrauen zu verschaffen. Sie besuchten die Jahrmärkte in den Städten und Marktflecken, errichteten eine hohe Bühne, riefen von derselben alle Vorübergehenden an, und suchten sie durch scherzhafte Possen an sich zu locken. Da schrien sie:

Kommt her zu mir, zum Wundermann,
 Der jedes Übel heilen kann,
 Ich breche Zähne ohne allen Schmerz;
 Ja glaubt es mir, es ist kein Scherz.
 Für Kopf- und Brustweh ist das Fläschgen hier,
 Für Stechen und Sausen die Elixir.
 Seht hier einmahl den Wundertrank,
 Er heilet schnell, ist jemand krank.
 Nichts kann den köstlichen Tropfen entgehn,
 Den goldenen Pillen wird nichts widerstehn.
 Sie helfen für alles, für Reissen und Gicht.
 Nur sechzig genommen, mehr braucht ihr nicht.

Man kann wohl denken, daß sich immer ein Haufe Neugieriger um den Wundermann versammelte, die ihn mit offenem Mause angafften. Da ließ sich wohl Einer oder der Andere bethören, und nahm Arzeney von ihm. Aber Viele mußten es schwer büßen. Bey Einigen verschlimmerten die genommenen Arzeneyen das Übel nur noch mehr, Andern zogen sie den Tod zu. Nur jene glaubten von dem Quacksalber geheilet zu seyn, deren Krankheit sich ohne alle Arzeney gehoben hatte. Um allen Nachtheil zu vermeiden, wurde endlich durch

Landesherrliche Verordnungen allen Quacksalbern das Handwerk eingestellt. Nach diesen Aſterärzten nennt man jeden, der ſeinen Arbeiten einen größeren Werth beylegt, als ſie haben, oder der ſich höherer Verdienſte rühmt, als er beſitzt, einen Charlatan, und Charlatanerie iſt eben ſo viel als Prahlerey mit eingebildeten Kenntniſſen und Verdienſten.

Das Kennthier.

Der weiſe Schöpfer hat den Bewohnern der eiskalten nördlichen Länder, in denen faſt ein ewiger Schnee das Erdreich bedeckt, die größte Wohlthat dadurch erwieſen, daß er das Kennthier dorthin verſetzt hat, deſſen Körperbau ganz dieſem Himmelsſtriche angemessen iſt, und welches zufrieden mit Moos und dürren Pflanzen alle Beſchwerden des rauhen Winters ihnen verſüßt, und von der Windel bis zum Todtenhemd faſt alle Bedürfniſſe reicht.

Das Kennthier iſt dem Hirsch ſehr ähnlich, nur den Kopf, die Stellung des Halses, die Dicke des Leibes und die Breite der Schalen hat es mit dem Rindvieh gemein. Faſt jeder Theil des Körpers verkündigt die Weiſheit des Schöpfers, der es für den kalten Himmelsſtrich beſtimmt hat. Das Geweih iſt glatt, groß und lang. Hart über der Stirn hat es zwey ſchauſtliche Arme, mit welchen das Kennthier den Schnee wegſchaft, um zum Rennmoos, das faſt ſeine einzige Nahrung iſt, zu gelangen. Auch der Rennkuh hat der Schöpfer Geweihe, zwar kleinere, aber auch mit Schaufeln zu dieſem Behufe gegeben. Außereſt ſelten trifft man geweihloſe Kennthiere an, aber dieſen thun ihre Geſellſchafter den Gefallen, und ſchauſeln den Schnee für ſie weg.

Das Kennthier hat ſtarke, mit einer harzigen und



Rennthier



Rose.



Russe.



Ritter.



Radmacher.



Riemer.



durchsichtigen Materie angefüllte Thränenhöhlen, sehr lange Augenwimper, auf den Augen wie die Vögel eine bewegliche Nickhaut, große und weit von einander abstehende Nasenlöcher und haarreiche Lippen. Wer erkennt darin nicht eine liebevolle Sorgfalt des Schöpfers, der sie durch die Nickhaut vor dem Blendenden des Schnees, und durch die dicken Haare an den zarteren Theilen gegen das Eindringen des Schnees und der rauhen Luft beschützt hat. Die Klauen an den Läufen sind größer und platter als bey irgend einem gehörnten Thiere, und häufig mit langen Haaren besetzt, und dieses ist wieder sehr weise gemacht. Die breiten Schalen verhindern das Einsinken in den tiefen Schnee, so daß sie leicht, wie auf dem Rasen pfeilschnell darüber wegtraben, die Haare verhindern das Ausglitschen auf dem Eise. Die Afterklauen an den Läufen schlagen bey jedem Schritte an die Wände der Klauen, wodurch ein klappernder Schall entsteht, der wieder den Vortheil hat, daß er sowohl die Herden zusammen hält, als auch dem Hirten das Wiederfinden eines verlorenen Stückes erleichtert, wenn ein dicker Nebel kaum zehn Schritte weit zu sehen erlaubt.

Die Vorderläufe wissen die Kennthiere zu ihrer Vertheidigung zu gebrauchen. Sie richten sich dann wohl auf die Hinterläufe in die Höhe, und schlagen mit ihren breiten und starken Klauen so gewaltig zu, daß sie einen Fleischerhund mit einem einzigen Schlage zu Boden strecken. Gehör und Geruch sind bey den Kennthiere von vorzüglicher Güte. Zu Ende Decembers oder im Anfange Jäners wirft es sein Geweih ab, und bis Julius oder August hat es wieder ein frisches aufgesetzt.

Die liebste Nahrung ist den Kennthieren das weiße Moos, das unter dem tiefsten Schnee wächst. Diese Speise gedeiht ihnen so gut, daß sie davon dick und fett

werden. Unabsehbare Heiden sind längs dem Eismeere mit diesem Moose bedeckt, und die gütige Natur scheint diese, dem Ansehen nach armselige Pflanze ganz für diese nützlichen Thiere geschaffen, und mit reichen Kräften für sie begabt zu haben. Unter dem tiefsten Schnee wittern sie dieselbe, und wissen sie hervor zu schaufeln. Im Sommer, wo sie Baumrinden, Gras und Schößlinge fressen müssen, werden sie mager, und sehen abscheulich aus. Es geht ihnen dann ganz hart. Sie suchen in den höchsten Gebirgen gegen die Insecten und besonders gegen ihre Hauptplage, die Kennthierbremse Zuflucht. Diese Fliege setzt ihnen überall nach, legt die Eyer zwischen ihre Haare, und die Made, welche daraus entsteht, bohrt sich in die Haut, und erregt sehr schmerzhaft, oft tödtliche Weulen.

Ihren Durst stillen die Kennthiere den Winter über mit Schnee, doch ziehen sie den Urin des Menschen jedem andern Getränke vor, doch in größerem Maße ist er ihnen schädlich.

In Kamtschatka sieht man oft mehrere Tausende wilder Kennthiere auf einem Moosfelde. Die Geweihe geben der Herde von ferne das Ansehen einer buschigen Wiese. Die wilden Kennthiere sind stärker als die zahmen, welche zu Hause gezogen werden. Sie lassen sich aber auch zähmen, doch hängt ihnen immer eine gewisse Wildheit an, und sie werden manchmahl so toll, daß sie auf ihren im Schlitten sitzenden Herren mit den Vorderläufen lostrummeln. Da hat dieser, um nicht todt geschlagen zu werden, kein anderes Mittel, als den Schlitten, der die Gestalt eines Bocktroges oder Rahnes hat, umzukehren, und sich darunter zu verbergen, bis das Thier ausgetobet hat. Dann geht es wieder rasch weiter fort.

Die Rennthiere werden zum Ziehen und Tragen verwendet, und gewöhnlich an Schlitten gespannt. Das ganze Fuhrwerk ist höchst armselig. Die Kufen sind mit einer rauhen Rennthierhaut überzogen, damit der Schlitten leicht vorwärts gehe, beim Bergauffahren aber nicht so leicht zurück glitsche. Das Rennthier hat einen Lappenhaut um den Hals, und von diesem läuft ein Riemen zwischen den Füßen des Thiers zu dem Schlitten, an dem er befestiget ist. Ein Strick ums Horn dient als Leitseil. Ein kurzer Stock in der Hand dient als Steueruder, und muß das Umfallen des Schlittens verhindern. Mit diesem Schlitten läuft das Rennthier in neunzehn Minuten eine Meile weit, und macht so des Tages sieben Meilen. Mehr darf man ihm nicht auferlegen, denn jede Ubertreibung kostet ihm das Leben. Wenn es müde zu werden anfängt, blickt es beständig hinter sich, um anzuzeigen, daß es genug gelaufen sey.

In den Rennthieren besteht der ganze Reichthum der nordischen Völker, der ihnen alles, was wir besitzen, entbehrlich macht. Der Samojede schenkt seiner neugebornen Tochter einige Rennkühe, und was sie erarbeiten, ist einst ihr Brautschaf. Hingegen müssen die Söhne sich Braut und Herde sauer verdienen, und Armut und Anstrengung ertragen lernen. Rennthiere sind der Lohn, um den der Dürftige dient.

Schon das schmackhafte Fleisch, die vortreffliche Zunge, die man geräuchert selbst nach Deutschland versendet, und die fette Milch, aus welcher Käse gemacht werden, ist für die Lappen, Samojeden, Koraken u. s. w. eine große Wohlthat. Allein sie wissen diese Thiere auch noch auf eine weit mannigfaltigere Weise zu benützen. Sie kochen das Blut mit Wurzeln, oder vermischen es mit dem, was sie im Magen finden, und machen Blut-

würste daraus. Letzteres essen sie sogar warm aus dem Magen mit Löffeln heraus, wobey ich aber nicht ihr Gast seyn möchte.

Die höchste Leckerer der Reichen ist das rohe Mark; sie glauben, daß die Großen und Mächtigen der Erde durchaus nichts anders genießen. Die noch zarten, sprossenden Geweihe essen sie wie Rüben. Das Fell gibt ihnen Bett, Wohnung, Kleid, Rachen, Schlitten, Köcher, ja alles; das neugeborne Kind und der Todte werden in dasselbe gewickelt, und der Handel damit verschafft ihnen durch Tausch die wenigen noch übrigen Bedürfnisse. Die daraus verfertigten Schuhe, Stiefeln, Hosen u. s. w. werden mit Rennthierhaaren und Fäden aus ihren Sehnen genähet, und die Nadeln und Messer, die man, um sie zuzuschneiden und zu machen, braucht, so wie Löffel und Gabeln sind aus Rennthierknochen verfertigt. Die Sehnen geben Schiffsseile, die Gedärme Stricke, die Klauen Trinkgeschirre und die Urinblasen Branntweinflaschen.

Die Rose.

Die Rose ist wegen ihrer Schönheit und ihres angenehmen Geruches allgemein beliebt, und nicht leicht vermißt man sie in irgend einem Garten. Die Dichter nennen diese zarte Blume das Sinnbild der Unschuld und Liebe. Wir haben rothe Rosen von verschiedener Gestalt und vielen Schattierungen, auch weiße, gelbe u. dgl. Alle duften einen ungemein lieblichen Geruch aus.

Wild wächst die Rose an einem buschigten Strauch, den man allenthalben durch ganz Europa in Hecken, an Zäunen, an Wegen in Gebüsch antrifft, und der uns unter dem Nahmen Hagebutten- oder Hahnebuttenstrauch

bekannt ist. Aus der einblättrigen Rose als Blüthe wächst an diesem Strauche eine eyrundlängliche Frucht, welche im September und October reift, ganz glatt und schön scharlachroth ist, Hagebutte oder Hahnebutte genannt, und in der Küche nützlich verwendet wird. Auf diesen Strauch kann man andere Arten von Rosen oculiren, und oft sind alle die Strauche, welche rund um Englische Gärten herum wachsen, mit verschiedenen Sorten der prächtigsten Rosen oculirt, und geben in der Blüthezeit einen wunderschönen Anblick.

Die gemeine Gartenrose ist die gewöhnlichste, aber auch die vorzüglichste und schönste unter allen Rosen, ja, wie die Dichter sagen, die Königin der Blumen. Ihre schöne Gestalt, ihre sanfte liebliche rothe Farbe, ihr erquickender Geruch locken jedes an, sich eine von dem dornigen Strauche zu brechen. Sie wächst überall, vom Norden zum Süden, hält den Winter im Freyen sehr gut aus, und läßt sich durch die Wurzel sehr leicht vermehren. Es gibt eine Menge Spielarten der Rosen, die uns durch ihre mannigfaltige Gestalt und den angenehmen Geruch ergeßen.

Doch bey all ihrer Schönheit bringen die Rosen wenig Nutzen, so wie die schönsten Kinder an innerem Gehalte oft sehr gering sind. Aus den Blättern der gemeinen Rose bereitet man das lieblich riechende Rosenwasser, welchem man Lebenskraft ermunternde, Hitze und Schmerzen lindernde Kräfte zuschreibt. Das kostbare Rosenöhl wird hauptsächlich im Morgenlande bereitet. Es wird dem Golde gleich geschätzt, und es soll in der ganzen Natur keinen lieblicheren Geruch geben, als das Orientalische Rosenöhl hat.

Der Russe.

Der vornehme Russe kommt den gebildeten Einwohnern anderer Länder in Europa gleich, der russische Bauer und gemeine Mann aber hat viel Eigenes. Er trägt einen langen grobwollenen Rock, der um die Mitte des Leibes mit einem Gürtel fest gebunden wird. Den Bart läßt er gewöhnlich lang wachsen. Die Schuhe sind von Holz oder geflochtenem Lindenbast. Die Füße und Beine werden im Winter mit alten Lumpen oder mit vielen Streifen von grobem Wollzeug umwickelt. Im heißen Sommer hat der Bauer ein Hemd oder vielmehr einen Kittel, der über die weiten, groben leinenen Beinkleider hinabhängt, im Winter wirft er einen Schafpelz darüber. Ein hoher Hut oder eine Mütze bedecken den Kopf.

Die gemeinste Russinn, so armselig sie auch geht, schminkt sich dennoch, wie die vornehmste, weiß, roth und blau. Man pußt sich übrigens gar verschiedentlich; die Frauen tragen Mützen, Hauben, Binden, die Mädchen gehen im bloßen Kopfe und flechten Band und Glitterwerk in die Haare.

Allgemeine Sitte ist es in Rußland, sich beim Kommen und Gehen zu küssen, und auch der vornehmsten Dame muß man zuvor erst die Wange küssen, ehe man die Hand küssen darf. Der gemeine Mann wirft sich vor dem Hohen mit ganzem Leibe und Gesicht auf die Erde, wenigstens fällt er auf die Knie nieder, und berührt mit der Stirn die Schuhspitze desselben. Der Geringe küßt dem Vornehmen die Brust, noch Vornehmern den Rockschöß.

Der gemeine Russe nimmt mit einer schlechtern Kost vorlieb, aber er braucht viel, um seinen Magen vollzustopfen. Schwarzes Brot, Kohl, Rüben,

Erbfen und Bohnen, Grütze, gefalzene Fifche, Zwiebel, Knoblauch und Gurken, vor allem aber Sauerkraut, und als Leckerer zum Nachessen, Hafelnüffe find feine Speifen. Fleifch kommt felten auf feinen Tifch. Statt des Fettes nimmt er auch Talg. Kwas, ein elendes Bier ift das gemeinfte Getränk, der Branntewein gilt über alles, und Meth ift auch fehr beliebt. Viele geiftige Getränke zu trinken ift Sitte aller Stände und jedes Gefchlechts; bey jedem Mahle wird vor Tifche ein Gläschen Branntewein genommen. Findet man, was wohl oft gefchehen mag, einen Betrunkenen an der Landstraße, fo trägt man große Sorge für ihn, und hüllt ihn im Winter in den Schnee ein, damit er nicht erfriere.

Die Häuser des Landmannes beftehen aus aufeinander gelegten, in den Ecken in einander gefügten Balken und Baumftämmen, deren Zwischenräume mit Moos ausgeftopft find, und mithin fehr warm halten. Statt der Fenfter haben fie kleine mit Schiebern verfehene Öffnungen. Solche Häuser bringt man zu Markt; aber gewöhnlich macht fich der Ruffe fein Haus und fein wenig Hausgeräthe felbst.

Der National-Ruffe hält fein Haus wie auch feinen Leib rein, und muß wenigftens die Woche einmahl baden, ja viele Bauern haben ihre eigenen Bäder bey dem Hause. Alt und Jung, Männer und Weiber baden. Man erhigt das Bad fo fehr, daß Felfteine in dem Ofen glühen; auch befprengt man folche Steine von Zeit zu Zeit mit Wasser, durch deffen Dämpfe die Hitze noch erhöht wird. Hat man im Bade genug gefchwitzt, fo läßt man fich noch mit Wasser begießen, und zulezt einen Eimer kaltes Wasser über den Kopf ftürzen; ja wer noch recht Altruffifch ift, ftürzt fich nach dem Dampfbade in

das kalte Flußbad, oder wälzt im Winter sich im Schnee herum.

Die Russen lieben Musik und Gesang, und die Mädchen haben des Abends eigene Singgesellschaften. Das beliebteste Instrument ist der Dudelsack, und nächstdem die Maultrommel; sie haben auch Zither, Geigen und Blas-Instrumente. Bey ihren Tänzen sind nicht nur die Füße, sondern Hände und der ganze Körper in Bewegung. Der Russe balgt, ringt und schaukelt sich gern auf verschiedenen Schaukeln. Dieses sind Belustigungen um Ostern, wo man sich gegenseitig mit bunten Eiern beschenkt.

Schlittschuhlaufen, von Anhöhen auf dem Eise herabglitschen (Glaudern), herab fahren mit Schlitten auf hölzernen, schräg gebauten Bretergerüsten, die mit Wasser begossen werden, welches zu Eis gefriert, sind Winterlustbarkeiten. In Petersburg geht so ein Gerüst von dem obersten Stockwerke eines Pallastes bis auf den mit Eis überzogenen Neva-Strom. Der Fall des Schlittens ist so gewaltig, daß derselbe auf der spiegelglatten Eisbahn noch mehrere hundert Schritte weit hinsaufet. An den langen Winterabenden kommen die jungen Leute in großen Gesellschaften zusammen und unterhalten sich durch allerley Possen und Pfänderspiele, sie verummummen sich, äffen Menschen und Thiere nach u. s. w. Gesang und Tanz, Schmausen und Trinken wechseln dabey ab. Schach spielen alle, selbst gemeine Leute, und oft auf der Straße.

Alle Feyer- und Festtage, so auch die Namens- und Geburtstage werden am Morgen mit Gottesdienst in der Kirche, und dann mit Schmausen und Trinken zugebracht. Freunde und Bekannte finden sich geladen oder ungeladen dabey ein, und Frohsinn und Munterkeit

würzet das Mahl. Arme geben an diesen Tagen ihren Herren ein Brot und einige Äpfel, und empfangen, da man ihre Absicht schon kennt, dafür Geld, um ihre Freunde bewirthen zu können, was auch so treulich geschieht, daß man selten unberauscht aus einander geht.

Geringe Leute, wenn sie sterben, beerdigt man kurz weg, aber man betrauert sie lange. Unter Trauergesängen wird der Leichnam zu Grabe getragen, bey demselben wird das Leichentuch weggenommen; die Begleiter des Leichenzuges treten zu dem Sarge, küssen den Todten, dann wird er von dem Geistlichen eingesegnet, und der Sarg ins Grab gesenket.

Die Leiche eines vornehmen Russen wird in einem Saale ausgesetzt, mit einer Binde um die Stirn, worauf Nahme und Alter gestickt sind. In der Hand hält der Todte eine Rolle, die nach des gemeinen Volkes Aberglauben leichter gen Himmel hilft. Zu seinen Füßen steht eine Schüssel mit Reis, Fleisch und andern Speisen. Die schwarz gekleideten Leichenbegleiter stehen in Reihe und Glied. Nun kommen die Bedienten, die niedrigsten zuerst, küssen der Leiche die Hand, und bitten sie wegen aller begangenen Fehler um Vergebung. Dann küssen die Bekannten unter lautem Weinen, endlich auch die Verwandten die Leiche. In der Kirche, wohin der Verstorbene getragen wird, wiederholt man alles dieses wieder, und man hält dann zu Hause ein Todtenmahl. Um die Zeit des Neujahres wird eine allgemeine Todtenfeyer gehalten, wo jeder etwas Speise auf die Gräber der Verstorbenen legt, die dem Popen oder Priester zufällt, welcher die Messe für die Entschlafenen lieset, der man mit Andacht beywohnt.

Die Russen bekennen sich zur Griechischen Religion. Ihr Gottesdienst ist sehr reich an Ceremonien. Die Prie-

ster sind sehr geachtet; Reiche und Arme, Hohe und Niedrige küssen ihnen die Hand, wofür sie den Segen ausspenden. Die Russische Sprache hat viele schmeichelnde Worte, aber keinen Fluch und nur die Verheuerung: bey Gott! welche die Russen nur selten zur Bestätigung der Wahrheit gebrauchen.

Ritter.

Ritter hieß in alten Zeiten jeder, der sich dem Kriegsdienste zu Pferd widmete, und die erforderliche Rüstung sich anzuschaffen vermochte. Diese bestand gewöhnlich in einem Harnisch mit Helm und Besir, in Schild, Lanze und Schwert. Solche Ritter gab es schon im achten Jahrhunderte, und sie erwarben sich durch Muth und Tapferkeit einen hohen Ruf.

In der Folge verbanden die Ritter mit tapferer Vertheidigung des Vaterlandes gegen äußere Feinde noch einen edlen Zweck. Sie bildeten eine Gesellschaft, und machten sich zum Geschäfte, Witwen und Waisen, und alle, welche Unrecht litten, zu beschützen. Großmuth, Leutseligkeit und Unverletzbarkeit des gegebenen Wortes waren Grundgesetze ihrer Verbindung. So waren die Ritter des eilften Jahrhunderts gesinnt. Sie mußten alles lernen, was zum Kriegsdienste und zu den feyerlichen Ritterkämpfen, die Vorübungen des Krieges waren, gehörte, und wurden dann mit Pracht und Gepränge zu Rittern geschlagen. Diese Ehre wurde besonders jenen zu Theil, welche sich in einem Treffen ausgezeichnet hatten. Im Kriege machten diese Ritter die Hauptstärke der Heere aus; zur Friedenszeit waren sie oft an dem Hofe ihres Fürsten als Räte und Richter, oder sie wurden von demselben mit mancherley Aufträgen an auswärtige Höfe gesendet. Eben so besuchten sie die feyerlichen Rit-

terspiele (Turniere); sie suchten bey denselben sich durch Tapferkeit und Gewandtheit in Kriegesübungen, in Kämpfen mit Lanze und Schwert auszuzeichnen, und einem hohen Ruf zu erlangen, durch welchen, wenn einer ihn erworben hatte, alle Landesgenossen sich geehrt fühlten.

Noch jetzt werden von dem hohen Adel manchmahl Ritterspiele zur Belustigung angestellt, in welchem alle Kämpfer in Tracht und Rüstung der alten Ritter erscheinen. Einige wurden schon in dem k. k. Lustschlosse Laxenburg, und während der Anwesenheit der verbündeten Mächte in der k. k. Reitschule in Wien mit großer Pracht gegeben.

Der Radmacher.

Die Räder sind die vornehmste Arbeit des Wagners. Oft geben sich Leute mit Verfertigung der Räder allein ab, weil der Landmann die übrigen Theile des Wagens sich selbst macht. Man nennt sie Radmacher.

Der Radmacher muß bey Verfertigung der Räder großen Fleiß anwenden, weil die ganze Schwere auf denselben ruhet, und auf ungleichem und steinigem Boden sie leicht zerbrechen können. Jedes Rad besteht aus drey Theilen. Sie heißen die hohle Nabe, welche den Mittelpunkt vorstellt, und vermittelst welcher das Rad um die Achse sich drehet; die Felgen, welche, wenn sie zusammen gesetzt sind, den Umkreis des Rades machen und die Speichen, welche wie Strahlen von dem Umkreise auf den Mittelpunkt laufen, und Nabe und Felgen mit einander vereinigen. Alle diese Theile müssen von dürrerem und sehr hartem Holz verfertigt werden.

Die Nabe wird bey einem Rade zuerst gemacht. Die Speichen werden auf der Schneidebank mit dem Schneidmesser ausgearbeitet, und dann auf dem Haufen

oder auf dem erhabenern mittlern Theile der Nabe, (der vordere dünnere heißt Röhre, und den dünneren nach dem Gestelle des Wagens zu, nennt man Stoß oder Vorstoß) eingezapft, die Felgen aufgesetzt, und mit dem Handbeile auf die Speichen getrieben. Das Rad muß ohne eisernen Keif gut halten. Diesen legt der Schmid an, damit das Rad dauerhafter wird.

Der Riemer.

Der Riemer verfertigt aus Leder alle Gattungen Riemen, Zäume, das Riemenwerk für Kutschen und Pferde, Peitschen u. dgl. Das Leder zu diesen Waaren kauft er von dem Gerber, und erhält es, wie er es braucht, gezärbt und gefärbt. Er sitzt bey seiner Arbeit auf einer Bank, oder einen Stuhl, das Roß genannt, und spannt die Stück Leder, die er verarbeitet, zwischen die beiden Schenkel einer hölzernen Kluppe oder Schraubenzwinde. Er nähet mit Ahle und Nadel und Pfriem. Er hat Hacken, Werkmesser, Schnitzmesser, Raspeln, Zangen, Hammer und Bohrer und allerley andere Werkzeuge. Oft macht auch der Sattler die Arbeit des Riemers, und nebstbey nach Kummerte, Sattel, Überzüge der Kutschen u. s. w.

Der Storch.

Der Storch ist vier Fuß hoch und lang, und mißt mit ausgespannten Flügeln wenigstens sieben Fuß. Der Schnabel ist hellroth, lang und zugespitzt, so sind auch seine langen dünnen Beine hellroth. Sein Gefieder hat überall eine weiße Farbe, und nur die Schwung- und Achselfedern sind schwarz.

Der Storch zeigt gar keine Wildheit und ist ernsthaft. Gravitatisch geht er einher, zeigt Anstand und



Storch.



Stachelbeere.



Samojede.



Siebenbüрге.



Schneider.



Schiff



Würde in allen seinen Bewegungen, scheuet den Menschen nicht, läßt sich daher leicht fangen, und hält sich in der Gefangenschaft sehr gut. Ein schöner Anblick ist es, ihn auf den Wiesen mit Anstand und Würde spazieren zu sehen, wobei ihm der Mensch sehr nahe kommen darf, weil er keine Nachstellungen von ihm fürchtet. Noch weit schöner als sein Gang ist der erhabene Flug desselben. Sanft und langsam schwimmt er in den hohen Lüften, ohne die Flügel zu bewegen und zu flattern. Schön ist es, wenn im Frühlinge Männchen und Weibchen in zärtlicher Vertraulichkeit bald hoch, bald niedrig in der Luft umherkreisen, bald in den künstlichen Schwenkungen sanft herab zur Erde sich neigen, sich niederlassen, und dann in schneckenförmigen Wendungen wiederum so hoch in die Luft sich erheben, daß sie das Auge kaum zu erspähen vermag.

Sowohl am Tage, wenn die Störche still stehen, als auch bey der Nacht, wenn sie schlafen, ziehen sie mehrentheils das eine Bein nach dem Unterleibe hin, und ruhen, wie die Gänse auf einem. Sie lieben die Keuschheit, pußen sich daher oft, und schütteln und sträuben das Gefieder. Vermöge der großen Schwingen und des leichten schlanken Körpers sind sie im Stande, sehr lange und weit und selbst bey Sturm und Ungewitter zu fliegen.

Die Störche leben in allen Ländern des gemäßigten Erdgürtels, und halten sich vorzüglich da gern auf, wo es viel Seen und Sümpfe gibt. Sie sind Zugvögel; sie kommen um die Mitte des März bey uns an, und ziehen gegen das Ende Augusts wieder ab. Der Storch weiß bey seiner Zurückkunft das Nest des vorigen Jahres, und bewohnt es wieder. So ein Nest geht von den Altern auf die Kinder über, und man hat Beyspiele,

daß ein Nest hundert Jahre von den Nachkommen eines Storchepaares bewohnt wurde.

Die Störche kommen im Frühjahre in Gesellschaft von mehreren gerade um die Zeit an, wo die Amphibien, von denen sie leben, aus dem Schlamm in den Sümpfen und aus den Schlupfwinkeln auf der Erde hervorkriechen. Wenn sie abziehen wollen, versammeln sie sich auf einer Wiese oder Heide, und reisen beym ersten Nordwind in aller Stille, oft bey der Nacht fort. Höchst wahrscheinlich ziehen sie nach Aegypten, dem nördlichen Afrika und nach Asien, und bleiben dort während es bey uns Winter ist.

Die Störche nähren sich von Fröschen, Eidechsen, Nattern, Fischen, Krebsen, Regenwürmern und vielen andern Insecten und Gewürmen, und sind dadurch nützlich, daß sie uns von vielen lästigen Thieren befreyen. Sie lesen auf dürrn Wiesen und Triften die Bienen, Hummeln, Wespen, Heuschrecken und Käfer von den Blumen ab, und man hat schon öfters den Magen mit Bienen angefüllt gesehen, was den Bienenwirthen gar nicht lieb seyn mag. Sie nehmen Ratten, Mäuse, Maulwürfe, Wiesel und andere kleine Thiere, auch junge Vögel zur Nahrung. Da ihr Schlund sich sehr erweitern kann, so verschlingen sie ihre ganze Beute auf einmahl, und der größte und dickste Frosch macht ihnen wenig Mühe. Größere Thiere, wie Ratten, Wiesel u. s. w. werden allemahl erst mit dem Schnabel durchgestochen, aufgespießt und dann verschluckt. In der Gefangenschaft ernährt sich der Storch selbst, wenn man ihn im Garten und auf Feldern frey herum gehen läßt; im Winter gibt man ihm allen Abgang vom Fleische, Eingeweide vom Federvieh und was sonst in der Küche nicht

brauchbar ist. An Wasser darf es dem Storch nie mangeln; er trinkt sehr viel.

Die Störche bauen ihr Nest auf Dachforsten, Schorsteinen, alten Gebäuden und Baumstümpfen. Es ist sehr groß, aus Reiser und Dornen zusammengesetzt, welche zwar nicht künstlich, aber fest genug in einander gestochten sind, so daß kein Sturm das Nest herab werfen kann. Die alten Nester werden immer im Frühjahre ausgebeffert und erweitert, so daß die Reiser bey denselben oft 3 bis 4 Fuß hoch aufgethürmt sind. Die Landleute sehen es sehr gern, wenn ein Storch auf ihrem Hause nistet. Sie befestigen daher ein altes Wagenrad auf dem Forste des Strohdaches, und legen Reiser hin. Bald findet sich ein Storchepaar ein, und bauet das Nest. Niemand stört diesen freundschaftlichen Vogel.

Das Weibchen legt in das Nest zwey bis fünf Eyer, und brütet sie gemeinschaftlich mit dem Männchen innerhalb 24 Tagen aus. Ein Paar Störche bleiben lebenslang beysammen, und jeder Theil trägt die zärtlichste Sorgfalt für die Erhaltung und Verpflegung der Kinder. Rührend ist, mit welchem Eifer die Altern alles anwenden, um bey bevorstehenden Gefahren ihre Kleinen zu retten. Besonders bemerkt man diese älterliche Zärtlichkeit, wenn das Gebäude in Brand geräth, auf welchem ein Storchnest sich befindet. Da scheuet der Storch den dicksten Dampf nicht, er wagt sich so nahe über das flammende Dach, daß man glaubt, er sey verbrannt, wenn der Rauch ihn auf eine Zeitlang dem Auge völlig entzieht. Lange Zeit schwebt er über den rauchenden Trümmern hin, unter welchen sein geliebtes Nest verbrannte. Ja man sah schon, daß ein Storch, nachdem er vergeblich alles gethan hatte, um seine Jungen zu retten, sich selbst in die Flammen stürzte, und mit ihnen verbrannte. Die alten Na-

turforscher wollen bemerkt haben, daß die jungen Störche aus Erkenntlichkeit ihre durch das Alter geschwächten Aeltern nähren und beschützen; die neueren haben noch keine hinlänglichen Beweise davon wahrgenommen.

Die alten Störche lassen sich zwar leicht zähmen, aber doch nicht so gewöhnen, wie die jung aufgezogenen. Diese kann man so abrichten, daß sie am Tage auf die Wiesen gehen, und sich ihre Nahrung selbst suchen, des Abends aber regelmäßig zurück kehren. Zur Zeit aber, wenn ihre wilden Brüder in ferne Länder wandern, nimmt man an den zahmen Störchen mehrere Tage hindurch eine auffallende Unruhe gewahr, die sich dann nur legt, wenn die Zeit des Abzuges vorüber ist. Hat man einem solchen Vogel die Flügel nicht gehörig gelähmt oder beschritten, so zieht er mit fort.

Der Samojede.

Die Samojeden wohnen an den Küsten des Eismeres und gehören zu den kleinsten Menschen der Erde. Sie könnten in ihrer Heimath, die von Kälte und Eis starret, nicht leben, hätte die göttliche Vorsehung nicht auch das Rennthier dorthin gesetzt. Neun Monathe müssen sie in ihren Wohnungen unter der Erde zubringen, denn so lang deckt Schnee und Eis die Erde, und zwar so hoch, daß sie sich oftmahls unter dem Schnee Gänge zum Nachbar hin arbeiten müssen. Im Sommer haben sie leichte Hütten, und ziehen mit ihren Rennthieren von einem Orte zum andern.

Die Kleider machen sich die Samojeden größten Theils von gegärbten Rennthierhäuten. Männer und Weiber tragen Unter und Oberkleid, Weinkleider, die mit den Strümpfen ein Stück ausmachen, und Halbstiefeln.

Der Samojede fährt auf Schlitten, die sein Rennthier zieht. Das wilde Rennthier, das er erlegt, bedeckt seine Hütte, liefert ihm Sehnen zu Zwirn und Bindfäden, Schaufeln aus den Hörnern, Leim aus dem Blute. Das Fleisch des Rennthiers, sonderlich aber das noch rauhende Gehirn, das warme Mark sind Leckerbissen. Auch die jungen Geweihe verzehrt er. Herrliche Kost gibt ihm auch das Fleisch der Seebären und der Wallfische, die ein Sturm ans Ufer schleudert.

Wie andere rohe Völker, so halten auch die Samojeden ihre Weiber recht hart. Der Samojede hält sie für unrein, und räuchert die Stellen, worauf sie gegessen hat; er spricht nur selten mit ihr, bürdet ihr alle schweren Arbeiten auf, läßt sich von ihr bey Tische aufwarten, und nur die Überbleibsel der Mahlzeit darf sie still im Winkel verzehren. Er muß aber auch seine Frau von ihren Altern wie ein Hausthier kaufen.

Die Kinderwiegen sind aus Birkenrinde; Moos und fein zerriebenes faules Holz dienen als Unterbetten und nehmen den Unrath auf. Im fünfzehnten Jahre bekommen die Knaben einen Nahmen, die Mädchen haben Keinen.

Die Samojeden sind Götzendiener und sehr abergläubig. Den Todten begräbt man mit allen Kleidern auf einer Anhöhe; über die flache Grube legt man Strauchwerk, über den Kopf wird ein Kessel gestülpt, damit die Seele, die sie für sehr zart halten, nicht zerquetscht werde. Man gibt dem Todten Tabak, Bogen und Pfeil, aber Stahl und Feuerstein nur aus Holz geschnitz mit, man opfert bey seinem Grabe drey oder noch mehrere Rennthiere, wovon man aber die besten Stücke mitnimmt und verzehrt, die Geweihe aber aufstellt.

Sehr merkwürdig ist die Reizbarkeit, die man an

den Samojeden, und auch an andern nördlich wohnenden rohen Völkern, an den Ostjaken, Jakuten, Tungusen und s. w. wahrnimmt. Ein unvermuthetes Zurufen oder Berühren, der Anblick eines ungewöhnlichen Dinges, ein Zischen, ein Pfeifen des Windes erschreckt sie heftig, und setzt sie sodann in Wuth, in welcher sie mit Beil, Prügel oder Messer andere anfallen, lärmern und schreyen, um sich schlagen und rasen. Über einen rauhen Handschuh, den man einem Samojeden anzog, wurde er wüthend. Er glaubte eine Barentage zu haben. So einen Wüthenden raucht man mit Rennthierhaaren, deren Dampf man ihm unter die Nase hält. Er verfällt in einen langen Schlaf, und erwachet gesund wieder.

Der Siebenbürger.

Das Großfürstenthum Siebenbürgen liegt zwischen Ungarn, Galizien, der Moldau und Wallachen, ist fruchtbar an allen Getreidearten, Obst und Wein, hat schöne Pferde, Ziegen, Schafe, köstliches Wildbret und Ueberfluß an Mineralien, als an Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Bley, Quecksilber und besonders an Salz. Dieses fruchtbare Land bewohnen drey Haupt-Nationen: Ungarn, Szekler und Sachsen. Die Ungarn und Szekler sprechen ungarisch, die Sachsen deutsch. Letztere sind schon im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte aus Deutschland eingewandert, und haben von den Königen Geisa I. und II. Ländereyen und besondere Begünstigungen erhalten. Nebst diesen gibt es auch Wallachen, Griechen, Armenier, Raizen, Zigeuner u. s. w. im Lande.

Alle diese Nationen unterscheiden sich wie an Sprache so auch an Lebensart, Bildung, Sitten und Gewohnheiten. Das gemeine Volk ist noch ziemlich roh, treibt Ackerbau, Viehzucht, und gibt sich gern mit Jagd ab.

Die Kleidung ist ein grob leinenes oder wollenes langes Weinkleid, ein grobes schmieriges Hemd und darüber ein Wams, über welches ein Schafpelz geworfen wird. An den Füßen tragen sie Spanken, d. i. eine Sohle von Leder, die mit Riemen über den Fuß gebunden wird. Ein breiter Gürtel um den Leib, woran Feuerstein und Tabaksbeutel hängen, darf nicht fehlen. Den Kopf, über den die Haare buschig herabhängen, bedecken sie mit einem großen Hute oder mit einer hohen rauhen Mütze. Alle Männer tragen Knebelbärte.

Die Deutschen sind die gebildetsten unter allen und auch am arbeitsamsten. Die Szekler sind gute Soldaten, und bewohnen auch die Gränzbezirke. Sie bilden zwey Infanterie- und ein Husaren-Regiment, bewachen die Gränzen des Reiches, und dienen im Kriege auch außer Land. Sie tragen Soldatenkleider und auch die gewöhnlichen Waffen des Osterreichischen Militärs.

Die Wallachen treiben hauptsächlich Viehzucht und Jagd, bilden aber auch zwey Gränz-Regimenter zu Fuß; die Armenier und Griechen beschäftigen sich vorzüglich mit Handel; die Zigeuner führen eine herumziehende Lebensart, haben aber doch schon hier und da feste Wohnsitze, wo sie Gewerbe, seltener Landbau treiben.

Die gebildetere Classe der Ungarn und Szekler tragen Ungarische Kleidung, die Griechen, Armenier, Kaiserin kleiden sich auf Morgenländische Art, wie hier einer abgebildet ist.

Der Schneider.

Der Schneider (Kleidermacher) verarbeitet Tücher und Zeuge aller Art zu Kleidungsstücken, und hilft dadurch einem unserer dringenden Bedürfnisse ab. Was würde mancher gelten, wenn ihm der Schneider nicht das

schöne Kleid geliefert hätte? Zwar machen Kleider nicht Leute, wie das Sprichwort sagt: d. i. Kleider geben dem Menschen keinen Werth, aber doch wollen wir in Gesellschaft anderer ordentlich gekleidet erscheinen.

Wenn der Schneider die Kleidungsstücke schön und gut zu verfertigen weiß, wenn er sich nach der jedesmaligen Mode richtet, oder selbst eine neue erfinden kann, wenn er gründliche Kenntniß von der Güte, dem Werthe der Tücher, Zeuge besitzt, wenn er ein gutes Augenmaß hat, die Elle und Erfordernisse zu einem Kleide wohl versteht, ein ehrlicher Mann ist, und nicht zu große Stücke beym Zuschneiden unter den Tisch fallen läßt, so hat er Zutrauen und Zulauf der Kunden, und er verdient auch unsere Achtung.

Erkennt des wackern Schneiders Ehr'!
 Wie stünd's um euch, wenn er nicht wär'?
 Ihr ginget, wie zu Kain's Zeiten,
 Im Schafpelz und in Bärenhäuten;
 Kein Winterrock, kein Sommerkleid
 Bedeckte euch mit Ehrbarkeit.
 Drum zollt dem Schneider Lob und Ehr'
 Mit Bügeleisen, Nadel, Scheer'.

Nach dem richtig genommenen Maße muß der Schneider verstehen, die Kleider vortheilhaft zuzuschneiden, daß sie dem Körper gut anschließen, ohne deswegen enge zu seyn, oder die bequeme Bewegung der Glieder zu hindern. Ehe er das Tuch bearbeitet, gibt er es zu dem Tuchscheerer, der es mit Wasser benetzt und eingehen läßt, damit der Regen weder das Einlaufen noch Flecke verursache.

Die zugeschnittenen einzelnen Theile der Kleider nähert der Schneider zusammen. Die Knopflöcher werden mit dem Messer aufgeschnitten und mit Kamelgarn oder Seide ausgenäht. Das Unterfutter wird mit Fadenschlägen unterschlagen, d. i. mit weiten Stichen vorläu-

fig an das Oberzeug angeheftet, und hernach sauber auf dem Tuche staffirt. Die meisten Nätze werden mit dem Bügeleisen ausgebügelt, damit sie sich platt niederlegen. Es gibt in Städten Manns- und Frauenschneider, auf dem Lande macht gewöhnlich ein Schneider für Männer und Weiber die Kleidung.

Das Schiff.

Unstreitig muß derjenige viel Verwegenheit gehabt haben, der sich zuerst auf einem zerbrechlichen Nachen, vielleicht aus einem Holzstamme gemacht, dem Wasser anvertraute. Armselig waren die ersten Fahrzeuge, in welchen die Menschen die Flüsse und selbst die See befuhren; sie bestanden aus Baumrinden, aus ausgehöhlten Bäumen, aus Schalen von großen Schildkröten, oder wohl gar aus Thierfellen. Es gibt noch jetzt wilde und arme Völker, welche keine andern Schiffe haben.

Bey uns hat man große und kleine Rähne, und Lastschiffe von verschiedener Größe, auch Prahmen oder Flöße. Alle diese Fahrzeuge werden durch Stangen und Ruder bewegt. Auf dem Meere braucht man vorzüglich zwey Arten von Schiffen: Kauffahrdey = Schiffe und Kriegsschiffe. Die Kauffahrdey = Schiffe werden bloß zur Versendung der Waaren gebraucht, und haben wenige oder gar keine Kanonen, aber Masten und Segel, und viele Leute, welche zum Dienste dieser Schiffe erforderlich sind. Ihre Größe wird nach der Zahl der Tonnen berechnet, die sie führen können. Eine Tonne hält 2000 Pfund. Ein Schiff von 40 Tonnen kann also eine Last von 80,000 Pfund tragen.

Die Kriegsschiffe sind weit größer und stärker als die Kauffahrdey = Schiffe. Da sie zum Kriege gebraucht wer-

den, so sind sie mit Kanonen und Soldaten besetzt. Die größten führen 100 und mehr Kanonen und 1000 Soldaten, die kleinsten 16 Kanonen und 150 Mann Besatzung. Ein großes Kriegsschiff ist 162 Fuß lang, 44 Fuß breit und 20 Fuß tief. Sein großes Segel erfordert 363 Ellen Leinwand; zu allen Segeln zusammen genommen sind 1404 Ellen nöthig. Der Bau eines großen Kriegsschiffes kostet über 300,000 Gulden Conventions-Münze, es kann aber, wenn es gut gebauet ist, und nicht verunglückt, 40 bis 50 Jahre in der See ausdauern.

Der Lieger.

Vielleicht gibt es in der ganzen Schöpfung kein grausameres Thier als den Lieger. Allem, was da lebt, scheint er den Tod geschworen zu haben, und er mordet nicht, um den Hunger zu stillen, sondern aus Lust. Überfätt vom Fleische lechzet er nach Blut, überfällt mit fürchterlichen Zähnefletschen jedes Geschöpf, es sey bewaffnet oder wehrlos, und mit sichtbarer Wollust wühlt er in den zitternden Eingeweiden, und saugt das Blut aus. Selbst die Jungen verschont der männliche Lieger nicht. Er zerreißt sie zuweilen sammt der Mutter, die sie schützen will, und diese Verminderung seines mordlustigen Geschlechtes durch ihn selbst ist der einzige Dienst, den er uns erweist.

Schon sein Außerliches verräth sein böshaftes Gemüth. Sein nackter Kopf, sein treuloses Katzenauge, sein lang gestreckt-schleichender Leib, seine blutrothe, oft zum Rachen heraus hängende Zunge verrathen den türkischen und mordlustigen Bösewicht. Der echte königliche Lieger wird größer als der Löwe, und ist so stark, daß er ein Pferd oder einen Ochsen in vollem Trabe nach seiner Höhle trägt. Er brüllt mit rauher Stimme. Aus seinem Hinterhalte macht er entsetzliche Sprünge auf seinen Raub,



Tiger.



Tausendschön.



Türke.



Trommelochläger.



Fischler.



Töpfer.



und bedient sich immer der List. Gern lauert er an Gestaden auf die Thiere, die zur Tränke kommen, und sie finden nun statt der gesunden Erquickung den Tod in seinen Klauen. Zuweilen, wenn man ihn gewahr wird, ehe er den Sprung thut, schleicht er beschämt davon.

Dieß erfuhr einst ein muthiges Frauenzimmer auf einem Spaziergange in einem Wäldchen bey Bengalen. Sie sah einen Lieger gerade im Begriffe, auf ihre Begleiter einen Sprung zu thun. Muthig hielt sie ihm ihren Sonnenschirm entgegen. Dieses machte den Lieger scheu; er stuzte, und floh zurück. Auch fürchtet er das Feuer, und man kann ihn mit demselben verjagen.

So bald der Lieger Menschenblut gekostet hat, so wird er sehr gefährlich, weil er es für das wohlschmeckendste Blut hält. Man hat Beyspiele, daß er in den Fluß Ganges gewattet, und aus einem am Ufer stehenden Fahrzeuge einen Menschen gehohlet habe, obgleich mehrere gegenwärtig waren.

Asien ist das Vaterland des Ligers. Der in den brennenden heißen Gegenden wohnende ist viel grausamer, als der in gemäßigten sich aufhielt. Zum Glücke ist er nicht zahlreich. Die Liegerinn wirft 4 bis 5 Junge. Wenn man ihr dieselben, während sie auf den Raub ausgeht, wegnimmt, geräth sie in Wuth. Sie folgt grimmig der Spur der Räuber. Diese legen dann, wenn sie die wüthende Mutter nachkommen sehen, ein Junges an den Weg. Sie wissen schon, daß sie es freudig zurück trägt, und ihnen eben dadurch Zeit läßt, mit den übrigen ihren Kahn zu erreichen und vom Ufer abzustossen. Mit gräßlichem Geheule klagt die Liegerinn um den Verlust ihrer Jungen.

So wild der Lieger auch ist, so läßt er sich doch zähmen. Einen äußerst zahmen Lieger brachte der Capitan

Manning aus Bengalen nach Europa. Er konnte allerlei Künste, schlief mit den Matrosen in einer Hangmatte, spielte mit ihnen und mit dem Hunde, und versteckte oft, was er fand. So hatte er einmahl 25 Paar Hosen in einen Winkel zusammen getragen. Wenn er Fressen stahl, so ließ man es hingehen, und wagte es nicht, ihn dafür zu züchtigen. Nur allein der Schiffszimmermann konnte den Kostbeef, den ihm der Lieger so eben gestohlen hatte, nicht verschmerzen. Er riß ihm denselben aus dem Rachen, und prügelte ihn tüchtig durch. Der Lieger erduldet die Schläge so gelassen wie ein Jagdhund.

In Wien zeigte man im Jahre 1813 einen Königs-lieger, der sehr zahm war, sich streicheln ließ, und die Pfote reichete. In der Menagerie zu Schönbrunn warf man einem Lieger, der an Augenschmerzen litt, einen jungen Hund vor. Der Lieger that ihm nichts zu Leide, und litt selbst manche muthwillige Neckerey des Hundes. Der Hund wurde so zutraulich, daß er ihm die franken Augen leckte. Für diesen Dienst bezeigte sich der Lieger so dankbar, daß er seinem kleinen Gefährten immer die besten Bissen überließ, und durch dessen Knurren abgehalten wurde, eher das Stück Fleisch anzurühren, als der Hund sich gesättiget hatte.

Man fängt den Lieger in Fallgruben, jagt ihn mit Hunden, die dazu besonders abgerichtet sind, und ungemein viel Muth, Stärke und Behändigkeit zeigen. Sein Fell gibt sehr schöne Decken, Stuhlüberzüge u. d. gl. Sein Fleisch essen die Indianer.

Tausendschön.

Tausendschön ist ein sehr angenehmes Blümchen, welches häufig in Gärten gezogen wird. Durch Cultur

hat man es von der Maslieben oder dem Gänseblümchen erhalten, welche den ganzen Sommer hindurch Wiesen, Erften, Grasgärten und Wälder ziert, ja selbst unter dem Schnee im Winter fortblüht. Diese Blume hat zwar keinen Geruch, aber sie schafft doch einigen Nutzen. Die Blätter werden von Vielen im Frühjahre als Salat und Gemüse gegessen, und selbst als Arzeney gegen innere Blutstockung und bey Lungensucht angewendet.

Der Türke.

Der Türke hat einen starken nervigten Körper, dessen Kraft durch Mäßigkeit noch vermehrt wird. Er ist ernst und finster, und verachtet alle übrigen Nationen; alle Religionsgenossen, die nicht Mahomedaner sind, hält er für Hunde und Schweine, die nur da sind, für ihn zu arbeiten, und ihn in seiner beyspiellosen Trägheit zu unterstützen. Gegen Fremde seines Glaubens ist der Türke gastfrey und gefällig, gegen gläubige Arme wohlthätig. Gleichgültigkeit gegen alles ist ein Hauptzug seines Charakters. Gedankenlos in größter Unthätigkeit sein Pfeifchen schmauchen ist sein Vergnügen.

Die langen weiten Ober- und Unterkleider des Türken, seine unendlich weiten Beinkleider, sein kahlgeschornes Haupt, welches mit einer, nach Verschiedenheit der Stände auf verschiedene Art gewundenen Mütze, Tulband oder Turban genannt, bedeckt wird; der lange, in hohen Ehren gehaltene Bart, der geräuchert, gesalbet und mit wohlriechenden Wässern besprengt wird; seine Gewohnheit, mit untergeschlagenen Beinen auf den mit Polstern und Matrazen belegten Boden, den größten Theil des Lebens zu versetzen, alles dieses sind Gewohnheiten, die man bey uns nicht kennt, und die der Türke mit allen Morgenländern gemein hat.

Wenn der Türke von Geschäften frey ist, und das ist er fast den ganzen Tag, sitzt er in den schmutzigen Kaffeh-Häusern, und trinkt stumm und schweigend Kaffeh ohne Zucker, aus kleinen Tassen, und raucht Tobak dazu. Andere gesellschaftliche Zusammenkünfte bey Freunden und Bekannten kennt man nicht, selbst die freundschaftlichen Besuche sind äußerst selten; auch da sind Gast und Wirth stumm, rauchen Tabak, trinken Kaffeh und sehen sich an. Ein süßliches Getränk, Scherbete genannt, wird dem Gaste gereicht, auch wohl Confütüren und Backwerk, dann wird ihm der Bart gesalbet und geräuchert, und man geht auseinander. In die Kaffeh-Häuser kommen Tänzerinnen, Sängerinnen, Märchen-erzähler, um die Anwesenden zu unterhalten. Sie machen zugleich die Schauspieler, und was erzählt wird, wird auch zugleich durch Stellung, Geberde, Lachen, Weinen und Schreyen u. s. w. auf die natürlichste Art vorgestellt. Die Zuschauer sehen wie steinerne Bildsäulen zu, lassen kein Lachen, kein Beyfallszeichen, keinen Laut vernehmen, belohnen aber zuletzt ansehnlich diese Gaukler.

Die angenehmsten öffentlichen Orter sind die Bäder, wie wohl auch hier der Türke stumm und sprachlos sitzt. Ein Badehaus für Reiche und Bernehme besteht aus mehreren hohen und geräumigen Zimmern, die mit verschieden-farbigem Marmor gepflastert, und damit an den Wänden ausgelegt sind. Die Badelustigen sitzen längs der Wände auf Sophas; mitten im Zimmer sprudelt das Wasser in ein marmornes Becken. In den Nischen stehen Gefäße mit den köstlichsten Wohlgerüchen. Die Aufwärter reiben den Leib mit Luchern und mit wollenen Handschuhen ab, die zuvor in wohlriechende Essenzen getaucht werden.

Ungeachtet des häufigen Badens kann man doch die

Türken nicht der Reinlichkeitsliebe wegen loben, da sie selten die Kleider wechseln, und da der Geruch des häufig getragenen Pelzwerkes sehr unangenehm ist. Männer und Weiber legen sich mit den Unterkleidern, die sie des Tages trugen, zur Ruhe.

Die Türken leben in Hinsicht der Nahrung einfach, zum Theil schlecht. Das Brot besteht aus breiten Fladen von Maismehl; sonst ist Reis, Schöpfen- und Ziegenfleisch eine sehr beliebte Nahrung. Man ißt viele Früchte und auch Gemüse. Rindfleisch wird nur von den Allerärmsten genossen, Schweinefleisch aber höchlich verabscheuet. Man trinkt Wasser, aber auch heimlich Wein, den ihr Gesetz, (Koran) verbiethet. Das Berauschen mit Opium ist sehr gewöhnlich. Krankheiten sind bey den Türken nicht häufig, doch die Pest, eine Folge der Unreinlichkeit und schlechten Gesundheitsanstalten richtet fast jährlich große Verheerungen an.

Die Wohnungen der Reichen sind prächtig und geschmackvoll möblirt. Mit Perlmutter eingelegtes Holz, Chinesisches und Japanisches Porzellan, Gold- und Silbergeschirre, endlich feine Fußteppiche schmücken die Gemächer. Doch die meisten von unsern Geräthen kennt man gar nicht; Stühle, Tische, Schränke sind sehr selten, Messer und Gabel bey Tische nicht üblich; denn man greift mit der rechten Hand in die Schüssel, (die linke wird für unrein gehalten) legt die Speisen auf Brot oder auf ein Leder, und wäscht sich nach Tische.

Die Weiber der Türken, von denen mancher Reiche und Vornehme oft fünfzig und mehr hat, sind so träge wie die Männer, sie liegen faul auf ihren Polstern, rauchen Tabak, und bekümmern sich selbst um ihre Kinder nicht viel. Sie müssen mit ihren Slavinnen in besondern Theilen des Hauses wohnen, wo ihnen nur ihre

Männer, Brüder, Geschwister und vertrautesten Freundinnen einen Besuch machen dürfen. Auf den Straßen müssen sie dicht verschleiert seyn. Überhaupt sind sie sehr strenge und sehr geringschätzig behandelt, und dürfen ohne des Mannes besondere Erlaubniß nicht einmahl ein Bad besuchen.

Wenn die Türken einander grüßen, so legen sie nach Verschiedenheit des Ranges des Entgegenkommenden entweder die rechte Hand ans Herz, oder sie heben sie gegen den Mund, dann an die Stirn, oder sie verneigen sich tief mit dem ganzen Leibe, und senken die rechte Hand gegen den Boden hin. Kinder küssen das Kleid, und wenn ihnen die Gunst vergönnt wird, die Hand. Vor Geringeren und vor Fremden steht kein Türke auf; lieber läßt er den Fremden in ein Zimmer führen, in das er später selbst tritt.

Der Trommelschläger.

Der Trommelschläger ist eine sehr nothwendige Person bey dem Fußvolke. Er weckt durch sein Spiel des Morgens die Mannschaft auf, er ruft sie zusammen, er verkündigt ihr die Stunde des Kirchenganges und des Gebethes, er ruft sie des Abends nach Hause, er zeigt Feuerlärm, unvorhergesehene Unfälle und Ereignisse an. Stehen die Soldaten in Reihe und Glied, so ist er an ihrer Spitze, und bezeichnet durch tactmäßige Schläge den Schritt an, in welchem sie vorwärts schreiten, ob sie langsam oder geschwind gehen sollen. Er begleitet sie in Treffen und Schlacht, gibt das Zeichen zum Angriff und zum Rückzug, und versammelt durch das weitvernehmliche Wirbeln der Trommel die Zerstreuten. Bey allen Feyerlichkeiten tönet sein fröhliches Spiel.

Der Trommelschläger muß lange Zeit lernen, bis

er die gehörige Fertigkeit im Trommeln hat, und jeden Trommelschlag genau kennt. Denn anders trommelt er bey dem Aufwecken, anders bey der Kirchen-Parade, anders bey dem langsamen, anders bey dem geschwinden Marschieren, anders bey dem Gebethe, anders bey dem Feuerlärm und wieder anders des Abends, wenn er die Mannschaft nach Hause ruft. Er muß sehr pünctlich in seinem Dienste seyn, die Stunde genau halten, sonst kommt er zum Profos. Seine Trommel ist von schwerem Messingblech und mit starker Esels- Hammel- oder Kalbshaut überspannt.

Die Trommel ist ein uraltes Instrument, welches die Agyptier erfunden haben. Sie wurde in alten Zeiten bey Opfern und feyerlichen Spielen gebraucht.

Der Tischler.

Die Thüren, Fensterrahmen, Fußböden, Treppen, Bänke Sessel, Tische, Schränke, Kästen und all die Menge Hausgeräthe von Holz verfertigt der Tischler. Von einem geschickten Tischler wird viel erfordert; denn er muß nicht nur die alltäglichen Tischlerarbeiten, sondern auch eine Menge anderer Arbeiten zu verfertigen wissen. Dazu gehört denn freylich eine glückliche Naturanlage, viel Fleiß, genaue Übung und Emsigkeit. Ein braver Tischler muß auch ein geschickter Zeichner seyn. Seine Arbeit erfordert viel körperliche Kraft und Ausdauer.

Nach einer Vorzeichnung, die er mittelst des Maßstabes, des Zirkels u. s. w. mit dem Bleystift macht, schneidet er mit der Säge die zu einer Arbeit erforderlichen Stücke zu, welche er hernach auf der Hobelbank bis zu der Verbindung zu einem Ganzen bearbeitet. Die behobelten Bretter werden durch bloßen Leim zusammen gefügt, oder auch durch die Naht verbunden.

Die Ebenisten (Galanterie = Tischler) verfertigen sehr künstliche und schöne Arbeiten aus feinem Holze, und furniren geringeres Holz mit dünnen Platten des schönsten Holzes, mit Schildkrötenschalen, Perlmutter, Elfenbein u. dgl. Das Furnir = Holz wird zu dünnen Platten gesäget, fein gehobelt, auf das schlechte aufgeleimt, mit Ziehklinge und dem Schachtelhalme geebnet, und dann entweder mit Wachs glatt und glänzend gemacht, oder, was jetzt gewöhnlich geschieht, polirt. Auf diese Art macht der Tischler oft künstliche und schöne Arbeiten, welche Bewunderung erregen, und sehr theuer bezahlt werden.

Der Töpfer.

Der Töpfer verfertiget aus Thon allerley Küchengehirr: Töpfe, Schüsseln, Napfe, Teller, Krüge, auch Ofen, welche er zugleich setzt und ausbessert.

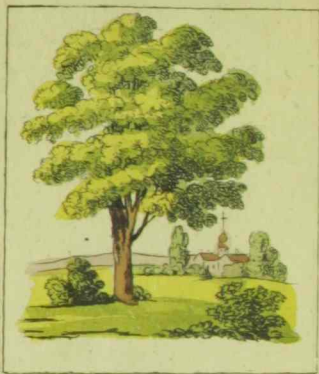
Die Haushaltung bedarf viel Gaben,
 Muß Schüsseln, Teller, Töpfe haben.
 Zum Kochen wie zum Essen braucht
 Man das Geschirr; zum Milchtopf taugt
 Am besten es; ohn dieß Geräch
 Eßt ihr die Suppe gar auf Bret;
 Vor Kälte euch der Ofen schützt —
 Seht, wie viel euch der Töpfer nützt.

Der Thon wird zuerst von Sand und Kies gereinigt, eingeweicht und gut durchgeknetet. Die runden Gefäße formet der Töpfer auf einer Scheibe, die er mit dem Fuße drehet, die eckigen bildet er mittelst hölzerner oder gypsener Formen. Die Henkel und alle Theile, die auf der Scheibe nicht gedrehet werden können, macht er aus freyer Hand, und klebt sie mit Thon an. Die auf diese Art verfertigten Geschirre läßt er in freyer Luft oder in der Werkstätte gut austrocknen, und bestreicht dann die





Uhu.



Ulmbaum.



Ungar.



Urne.



Uhrmacher.



Uhrenhändler.

grobe Waare mit Farbe, glasirt und brennt sie in dem Ofen. Die feine Waare brennt er zu erst, glasirt und mahlt sie, und brennt sie noch einmahl. Das Glasiren hat den Nutzen, daß die Gefäße die Flüssigkeit nicht durchdringen lassen, dauerhafter werden, und reinlicher bleiben. Das Brennen der Töpferwaaren geschieht in einem eigens dazu eingerichteten Ofen. Das Feuer darin wird 18 bis 20 Stunden lang unterhalten, das Geschirre wird heraus genommen, wenn der Ofen größten Theils abgekühlet ist.

Der Uhu.

Der Uhu, Schuhu, Buhu oder wie man ihn nennen mag, ist eine Gattung Eule, welche sich durch die zu beyden Seiten des Kopfes aufgerichteten Federn, die wie lange spitzige Ohren aussehen, von den übrigen Eulen unterscheidet. An Größe übertrifft der Uhu alle übrigen einheimischen Eulen, denn er gibt einer Gans an Größe nichts nach. Dabey ist er aber plump, sein Kopf dick, wie ein Raskenkopf; aber mit einem stark gekrümmten spitzigen Schnabel versehen.

Der Uhu und alle Eulen gehen, wie die Rasken, hauptsächlich des Nachts auf den Raub aus, deswegen hat ihnen der weise Schöpfer Augen gegeben, welche bey dem schwachen Lichte der Abend- und Morgendämmerung hinlänglich, und viel besser als bey Tage alles wahrnehmen können. Bey eitler Nacht sehen sie auch nicht. Das Tageslicht, besonders bey Sonnenschein, ist ihren Augen zu empfindlich, als daß sie es gern ertragen; sie ziehen daher auch die Öffnung des Augensterneß wechselweise, so wie sie athmen, rund aus einander, und wieder ganz eng zusammen, und schlafen mehrentheils am Tage.

Der Schöpfer hat dem Uhu zugleich ein sehr scharfes

Gehör gegeben, wie es kein Vogel hat. Er erwacht daher am Tage nicht nur bey dem leisesten Geräusche, sondern er vernimmt auch dasselbe zur Nachtzeit, wenn er dem Raube nachgeht. Das kleinste Mäuschen verräth sich ihm durch seine Bewegungen. Leistete ihm das feine Gehör nicht diese guten Dienste, so würde es übel um seine Nahrung aussehen. Aber noch auf eine andere Art hat die gütige Natur für ihn gesorgt. Alle andern Vögel verursachen bey'm Fliegen mit ihren Schwingen ein größeres oder geringeres Geräusch, wodurch man sie bemerkt, wenn man sie auch nicht sieht. Wäre dieses der Fall bey dem Uhu, welcher angewiesen ist, leise schlafende Thiere; Hasen, Kaninchen, Ratten, Mäuse u. dgl. zu überraschen und zu verzehren, so würde er sich oft vergeblich bemühen. Sein rauschender Flug würde sie wecken, und zur Flucht reizen. Allein sein Flug verursacht gar kein merkliches Geräusch. Man sieht ihn in der Dämmerung dicht neben sich vorüber fliegen, und man vernimmt nicht das mindeste Geräusch. Der Grund davon liegt in dem überaus feinen Gefieder, und insbesondere in der Weichheit der Schwungfedern.

Der Uhu wird zwar allenthalben in Europa angetroffen; doch findet er sich nirgends häufig, theils weil er sich nicht stark vermehrt, theils weil die Jäger ihm als einen Dieb des kleinen Wildes überall nachstellen. Er ist äußerst scheu, und fliegt daher schon in ziemlicher Entfernung bey hellem Tage auf, wenn man sich seinem Ruheplatze nähert, der in hohlen Bäumen und alten Gemäuer ist. So bald die Dämmerung eintritt, erhebt er sich, und durchstreicht die Gegend seines Aufenthaltes der Beute wegen. Er fliegt dann sehr hoch, und läßt dabey das fürchterliche Geschrey: Uhu! Wuhu! hören. Er bewohnt ebene und gebirgige Waldungen,

Felsen, alte Burgen, Schlösser und Thürme, und kommt nur im Winter, wenn Hunger ihn zwingt, in die Dörfer und Städte.

Seine gewöhnliche Nahrung sind Ratten, Mäuse, Maulwürfe, Hamster, Fledermäuse, allerley Vögel, Frösche, Kröten, Schlangen, Eidechsen, auch Käfer. Durch diesen Fraß wird er dem Menschen nützlich, schadet aber auch auf der andern Seite dadurch, daß er junge Hasen, Kaninchen, Rehe, Hirschkalber und vielerley Federwildbrät erwürgt. Alle diese Thiere überfällt er im Schlaf und im Dunkeln, wo sie ihm wenig Widerstand leisten können.

Das Nest des Uhu hat drey Fuß im Durchmesser, und steht auf Felsen, alten Mauern und Schlössern, auch zuweilen auf einem hohen Baume. Es ist aus Reisig zusammengesetzt, und inwendig mit Laub ausgefüllert. Man findet selten mehr als zwey Eyer darin, welche das Weibchen in 21 Tagen ausbrütet.

Die aus dem Neste genommenen Jungen lassen sich sehr leicht mit schlechtem Fleische, Rindsleber, Eingeweiden und Nas erziehen. Die Jäger ernähren sie mit Krähen, Fröschen, Füchsen und andern Thieren, welche für die Küche unbrauchbar sind. Alte gefangene Uhu lassen sich auch an die Gefangenschaft gewöhnen. Die Jäger brauchen den Uhu, um Vögel herbey zu locken, die sie dann schießen. Sie setzen ihn auf einem Stock aus, und lauern darneben in einer Hütte. So bald die Vögel, denen der Uhu bey der Nacht ein Schrecken ist, ihn bey Tage sehen, so fliegen sie um ihn herum, necken und versputten ihn. Besonders finden sich die Raben, Krähen und Dohlen zahlreich ein. Man könnte glauben, diese Vögel sehen es ein, daß ihnen der Uhu am

Tage nichts schaden kann, aber desto mehr schadet ihnen der Jäger, der sie fleißig mit der Flinte wegpußt.

Der Ulmbaum.

Der Ulmbaum (Ulme, Rüster, Ulmer,) ist ein bey uns sehr bekannter Baum, den man in allen Auen und Wäldern zahlreich antrifft. Er erreicht die Höhe einer Eiche, und wird auch so ansehnlich und ausgebreitet in der Krone. Er wächst am besten in einem guten lockeren Lehmboden, und wird wohl 200 Jahre alt. Sein Holz ist fest und hart. Es gibt ein vortreffliches Brenn-, Bau- und Werkholz. Als Brennholz muß es sehr gut ausgetrocknet seyn. Wenn der Baum 80 bis 100 Jahre alt ist, so liefert er ein sehr gutes Bauholz, sowohl zu Häusern als zu Schiffen. In England wendet man es vorzüglich gern zu Kriegsschiffen an, weil es durch die Kanonenkugeln nicht so leicht zersplittert wird. Die Kanonenlaveten von der Ulme sollen die besten seyn. Zu Wagnearbeiten für Fuhr- und Kutschenwagen, zu Wasserrädern, Wellen, Glockenstühlen und allerhand Tischlerarbeiten wird dieses Holz ebenfalls gern benützt. Die Rinde von den jungen Ästen, welche im Frühjahre sehr saftig und zähe ist, liefert einen guten Bast. Die ältere trocknere Rinde wird in Norwegen von den Armen gemahlen, und unter das Brotmehl gemengt.

Der Ungar.

Der Ungar hat seine eigene Sprache und Kleidung; und hierin unterscheidet er sich mehr von den übrigen Bewohnern des Osterreichischen Kaiserstaates, als durch Sitten und Gewohnheiten. Er hat viel Nationalsinn, liebt sein Vaterland und seinen König, und ist tapfer im Kriege. Das Land ist zu fruchtbar, als daß der gemeine

Mann mit vielem Schweiße sein tägliches Brot erwerben sollte; deswegen ist er auch nicht so arbeitsam, und wird von den Deutschen, die sich in Ungarn angesiedelt haben, und dort allgemein Schwaben genannt werden, in Betreibung der Landwirthschaft weit übertroffen. Die Viehzucht gelingt weniger durch den Fleiß des Landmannes, als durch die weitläufigen Weideplätze und Triften, dergleichen man nirgends im Kaiserstaate antrifft.

Die Kleidung des Ungarn ist ganz eigenthümlich. Im Winter trägt er eine Pelzmütze auf dem Kopfe, im Sommer einen dreieckigen Deutschen Hut. Das Hemd, welches sehr weite Ärmel hat, reicht nur bis an die Hüften. Das Übrige bedeckt ein leinenes weites Beinkleid, Gaty e genannt, das bis an die Fußknöchel reicht. Der eigentliche Rock, Dolmany, liegt dicht am Leibe, und wird an den Lenden mit einer Binde fest gemacht. Ein tücherne Beinkleid wird über die Gaty e angezogen, und muß fest an die Schenkel und Beine passen. Über den Dolmany wird ein etwas längerer Rock, Mente, getragen, der im Winter mit Pelzwerk, im Sommer mit Zeug gefüttert, aber allzeit rund herum mit schönen Fellen verbrämt ist. An den Füßen trägt man entweder eine Art Schnürschuhe, Toppanka, oder leichte Stiefel, Ezismen, die immer mit Spornen versehen sind. Gewöhnlich hat der Ungar einen Säbel. So zeigt sich der Adel und die Vermöglicheren in National-Tracht. Der gemeine Mann ist schlecht gekleidet. Hemd, Gaty e und darüber ein grober Mantel oder Schafpelz ist oft seine ganze Leibskleidung.

Die Urne.

Die Leichen der Verstorbenen bey den Alten, besonders bey den Griechen und Römern wurden in Gegen-

wart der Anverwandten auf Scheiterhaufen von wohlriechendem Holze verbrannt, und die Asche in Gefäßen, die man Urnen oder Leichentöpfe nannte, gesammelt und aufbewahrt. Man besprengte diese Asche mit wohlriechenden Wässern und Öhlen, und setzte sie in die errichteten prächtigen Grabmahle. Man machte sie aus Holz, Erde, Marmor, Porphyr, Silber oder Gold, und schmückte sie bey der Beysetzung mit Blumen und Kränzen. Die Seitenflächen waren mit Figuren in halb erhabener Arbeit oder herrlich gemahlen, geziert. Man hat noch mehrere solche Urnen, und die Gemählde auf denselben sind vortrefflich, und zeigen von der hohen Vollkommenheit der Kunst bey den Alten. Die Gewohnheit bey den Griechen und Römern, die Grabmahle mit Urnen zu zieren, hat man bis jetzt noch beybehalten, und unsere Leichensteine stellen noch oft eine Urne vor, über welche eine weibliche Figur weint. So findet man auch in Gärten auf Plätzen, welche der stillen Einsamkeit, dem Nachdenken über das Leben des Menschen und über die Eitelkeit der Welt gewidmet sind, eine Urne, welche von Trauerweiden beschattet wird. Die Dichter nennen auch öfters die Gefäße, woraus die Flußgötter das Wasser strömen lassen, Urnen.

Der Uhrmacher.

Der Uhrmacher ist unstreitig der geschickteste Arbeiter in Eisen und Metall. Er verfertiget alle größeren und kleineren Uhren, der Großuhrmacher die größten, die Thurm- Stuben- und Spieluhren, der Kleinuhrmacher alle Taschenuhren, die oft auch Spielwerke enthalten.

Die Uhren dienen zur bequemen Abtheilung der Zeit, und zur richtigen Eintheilung der Geschäfte in

menschlichen Leben. Sie sind das Muster der Ordnung und Pünctlichkeit, und lehren dem Kinde gute Benützung der Zeit und Ordnung in den Geschäften.

Die Uhr mißt rascher Stunden Lauf.
 Wer hält die Flucht der Tage auf?
 Ach, laß dir jeden Augenblick
 Unschätzbar heilig seyn!
 Legst du ihn ungenützt zurück —
 Glaub es, du bringst ihn nicht mehr ein!

Man muß bey Betrachtung des künstlichen Uhrwerkes den menschlichen Erfindungsgeist bewundern, der es durch Nachdenken und viele Versuche dahin gebracht hat, ein Werk zusammen zu setzen, welches durch sich selbst in regelmäßiger Bewegung ist, mit der Minute und Stunde weiter fortschreitet, und uns nicht nur die Zeit anzeigt, sondern auch durch Hammerschläge uns die Viertelstunde und Stunde laut verkündigt. Und bey allem dem darf der Mensch nichts helfen, als daß er alle Tage, bey manchen Uhren alle Monathe das Gewicht oder die Stahlfeder, die das ganze Werk in Bewegung setzen, aufzieht. Man hat selbst Uhren, die weder das Aufziehen brauchen.

Die Alten, so weit sie auch in Künsten und Wissenschaften fortgeschritten waren, kannten unsere Uhrwerke nicht. Um die Zeit abzumessen, bedienten sie sich der Wasseruhren. Sie bestand aus Gefäßen, wo das Wasser tropfenweise aus einem in das andere floß, wodurch das Maß der Zeit, innerhalb welcher eine bestimmte Menge lief, festgesetzt wurde.

Die Wasseruhren waren aber unsicher und unbequem; man erfand die Sanduhren, welche aus zwey auf einander stehenden Gefäßen bestehen. Der Sand läuft aus dem oberen durch eine sehr kleine Öffnung während

eines bestimmten Zeitraumes in das untere. Später gerieth ein erfinderischer Kopf auf den Einfall den Schatten, der bey Sonnenschein an jedem Tage in gleicher Linie fällt, zur Bezeichnung der Stunden zu benutzen. So entstanden die Sonnenuhren, welche man noch jetzt hat, um die Uhren, die noch immer etwas abweichen können, zu richten und zu stellen.

Um das Jahr 840 nach Christi Geburt erfand P a s i f i c u s, Archidiacon zu Verona eine Räderuhr, die durch eigene Bewegung die Stunden zeigte. Man verbesserte dieselbe, und verband damit ein Schlagwerk, welches durch Hammerschläge auf Glocken zugleich die Stunden verkündigte. Alle diese Uhrwerke waren noch immer groß und kostspielig. Man war zufrieden, wenn man in jeder Stadt und größerem Marktstücken und Dorfe eine Uhr haben konnte. Um Alle daran Theil nehmen zu lassen, verfertigte man sie sehr groß und stark, und setzte sie auf die hohen Kirchtürme. Jacob D o n d u s war der erste, der im Jahre 1344 zu Padua in Italien eine Thurmuhr, die alle Stunden zeigte und schlug, gemacht und auf dem Thurme daselbst aufgestellt hat.

Von dieser Zeit an, als das Schwerste überwunden war, wurden die Uhren immer mehr verbessert. Man verband damit ein Gehwerk, welches zu einer verlangten Stunde ein starkes Geklingel macht, um aus dem Schlafe zu wecken. Man hat solche Weckuhren noch jetzt.

Damahls wurden alte Uhren durch Gewichte in Bewegung gesetzt. Man baute die Uhren immer kleiner und kleiner, aber wegen der Gewichte war es noch immer unbequem; sie mit sich zu tragen. P e t e r H e l e, ein Nürnberger Bürger, erfand um das Jahr 1500, die Uhren durch Federn in Bewegung zu setzen, und machte

die ersten Taschenuhren. Diese wurden immer verbessert.

Hungens brachte um das Jahr 1650 ein Schlagwerk in der Taschenuhr an, und verfertigte Repetier-Uhren. Viele geschickte Uhrmacher und Mechaniker haben seither die Uhren theils verbessert, theils zu verschiedenem Gebrauche erweitert, daß sie Minuten, Secunden, den Monathstag, die Mondesviertel, den Lauf der Planeten u. s. w. zeigen, theils auch ganze musikalische Stücke spielen.

Die innere Einrichtung der Uhren ist künstlich. Um sie kennen zu lernen, reicht eine bloße Beschreibung nicht hin. Man muß sie besehen, die einzelnen Theile derselben, die Verbindung und das Ineinandergreifen des ganzen Räderwerkes sich beym Beschauen genau erklären lassen.

Ein Gewicht oder eine elastische Feder setzt in jeder Uhr das größte Rad in Bewegung, welches wieder auf zwey bis sechs Räder wirkt, die theils die Uhr im Gang erhalten, theils die Zeiger (Weiser) führen, theils das Schlagwerk regieren. Die Thurmuhren werden aus Stahl und Eisen, die kleinen Stock- und Hänguhren aus Stahl und Messing, auch aus Holz verfertigt.

Alle großen Uhren haben eine Pendul, welche die gleichförmige Bewegung der Räder bewirkt. An Taschenuhren bewirkt man dieses durch die kegelförmige Schnecke. Alle Arbeiten des Uhrmachers erfordern genaue Berechnung und Kenntniß der Mechanik. Er muß jedes Stück mit der größten Genauigkeit bearbeiten, da eine vernachlässigte Kleinigkeit im Innern oft das ganze Werk unbrauchbar macht.

Die größte Kunst wird erfordert, Spieluhren zu

verfertigen. Hierzu muß der Uhrmacher auch musikalische Kenntnisse haben. Die Repetier-Uhren müssen mit viel Fleiß gefertigt werden. Astronomische Uhren, die den Lauf der Planeten, die Mondsviertel, u. dgl. anzeigen, erfordern die größte Sorgfalt.

Der Uhrenhändler.

Der Uhrenhändler trägt die gemeinste Gattung der Hänguhren zum Verkaufe herum. Diese Uhren sind meistens aus Holz gemacht. Alle Räder sind aus Holz geschnitten, nur die Stifte sind von Eisen oder Stahl. So einfach diese Uhren in ihrer inneren Einrichtung sind, so gehen sie doch oft sehr regelmäßig. Der Uhrenhändler besucht hauptsächlich die Märkte in den Städten und Märkten auf dem flachen Lande, und geht von Dorf zu Dorf, um seine Waare abzusetzen. Das Äußere der Uhren ist mit bunten Farben bemahlt, was dem Bauernvolke sehr wohl gefällt. Er sucht sich aber auch dadurch Verdienst auf seiner Wanderung zu verschaffen, daß er die Uhren ausputzet, sie von Staub und Schmutz reiniget, die schadhaften ausbessert und in Gang bringt. Er ist daher in jedem Dorfe ein gern gesehener Mann.

Der Vielfraß.

Der Vielfraß hat viele Ähnlichkeit mit dem Dachs, aber er ist größer und stärker. Dieses Raubthier trifft man in Lappland und Sibirien an. Seinem Nahmen nach sollte man es für sehr gefräßig halten; man hat von ihm erzählt, daß er, wenn ihm ein großes Thier zur Beute wird, in einem fort fresse, um es auf der Stelle zu verzehren, sich zwischen zwey nahe stehenden Bäumen hindurch dränge, sich ausleere, und dann wieder zu fressen anfangt, bis er sich dick an-



Vielraß



Vergißmeinnicht



Virginier



Vater.



Violinmacher



Vogelsteller.



gestopft hat. Dieses ist ein Mährchen. Er ist wohl, wie alle Raubthiere bey gutem Appetit, aber übermäßig frist er nicht. Sein Nahme kommt von dem Norwegischen Fiällfraß her, welches so viel als Bergbewohner heißt.

Der Bielfraß hat sehr scharfe Sinne, und wittert von fern seinen Fraß, und ist auch sehr listig, um größeren Thieren Meister zu werden. Um das flüchtige Rennthier, dessen Fleisch er sehr liebt, in seine Gewalt zu bekommen, nimmt er ein Büschelchen Rennthier-Moos ins Maul, steigt auf einen Baum, und läßt es fallen, wenn das Thier, das keinen Feind ahnet, sich nähert. So bald es sich bückt, um es zu fressen, springt ihm der Bielfraß auf den Rücken und fängt an, es zu zerfleischen. Wüthend vor Schmerz rennt nun das arme Thier blindlings fort, und stoßt sich nicht selten die Hirnschale an den Bäumen ein.

Eben so überfällt er das Rennthier, wenn es im tiefen Schnee wühlt, um sein Moos zu suchen. Er jagt schwächeren Thieren den Raub ab, und hohlt aus Fallen, in die er selbst nicht geht, die Thiere, die wehl nicht für ihn gefangen waren. Er frist alles, was er findet, auch Früchte. Er bricht selbst in die Häuser ein, um die Vorrathskammern zu bestehlen. Er frist so hastig, daß man glauben sollte, er müßte ersticken. Das Getränke leckt er wie die Hunde. Wird er verfolgt und von Hunden gejagt, so weiß er sie durch einen abscheulichen Gestank, den er willkührlich erregen kann, von sich entfernt zu halten. Man sah schon einen Bielfraß, den die Hunde bis in einen Fluß verfolgten, wo sie sich tapfer mit demselben herum balgen; ja er ergriff den nächsten besten beym Kopfe, und tauchte ihn so lange unter das Wasser, bis er ersoff.

Man jagt dieses Thier hauptsächlich, um sich eines schädlichen Räubers zu entledigen, und auch des Felles wegen, welches sehr theuer bezahlt wird. Die Russen treiben einen starken Handel nach China damit. Die Jagd und der Fang des Vielfraßes wird von den Nordländern auf verschiedene Art betrieben. Im Schwedischen Lappland jagt man sie auf Schneeschuhen, erlegt sie mit Spießen, und stellt ihnen große Zellereisen. Wenn man sie jung fängt, lassen sie sich zähmen. In der Gefangenschaft schlafen diese Thiere, wie in der Freyheit, mehr bey Tage als in der Nacht, rollen sich fast wie eine Kugel zusammen, strecken die Beine von sich, und bedecken den Kopf mit dem Schwanze. Bey bevorstehender rauher und regnigter Witterung werden sie mürrisch und launig, und mit zunehmendem Alter so wild, daß man sie an die Kette legen muß. Besonders betragen sie sich sehr unbändig, wenn man sie hungern läßt. Sie knurren, wenn sie gereizt werden, und fassen ihren Beleidiger mit dem Gebiß und den Klauen zugleich.

Der Pastor Genberg in Jämtland hatte einen jung gefangenen Vielfraß, der den Tag über frey im Hause herum ging, Nachts aber angelegt werden mußte, weil er gern am Boden nagte. Oft plätscherte er im Wasser, spielte wie eine junge Kaze mit Quasten, Spänen u. d. gl., wälzte sich auf dem Rücken, machte Purzelbäume und tausend Poffen. Mit Liebe vermochte man alles hey ihm; Gewalt und Strenge aber erregten seinen Zorn, der sich nicht eher legte, als bis er drey oder vier Stunden so fest geschlafen hatte, daß man ihn tragen konnte, wohin man wollte.

Mehr als ein großer Hund fraß er nie. Mit Schweinen kam er gut aus. Hunde, Pferde, schwarze Röcke waren ihm zuwider. Wollte ihm ein Hund zu Leibe, so

schloß er seine Excremente wie einen Strahl von sich, deren Geruch ihn plötzlich verjagte. Einst, da er an der Kette lag, packten ihn wirklich ein Paar starke Hunde. Wüthend wehrte er sich, riß dem einen ein Stück Fleisch aus dem Leibe, zog den andern, der schon Reißaus nehmen wollte, mit seinen scharfen Klauen herbey, zerbrach ihm einen Fuß, und würde ihn getödtet haben, wenn nicht herbey eilende Menschen ihn gerettet hätten.

Er hielt sich sehr reinlich, wälzte sich oft im Schnee, leckte sich fleißig, und gab seinen Unrath immer an einem Orte von sich. Bey Nacht war er gewöhnlich unruhiger und thätiger als am Tage. Oft nagte er sich durch seine Hütte durch, und entkam. Doch entfemte er sich nie weit vom Hause, und ließ den Hausgenossen zu, wenn sie ihn im Walde wieder auffanden. Mit den Jahren wurde er mürrischer und reizbarer, und man hatte sich vor seinem Zorne zu fürchten.

Das Bergißmeinnicht.

Das Bergißmeinnicht ist ein allerliebstes Pflänzchen, das man so gern pflückt, um Kränzchen und Sträußchen daraus zu winden, die man zum Andenken seinen Freunden und Freundinnen überreicht. Es wächst neben und in tiefen, wässerigten Sümpfen, an Gräben in Laubwäldern, und wird nicht viel über eine Spanne hoch. Der dünne weiche Stängel theilt sich oberwärts in einige Zweige, an deren Enden die allerliebsten, blaßhimmelblauen Blümchen stehen, deren verschlossener Schlund sehr schön orangegelb aussieht. Die Blätter sind lanzetförmig und fast eyrund. Wegen des vielen Saftes, den diese Pflanze enthält, verwelkt sie schnell. Wenn man sie in Gärten anpflanzt, so artet sie sehr aus, und behält bey weitem das schöne Ansehen nicht; es wäre denn

daß man ihr den ihrer Natur angemessenen Boden und Standpunct anweist. Das Kraut wird von keinem Viehe gefressen, und soll sogar den Pferden und Schafen schädlich seyn.

Der Virginier.

Virginien ist eine der größten und volkreichsten Provinzen der vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Sie zählt bey 800,000 Einwohner, die meistens Engländer oder Deutsche sind. Neger-Sclaven wurden jährlich sehr zahlreich eingeführt, und zum Anbaue der Pflanzungen verwendet. Tabak ist das Haupt-Product dieses Landes, und es werden jährlich an 800,000 Centner gewonnen, welche mehrentheils ausgeführt werden. Außer dem gibt es noch sehr viel Holz, schönes Obst, Getreide, Eisen und etwas Baumwolle. Das Clima in dieser Provinz ist gemäßiget, der Sommer aber ziemlich heiß, der Winter kurz und gelinde. Man theilt diese Provinz in 60 einzelne Grafschaften, und die wichtigsten Städte sind Richmond, Jamestown und Yorktown.

Dieses Land ward im Jahre 1497 durch Sebastian Cabot entdeckt. Es war von tapfern Wilden, wie das Bild einen zeigt, bewohnt, welche lange die Europäer hinderten, sich dort niederzulassen. Im Jahre 1660 wurde die erste Pflanzung in diesem Lande angelegt, und seit dieser Zeit haben sich die Europäer so ausgebreitet, daß sie die Ureinwohner gänzlich verdrängt haben.

Der Vater.

Vom frühen Morgen an ist der Vater eifrig beschäftigt, seiner Familie den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Er arbeitet um das zur Bezahlung der Wohnung, Kleidung und Nahrung erforderliche Geld zu verdienen,

während die Mutter das Hauswesen emsig besorget. Er läßt die Kinder in nützlichen Dingen unterrichten, erzieht sie zu guten und arbeitsamen Menschen, und verwahret sie vor Allem, was ihnen Schaden bringen könnte. Er vergißt oft sich selbst, und ist nur bemüht, den Kindern das Leben recht angenehm zu machen.

Wie unbesorgt können die Kinder für ihren Unterhalt seyn, da sie wissen, daß der gute Vater ihnen denselben verschaffet! Sie dürfen sich nicht um Wohnung, Kleidung, Bette und andere Bedürfnisse bekümmern, da der Vater für alles dieses sorget. Sollen die Kinder nicht dafür dankbar seyn? Aber nicht nur mit Worten sollen sie ihren Dank ausdrücken, sie sollen durch ihr Betragen, durch Gehorsam, Fleiß, gute Aufführung zeigen, daß sie die Wohlthaten, die ihnen der Vater zu jeder Stunde erweist, erkennen; sie sollen sich bemühen, ihm dafür einiges Vergnügen zu machen. Für alle seine Mühe und Sorge findet sich der Vater reichlich belohnt, wenn die Kinder sich gut betragen, wenn sie fleißig, gutmüthig, offenherzig, gehorsam sind, wenn sie Hoffnung geben, daß sie zu rechtschaffenen und nützlichen Menschen heranwachsen.

Nach den schweren Arbeiten und Sorgen des Tages findet der Vater am Abende in dem Kreise seiner Kinder die angenehmste Erholung. Munter hüpfen ihm die Kinder entgegen, wenn er zur Thür herein tritt, und umfassen seine Hände. Der Kleinste will getragen seyn, der größere kommt mit dem Buche, und zeigt, was er den Tag über Neues gelernt hat. Da wird erzählt, was in seiner Abwesenheit sich zugetragen, was jeder gethan und gemacht hat. Des Plauderns, Schwatzens und Scherzens ist da kein Ende, bis die Mutter zum Nachtessen ruft, welches zwischen traulichen Gesprächen verzehret wird.

Der Violinen-Macher.

Wenn der Mensch die ersten Bedürfnisse des Lebens befriedigt, wenn er sich gesättiget, gekleidet, und gegen die unangenehme Bitterung gedeckt fühlt, dann will er auch Vergnügungen haben. Musik ist eine der ersten Vergnügungen, deren der Mensch, wenn ihm recht wohl ist, nachzuhängen pflegt. Der Schöpfer selbst scheint ihn früh zu diesem Vergnügen einzuladen, denn für wem schuf er die Nachtigall und all die lieblichen Sängler der Waldes? Gab er nicht auch dem Menschen selbst die schönste und melodienreichste Stimme? Eben so findet man auf dem ganzen Erdboden, bey rohen und wilden Nationen, wie bey gebildeteren eine natürliche Anlage zur Musik. Alle lieben und machen Musik, und nur bey den Elendesten, die vor Hunger und Blöße alles Gefühl für Freude verloren haben, wie bey den Feuerländern, die ganz blöde sind, trifft man keine Musik an.

Der Mensch liebt Gesang und Instrumental-Musik. Man theilt alle musikalischen Instrumente in Blase- und Saiten-Instrumente ab. Zu den ersten gehören die Orgel, die Flöte, das Horn, das Clarinet, die Hautbois, der Fagott und außerdem noch viele andere. Die Saiten-Instrumente sind die Violine, Bratsche, Violoncelle, der große Violon, die Guitarre, die Leyer, die Harfe u. a., welche alle der Violin-Macher verfertigt. Claviere und Fortepiano werden auch zu den Saiten-Instrumenten gerechnet, welche aber das Werk der Orgelbauer und Fortepiano-Macher sind.

Die Erfindung des ersten Saiten-Instruments, welches eine Lyre oder Leyer war, erzählt man so: Hermes, eine Gottheit, d. i. wahrscheinlich ein Oberherr der ältesten Agyptier, ging einst am Ufer des Nils, eines

bekannten, jährlich stark austretenden Stromes in Ägypten spazieren, und stieß mit dem Fuße auf eine Schildkrötenchale, woran das Fleisch angefault und verdorrt, die Sehnen aber so eingetrocknet waren, daß sie gespannten Saiten glichen, und wie Saiten tönnten. Er nahm die Schale mit, und sie gab Gelegenheit zur Erfindung der Lyre, die bald immer mehr vorvollkommnet wurde.

Die Geige oder Violine ist eines unser gewöhnlichsten, aber auch vorzüglichsten Saiten-Instrumente, und hat einen zwar einfachen aber sehr künstlichen Bau. Der Boden und die Seitenwände sind gewöhnlich von Ahorn, der Deckel aber oder der Resonanz-Boden von dem feinsten Lannenholze. Die vier Saiten sind von Schaf- oder Kazendärmen gedreht. Sie werden nach bestimmten Tönen gestimmt, und geben durch die geschickten Handgriffe des Tonkünstlers eine bewunderungswürdige Reihe von Tönen. Der Bogen, mit welchem die Saiten gestrichen werden, ist mit Haaren, aus dem Schwanze der Pferde bespannt, welche mit Colofonium bestrichen werden.

Nicht bald werden in einem Lande so viele Violinen als in Böhmen verfertigt, und darunter gibt es viele von besonderem Werthe. Es gibt Leute, die sie zu Märkte bringen, und auch von Haus zu Haus in Dörfern und Städten feil biethen. Man kann sie um ein geringes Geld haben. Die Wiener Violinen sind aber vorzüglicher und als die besten durch ganz Europa bekannt. Ehemahls wurde Italien, und besonders Cremona wegen der Violinen gerühmt, und man hat noch uralte Geigen von daher, welche um 100 und mehrere Ducaten verkauft werden.

Der Vogelsteller.

Der Vogelsteller fängt die frey herumfliegenden Vögel. Er sucht sie mit List zu bestrieken. Er spannt auf einem freyen Plage Neze an Stangen auf der Erde aus, streuet reichliches Futter zwischen dieselben, und bindet Lockvögel an, welche durch ihr Geschrey und Aufflattern die Bewohner des Waldes und andere streichende Vögel herbey locken, während er selbst in der Hütte sich verbirgt. Er ahmt mit seinem Lockpfeifchen die Stimme der Vögel nach, daß sie näher herbey fliegen. Hat sich eine Zahl derselben beym Neze niedergelassen, so zieht er das Netz zu, und sie sind gefangen. Sie werden entweder als Singvögel aufbewahrt, oder gleich getödtet, und dann zum Verspeisen verkauft. Auch in Schlingen von Pferdehaaren, in zähen Weiden, die an einem Baume befestiget und mit Vogelbeeren versehen werden, fängt er Vögel. Auch hänget er Schnürre und Schlingen an Reife, in welche sich die Vögel verstricken. Der Vogelsteller legt auch Leimruthen an das Wasser, wohin die Vögel des Morgens und Mittags ihren Durst zu löschen gehen, und stellet Bäume, mit Leimruthen besteckt auf, unter welchem er Lockvögel stellt. Er richtet ihnen auch Kasten, in die er Futter streuet, und deren Deckel, da er wenig befestiget ist, von dem herbey geeilten Vogel leicht zugeworfen wird, und ihn verschließt. Auf diese Art fängt er im Herbste eine große Anzahl Zeischen, Finken, Stigfische, Lerchen, Hänflinge, Gimpel, Meisen, und auch größere Vögel, Drosseln, Krametsvögel u. d. gl. Der Vogelsteller geht nie auf den Vogelfang aus, wenn die Vögel noch brüten, sondern im Herbste, wenn sie sich stark vermehrt haben. Seine Mühe wird am reichlichsten





Wolf



Weinstock



Wallach



Wodiakin



Windmüller



Wagner

belohnt, wenn die Vögel scharenweise von einer Gegend in die andere ziehen.

Der Wolf.

Der Wolf ist eines der schädlichsten Raubthiere, welches seiner unglaublichen Gefräßigkeit wegen große Verwüstungen unter den Herden anrichtet. Er hat viel Ähnlichkeit in der Gestalt und Lebensart mit dem Hunde. Am nächsten kommt er dem großen Fleischerhunde mit der spitzigen Schnauze, doch ist er von demselben durch den lang behaarten, buschigten Schwanz, den er immer herabhängend oder zwischen den Beinen trägt, durch ein längeres und dichteres Haar am Kopfe und Halse, und einen äußerst unangenehmen Geruch, den er um sich herum verbreitet, unterschieden.

Er ist stark und behende, aber dennoch feige und furchtsam. Den Menschen scheuet er, und fällt ihn nur, vom äußersten Hunger gezwungen an; dabey hat man aber bemerkt, daß diejenigen von diesen Bestien, welche einmahl Menschenfleisch kosteten, hernach sehr begierig darnach wurden. Sein Blick verräth Mißtrauen und heimliche Lücke; er ist allenthalben auf seiner Huth, und hält sich bey Tage nur in den dichtesten Wäldern, im Geröhre und Gebrüchen auf. Hier, im Sommer auch wohl im Getreide, liegt er am Tage verborgen, und geht nur, wenn er sehr hungrig ist, im Hellen hervor. Erst des Nachts durchstreift er die Gegend in beträchtlicher Weite, aber immer mit größter Vorsicht, um irgend ein zahmes Stück Vieh oder ein Wildbret zu erhaschen. Je näher er einer menschlichen Wohnung kommt, desto mißtrauischer wird er; jezt mißt er jeden seiner Schritte, bey dem mindesten Verdacht, bey dem geringsten Geräusch stutzt er, und bedenkt sich. Er jagt immer gegen den Wind,

(sein Geruch und Gesicht sind sehr scharf); wittert er eine Beute, so schleicht er ihr mit Beharrlichkeit nach, und läßt so gar kleinere, ihm aufstossende Thiere laufen.

Wenn er ein größeres Thier erhascht hat, so frißt er unmäßig, daß er fast den Bauch auf der Erde fort-schleppt, und verschlingt alles, Haut, Haare und Knochen. Selten verzehrt er seine Beute dort, wo er sie gefangen hat, sondern er schleppt sie in seine Schlupfwin-kel. Da läßt er sich aber beym Fressen mehr Zeit, zieht die Haut ab, und was er nicht verzehren kann, vergräbt er.

Der Mensch hat bey Tage von dem Wolfe beson-ders im Sommer, wo er andern Raub hat, nicht viel zu fürchten. Klirrende Ketten, Feuer, ungewohnte Töne, das Schlagen mit einem Stocke gegen einen Baum, ein Peit-schenknall jagen ihn in die Flucht. In Pohlen hängt man in Gegenden, wo man Wolfe befürchtet, Ketten an den Wagen, durch deren Gerassel sie verscheucht werden.

Seine liebste Nahrung sind Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde, Hirsche, Rehe, Hasen, Kaninchen, Federvieh u. d. gl. Gelangt er zu einem Trupp Gänse, so würgt er drey bis vier, legt sie mit dem Halse kreuzweise über einander, faßt sie so mit dem Rachen, und schleppt sie fort. Wenn er nichts anders haben kann, fängt er Hamster, Ratten, Mäuse, Maulwürfe, frißt Nas, gräbt Leichen aus, füllt den Magen auch wohl mit Lehm, mit Schilf und andern Gewächsen. In der äußersten Noth fällt der Wolf auch den Schwächern seines Geschlechtes an, und frißt ihn.

Der abgefagteste Feind des Wolfes ist der Hund. Aber nicht jeder große Hund nimmt es mit demselben auf. Manche verlieren gleich allen Muth, und scheuen besonders die Bisse des Wolfes, welche sehr schmerzlich sind, und schwer heilen. Der geübte Wolfshund, wie ihn die Schä-

fer in Ungarn haben, der oft mit einem stacheligen Halsbande versehen ist, geht tapfer auf den Wolf los, und es entsteht ein fürchterlicher Kampf, der immer mit dem Tode des einen oder des andern endet. Ist der Wolf Sieger, so wird der Hund aufgefressen; dieser aber, wenn er den Wolf erlegt hat, rührt ihn weiter nicht an, denn sein Geruch ist ihm widerlich, und so auch allen Thieren, welche ihn schon von Ferne wittern, und dem Wolfe zu ihrer eigenen Sicherheit ausweichen. Zwey Hunde werden dem Wolfe immer Meister. Merkwürdig ist es, daß in der Menagerie in Schönbrunn bey Wien eine Wölfinn und ein großer Hund in guter Freundschaft mit einander leben. Beyde sind zusammen in einen Käfig eingesperrt. Der Hund behauptet die Oberherrschaft, und die Wölfinn darf kein Stück Fleisch anrühren, bis der Hund sich satt gefressen hat. Beyde wurden jung an einander gewohnt. Da die Menschen immer gegen die Wolfe auf ihrer Huth sind, und ihre Herden vor demselben zu verwahren suchen, so muß der Wolf bey seiner großen Fressbegierde oft bitterm Hunger leiden. Ein recht hungriger Wolf frisst zwey Schafe auf eine Mahlzeit, kann aber dann bequem zwey bis drey Tage fasten. Aber wenn seine Noth länger dauert, so wird er vor Hunger grimmig, und fällt ohne Furcht und Scheu alles an, was ihm aufstoßt, wilde Schweine, Pferde, Rindvieh und selbst bewaffnete Menschen.

Im Winter steigt seine Noth am höchsten; dann legt er seine gewöhnliche Schüchternheit ab, und waget sich bis in die Dörfer, um ein Stück Vieh aus dem Stalle zu hohlen. Da die Menschen aus Furcht vor diesem Raubthiere ihre Ställe sorgfältig verschließen, so untergräbt er, wo es sich thun läßt, die Schwellen, und dringt ein. Nach solcher Gefahr und Arbeit ist er aber

nicht mit einem Schafe zufrieden, sondern es werden mehrere gewürgt, um sie nach einander fortzuschleppen. Dabey macht ihn die Raubbegierde blind gegen alle Gefahr, und er achtet selbst die Flintenschüsse des herbeyeilenden Eigenthümers nicht. Sehr häufig muß er in solchen Fällen seine Tollkühnheit mit dem Leben bezahlen.

Im Hunger schleppt der Wolf nicht selten Kinder aus den Dörfern mit fort. Im Winter 1812 hatte eine solche Bestie eines Abends in einem Dorfe auf der Insel Schütt in Ungarn ein Mädchen, welches vor die Thür des Hauses gegangen war, ergriffen, in sein Schlupfwinkel geschleppt, und dort aufgefressen. Ein anderer Wolf war in eben dem Winter in ein Bauernhaus in der Zempliner Gespanschaft in Ungarn gedrungen. Er sprang durch die offene Thür in die Stube, in deren Mitte die Bäuerinn mit leeren Händen stand. Die Bestie ging auf das Kind los; aber die Bäuerinn hatte Muth und Geistesgegenwart, sie faßten den Wolf so gewaltig an beyden Ohren, und hielt ihn so fest, daß der Mann Zeit gewinnen und einen Prügel ergreifen konnte, mit dem er das Raubthier mitten in seinem eigenen Zimmer todtschlug. Eine andere Frau stand, mit ihrem Kinde auf dem Arme in dem Vorhause, als zwey Wölfe zugleich herein kamen, und sie wüthend ansielen. Vergewaltigt wehrte sie sich und rief um Hülfe. Einer zerfleischte sie auf eine jämmerliche Weise; der andere riß ihr das Kind vom Arme, und lief mit demselben fort.

In Lemberg, in Galizien, griff ein Wolf einen Soldaten an, der auf der Wache im Schilderhause stand, er ward aber von demselben mit dem Bajonette niedergestossen. In den Häusern geht er zuerst über Hunde und zahme Schweine los, und diese sind ihm ein guter Bissen. Zur Winterszeit sind in Ungarn, Galizien, Poh-

len und andern Ländern, wo es noch Wölfe gibt, die Landstraßen höchst unsicher durch sie, und Reisende müssen stark bewaffnet und immer auf ihrer Huth sehn, wenn sie nicht angefallen und von Wölfen zerrissen werden wollen. Fast alle Jahre büßen in Pohlen und Ungarn bey der strengen Kälte mehrere Menschen durch den Heißhunger dieser Bestien ihr Leben ein. Unter andern fand man in der Gegend von Lemberg die Überreste von einem ausgeschickten Reiter, der unter Beges von mehreren dieser Raubthiere angefallen worden war. Er hatte sich so tapfer gegen dieselben vertheidiget, daß mehrere derselben todt neben seiner Kleidung und seinen Gebeinen lagen. Zuletzt mußte er aber der Überzahl unterliegen, und er und sein Pferd wurden aufgefressen.

Ein Pfarrer in der Sempliner Gespanschaft in Ungarn fuhr im Winter 1812 vor seinem Pfarrdorfe nach einem Filial-Orte um einen schwer Kranken die letzte Öhlung zu reichen. Auf seiner Rückkehr sah er einige Wölfe auf den Wagen zukommen. Er sprang beherzt aus dem Schlitten, gab Feuer mit der Flinte, und schoß einen derselben todt. Durch den Knall wurden die Pferde scheu, und sprengten unaufhaltsam davon. Der Pfarrer lief den Schlitten nach, die Wölfe folgten ihm, fielen über ihn her, zerfleischten ihn, und fraßen ihn auf.

Glücklicher wendete die Frau eines Edelmannes, welche in eben diesem Winter in einem offenen Schlitten reisete, die Gefahr ab. Ein Wolf sprang auf sie los, wollte sie aus dem Schlitten reißen, während ein anderer die Pferde angriff. Aber die entschlossene Frau hieb mit einer Hacke, die sie aus Vorsicht mitgenommen hatte, nach dem Wolfe, und traf ihn so gewaltig auf den Kopf, daß er todt zur Erde stürzte, worauf auch der andere die Flucht ergriff, daß sie ihren Weg fortsetzen konnte.

Der Wolf jagt auch im Sommer selten allein, meistens mit der Wölfinn, oder in Gesellschaft mit mehreren. Greifen sie eine Herde an, so müssen einige die Hunde beschäftigen, und von der Herde ablocken; dann fallen die andern über die Schafe her, und würgen und rauben. Jagt der Wolf mit der Wölfinn allein, so nimmt er es mit dem Hunde auf. Sie sprengt unter die Herde, jagt sie auseinander, wodurch es ihnen leichter wird, eines oder das andere zu erhaschen. Der Wolf faßt das Schaf beym Schlunde, wirft es auf seinen Rücken, und läuft mit Blitzesschnelle davon. Oder er faßt es nur oben am Halse, und läßt es neben sich fortlaufen, wobey er mit dem Schwanze kräftig auf dasselbe losprügelt, damit es schneller laufe.

Schwer entkommen den Wölfen die Hirsche, Rehe und anderes Wildbret, wenn sie in Gesellschaft jagen. Wollen sich diese hungrigen Raubthiere zu so einer gemeinschaftlichen Jagd verbinden, so rufen sie sich durch ein gräßliches Geheul herbey, vertheilen sich auf die Wechsel des Wildbrets, und treiben das flüchtige Thier einer dem andern so lange zu, bis es ermattet niederstürzt, und seinen Feinden zur Beute wird. Junge Hirsche und Rehe, desgleichen trächtige Weibchen erjagt öfters der Wolf mit der Wölfinn allein.

Pferde, die bekanntlich in Pohlen und Ungarn, wo es viele Wölfe gibt, das ganze Jahr im Freyen bleiben, wissen sich mehrentheils durch ihre Hinterfüße gegen den Wolf zu vertheidigen. Sie stellen sich des Nachts truppweise auf einen Haufen, nehmen die jüngern in die Mitte, und stellen sich mit den Hinterbeinen auswärts, um den heranschleichenden Räuber zu empfangen. Wehe ihm wenn er es hier wagt, dem aufmerksamen Rosse benzu-

Kommen; ein Schlag mit dem Hufe bringt ihm unfehlbar den Tod.

Auch die Kühe und Ochsen fassen bisweilen den Wolf mit den Hörnern so, daß er zerquetscht wird; indessen gelingt es ihm oft, einzelne Kinder und Pferde zu überwältigen. Das arme wehrlose Schaf ist die sicherste Beute des Wolfes, und es würde in seiner Heimath bald vertilgt seyn, wenn Menschen und muthige Hunde sich seiner nicht annehmen.

Die Wölfinn wirft drey bis neun Junge. Sie wählt dazu einen dichten fast unzugänglichen Ort im Walde oder Kobre, bereitet ein weiches Mooslager, rauft alle Dornen rings herum sorgfältig aus. Frühe gewöhnt sie ihre Jungen schon ans Rauben und Morden; sie bringt ihnen Kepphühner, Fledermäuse, Kaninchen, und läßt sie damit spielen. Aber das Kinderspiel endet mit Mordthaten. Um ihren Aufenthalt nicht zu verrathen, jagt die Wölfinn dann immer entfernt von ihnen. Sie rupft das geraubte Federvieh, theilt unter ihren Kleinen das Fleisch aus, führt sie gegen Herden, wobey sie den Hund übernimmt, und sich von ihm jagen läßt, um ihren Jungen Zeit und Sicherheit zu verschaffen, von der Herde zu rauben, und vertheidigt sie gegen jeden Angriff muthig. Nach zehn Monathen trennen sich die Jungen von der Mutter, und sorgen für sich selbst.

Man kann Wölfe, wenn sie jung gefangen werden, zähmen; sie scheinen sanft, und sind sehr gelehrig. Wenn sie aber acht Monathe alt sind, so muß man sie an die Kette legen, sonst richten sie allerley Unheil an. Lange hatte ein junger Wolf friedlich mit den Hühnern auf dem Hofe zusammen gelebt; in einer Nacht würgte er alle, ohne eine zu fressen. Ein anderer Wolf war zwey Jahre

mit einem Hunde sehr vertraut umgegangen, als ihm einmahl einfiel, ihn zu ermorden.

Ein Herr hatte einen Wolf vom Wolfe her mit Milch, Brot und Suppe aufgezogen. Er leckte ihm die Hand, rapportirte, und war ungemein drollig. Einmahl gab er ihm die Eingeweide eines Huhes. Jetzt erwachte die schlummernde Begierde nach Fleisch. In der Nacht fühlte der Herr einen Schmerz. Der Wolf nagte an seinem Schenkel.

Man tödtet die Wölfe mit Schießgewehren oder mit vergiftetem Nase. Auch Wolfsgruben, Fußeisen, Fallen, Schlagbalken u. d. gl. wendet man zur Vertilgung dieser schädlichen Raubthiere an. Man benützt von ihnen den Balg, der vortreffliches und dauerhaftes Pelzwerk gibt. Der Zähne bedient man sich zum Glätten. Auch Kindern gibt man einen Wolfszahn, woran sie nagen, welches das Hervorbrechen der Zähne befördert.

Der Weinstock.

Der Weinstock, der uns die süßen Trauben, aus welchen Most gepreßt wird, und die wir so gern essen, bringt, scheint Asien zu seinem ursprünglichen Vaterland gehabt zu haben. Von da aus kam er zuerst nach Griechenland, dann nach Italien, Frankreich und dem übrigen Europa. In dem frühesten Zeitalter gab man sich schon mit der Pflege des Weinstockes ab: Noah pflanzte den Weinstock schon, und in den ältesten Schriften der Griechen ist von dem Weinbau die Rede.

Der Weinstock gedeihet weder in sehr heißen noch in sehr kalten Ländern. In Europa wird in Griechenland, Ungarn, Italien, in manchen Theilen der Schweiz, in Frankreich, Spanien, Portugall, in Deutschland besonders in Osterreich, in Franken, Schwaben und in andern

Gegenden am Ober = Rhein viel und guter Wein gebauet.

Der Weinbau ist eine der beschwerlichsten, aber zugleich eine der einträglichsten Beschäftigungen. Der Weinstock ist ein zärtliches Gewächs; er verlangt zu seinem Gedeihen nicht nur eine günstige Witterung sondern auch eine geschickte und sorgfältige Behandlung. Ein trocknes Jahr und ein heißer Sommer ist ihm nothwendig, besonders muß die Witterung zur Zeit der Blüthe und Reife warm und angenehm seyn. An Bergen, die den größten Theil des Tages der Sonne ausgesetzt sind, und wo öfters Lüftchen streichen, gedeiht der Weinstock am besten.

Durch Ablegen und Stecklinge wird der Weinstock fortgepflanzt. Jede Jahreszeit bringt eine neue Arbeit im Weingarten (Weinberge) mit sich. Im Februar, wenn die größte Kälte vorüber ist, werden die Reben beschnitten, dann wird das Erdreich im Weingarten aufgelockert. Diese Arbeit wird drey = bis viermahl den Sommer hindurch wiederholt. Zu jedem Stocke wird ein Pfahl geschlagen, an welchen die zarten Schößlinge und endlich die Reben angebunden werden. Das Jäten der überflüssigen Zweige darf nicht vergessen werden. Wenn die Reben das gehörige Wachsthum erlangt haben, werden sie abgegipfelt, damit die Sonne zu den Trauben besser dringen, und die Reife derselben befördern kann.

Die reifen Trauben werden abgeschnitten, in Kufen gebracht, und zerstoßen oder mit Füßen getreten. Der Saft, welcher davon abläuft, ist Most und wird in Fässer gefüllt. Die ausgestampften oder ausgetretenen Trauben kommen unter die Weinpresse, die auch Kelter heißt, wo sie vollends ausgepreßt werden. Aller Most muß in dem Faße brausen, d. i. gähren. Nach vollen-

deter Gährung ist er Wein, der desto besser schmeckt, je älter er wird.

Reine und gute Weine, mäßig genossen, sind ein wahres Labfal für den Menschen. Der Wein stärkt und belebt, erheitert den Geist, zerstreuet die Sorgen und erfüllt mit Freude; unmäßig genossen schwächt er den Verstand und zerstört die Gesundheit. Er wird auch als Arzeneh verordnet, er erhöht die Lebenskräfte, beschleuniget den Puls, und wird in Faulsibern und andern Krankheiten, und auch äußerlich in Umschlägen bey Quetschungen, dem kalten Brande u. s. w. mit Nutzen angewendet. Man benuht den Wein auch in Apotheken zu einigen Abgüssen und zum Abziehen des Weingeistes.

Die Weintrauben werden überall gegessen, und als eine der angenehmsten und gesündesten Speisen aus dem Pflanzenreiche betrachtet. Der Schöpfer hat den Menschen durch dieselben eine große Wohlthat erwiesen, indem sie den Körper von allem inneren Unrath befrehen, der sich den Sommer hindurch, wo das Verdauungsgeschäft durch die Hitze erschwert wird, angesetzt hat. Die Winzer im südlichen Europa essen während der Reifzeit der Trauben beynah gar nichts anders, und befinden sich sehr wohl dabey. Die getrockneten Trauben oder Rosinen sind öfters nebst etwas Brot die einzige Speise der Türken, auch in Frankreich genießt man Trauben mit Brot als gewöhnliche Nahrung. Im siebenjährigen Kriege, als die Ruhr unter den Soldaten allgemein herrschte, pachtete der Oberst eines Französischen Schweizer-Regiments am Rhein einige Weinberge mit reifen Trauben, und gab sie den Soldaten preis. Sie wurden dadurch von der Ruhr theils befrehet, theils verwahrt.

Die Rosinen sind getrocknete Weintrauben aus dem südlichen Europa, unsere Trauben taugen nicht dazu.

Die großen Rosinen werden entweder an der Sonne getrocknet, und diese sind die süßeren, oder auf dem Ofen gedörret. Die Edrinthen kommen von einer eigenen Gattung kleiner Trauben ohne Kerne, welche auf den Griechischen Inseln wachsen.

Aus dem Weine wird Essig, aus dem Hefen des Weins Branntwein gemacht. Beyde sind in der Küche und Apotheke nützlich. An den Dauben im Weinfasse setzt sich eine Kruste oder Rinde an, welche Weinstein genannt, gereiniget und als Arzenei gebraucht wird. Aus den Trebern, welche nach dem Pressen übrig bleiben, brennt man auch Branntwein, und aus den Kernen bereitet man in Italien ein Oehl, welches zum Brennen verwendet wird.

Wallache.

Die Wallachen bewohnen eine sehr große und fruchtbare Landschaft, welche an Siebenbürgen, Ungarn, an Servien und Bulgarien gränzt. Die Wallachen steht unter Türkischer Oberherrschaft; Getreide, Wein, Obst gedeihen hier im Überflusse; die Pferde = Rindvieh = und Schafzucht ist sehr beträchtlich. Die Lebensart, Kleidung und Wohnung der Wallachen ist ganz nach Türkischer Art, ihre Religion die Griechische. Sie sind sehr roh, und ungebildet. Künste und Wissenschaften sind in schlechtem Zustande; Unwissenheit und Aberglaube herrschen allgemein. Sie sind träge und unthätig, überlassen die einträglichsten Arbeiten, Geschäfte und Handwerke den Juden und Armeniern, die unter ihnen wohnen, die schlechten Arbeiten besorgen die Zigeuner, welche sich zahlreich einfinden. Daß die Wallachen auf einer so niedern Stufe der Bildung stehen, ist offenbar die Unterdrückung Schuld, in der sie leben. Sie werden wie das liebe

Vieh mit Prügeln mißhandelt. Der Wallache gibt freylich nichts her ohne Prügel, und streckt seine Hand nach allem, was einem andern gehört, aus, wenn er nicht Prügel zu fürchten hat, aber diese Denckungs- und Handlungsweise haben alle gedrückten Völker gemein. Sein Geld und seine Vorräthe verbirgt der Wallach, damit es ihm nicht von der Obrigkeit genommen werde, und damit der Gutsherr nicht weiß, daß er etwas besitze, und ihm höheren Pacht anrechne.

Die Vornehmen nennt man Bajaren, sie sind sehr reich und machen außerordentlich viel Aufwand, woran aber der Schweiß der Unterthanen klebt. Sie sind auch gebildeter, und schicken ihre Kinder gern ins Ausland, um sie in den Wissenschaften unterrichten zu lassen. In Wien werden immer mehrere derselben erzogen. Die ganze Wallachey steht unter einem Hospodar, welcher der Pforte, die ihn einsetzt, einen sehr großen Tribut zahlen muß.

In Ungarn und Siebenbürgen wohnen auch viele Wallachen, die sich größten Theils mit Viehzucht und Jagd abgeben. Sie sind so roh und ungebildet wie die andern, aber tapfer im Kriege. Sie wissen Pferd und Waffe, besonders aber den Säbel gut zu führen.

Wotjaken.

Die Wotjaken oder Ut Murt sind kleine, feuerrothhaarige Menschen im Asiatischen Rußland. In ihrer Lebensart sind sie den Baschkiren (siehe S. 16.) ähnlich. Einige sind noch Heiden, deren Hauptgötze ein Tannenreis ist; andere sind Christen. Die Heiden verehren die Sonne als das höchste Wesen. Ihre Opferplätze haben sie in den Tannenwäldern, wo der Priester, Dona bey ihnen genannt, bethen muß. Nach der

Ernte ist das Hauptfest, wobey ein Pferd und einige andere Thiere geopfert werden, die man auch verzehret. Die Köpfe und Gerippe der geopfertten Thiere bleiben dem Abgott, und werden an Bäume gehängt.

Aber auch jene Wotjaken, die sich zur christlichen Religion bekennen, sind höchst roh, und mehr dem Nahmen als den Sitten nach Christen. Sie halten die Tage für die größten Feste, wo viel Bier und Branntwein da ist, und glauben, daß die größten Festtage des Herrn, Weihnachten, Ostern u. s. w. bloß darum gefeyert werden, daß man tüchtig trinke und schwelge.

Der Anzug und Puz der Wotjäkischen Frauen, besonders ihr Kopfpuz, ist sehr seltsam und wunderbarlich. Auf ein spannhohes Stück Birkenrinde wird ein viereckiges Stück Rinde gesetzt, das mit rothem Tuch überzogen ist, worauf Blechstücke und Münzen dicht aneinander gesetzt werden. Dieser Puz, Aischun genannt, wird so aufgesetzt, daß er sich nach vorn überneigt, und damit er nicht ganz herabfalle, wird er hinten mit Riemen befestiget. Ein mit kurzen Schnüren besetztes, seltsam gesticktes Tuch wird so darüber geschlagen, daß ein Zipfel das obere Stück bedeckt, der entgegengesetzte den Rücken, und die beyden andern über die Schultern herabfallen. Das Haar wird in Zöpfe geflochten, in Knoten gewunden, und mit allerley Klapperwerk besetzt. Dieses kostbare Kopfstück wird nicht nur bey der Arbeit, sondern wenn Reisende kommen, selbst als Schlafhaube zur Nacht aufgesetzt.

Der Windmüller.

Der Windmüller mahlet das Getreide auf der Windmühle zu Mehl. Die Windmühle gehört zu den nützlichsten Erfindungen. Mehl muß man doch über-

all zum Brote und zum Verkochen haben; Handmühlen, wo das Getreide zwischen zwey auf einander liegenden Steinen gerieben wird, sind höchst mühsam in Bewegung zu setzen, und Wasser, das die Mühle treibt, hat man nicht allenthalben; aber Wind ist überall, und man kann daher Windmühlen allenthalben, nur nicht in Wäldern und tief eingeschlossenen Thälern anlegen. Wo es seyn kann, sucht man dazu einen Hügel oder erhabenen Platz aus, der von allen Seiten auf mehrere hundert Schritte frey ist von Bäumen und Häusern; denn je freyer eine Windmühle liegt, desto besser kann sie mahlen, weil ihr jeder Wind zu Statten kommt.

Das ganze Gebäude der Windmühle ist von Holz; die innere Einrichtung ist wie in der Wassermühle. Ein Stein, (der Bodenstein) liegt fest, und auf demselben läuft ein anderer, (der Läufer) immer herum. Diesen setzen bey der Windmühle die vier Flügel in Bewegung, die man schon in einer weiten Entfernung wahrnimmt. Diese sind zwey lange Fichten oder Tannenbäume, die übers Kreuz durch die Welle gesteckt werden, an welcher sich inwendig das Stirnrad befindet. Durch jeden der vier Flügel sind fast ihrer ganzen Länge nach eine Menge Querlöcher gebohrt, worin Stäbe stecken. Zwischen je zweyen dieser Stäbe werden die so genannten Thüren mit hölzernen Nägeln oder Pflocken so befestiget, daß sie heraus zu nehmen sind. Diese Thüren werden von leichten Schindeln zusammen gesetzt.

Schon ein mäßiger Wind ist im Stande, indem er auf die Thüren drückt, die Mühle in Gang zu bringen; wehet der Wind heftig, und würde die Mühle zu rasch gehen, so nimmt der Müller einen Theil der Thüren heraus. Dasselbe thut er, wenn Stürme bevorstehen, worauf ein Müller genau Acht haben muß. Hat er nicht

Vorsicht getroffen, so läuft er Gefahr, sie vom Sturmwinde zerschmettert zu sehn.

Die Windmühle ist so eingerichtet, daß der Müller jedem Winde, von welcher Seite er wehen mag, ihre Flügel entgegen wenden kann. Sie steht gewöhnlich auf einem Pfahl, auf welchem die ganze Mühle rings um gedreht werden kann. Dieses Herumdrehen erfordert viel Kraft. Die meisten Windmühlen dienen zum Mehlmahlen; es gibt aber auch Ölmühlen, die vom Winde getrieben werden.

Der Wagner.

Der Wagner verfertigt das nützlichste Geräthe, den Plug, alle Acker- und Feldbau-Geräthe, alle hölzernen Theile der Wagen und Kutschen, und ist eben dadurch ein sehr nützlicher Handwerker.

Wer schafft über Berg und Thal
Kaufmannsgüter ohne Zahl?
Glatte Achsen, schnelle Räder
Machen Centnerlast zur Feder.
Seht des Ackers Segen dort!
Sagt, wie brächten wir ihn fort?
Ohne einen Erntewagen
Müßt man ihn mit Händen tragen.
Es verdient durch seine Kunst
Auch der Wagner unsre Gunst.

Die verschiedenen Theile der Wagen und Feldbau-Geräthe verfertigt der Wagner aus dem Holze der Kisten oder Ulmen, der Eichen, Birken, Weiß- und Rothbuchen. Er hat einen großen Vorrath davon, und läßt es so lange stehen oder liegen, bis es gehörig ausgetrocknet ist, weil sonst die daraus verfertigten Arbeiten leicht verderben oder schwinden würden.

Bei Verfertigung der Räder muß er mit vieler Genauigkeit arbeiten; denn bricht nur eines am Wagen, so ist das ganze Fuhrwerk gehemmt. Zu den Rädern wird das Gestell verfertigt, welches bei einem vierräderigen Lastwagen aus dem Hinter- und Vorderwagen besteht, die durch zwey Wagenbäume mit einander verbunden werden. Die Achsen tragen die ganze Last des Wagens, und müssen daher sehr stark seyn.

Bei den heftigen Erschütterungen würde die Arbeit des Wagners schlecht aushalten, wenn der Schmied nicht die einzelnen Theile des Wagens mit Schrauben, Bändern, Reifen und Ringen verbande. Die Kasten der Kutschen, welche der Wagner auch verfertigt, werden von dem Sattler mit Leder überzogen und inwendig ausgepolstert. Auch der Bildhauer, der Lackierer, der Mahler, der Vergolder u. s. w. arbeiten daran, daß die Kutsche ein geschmackvolles äußeres Ansehen bekomme.

Kyris.

Die Kyris oder Schwertlilie ist eine bekannte Pflanze, die in der Schweiz, in Deutschland und andern Gegenden Europens theils auf trockenem, theils auf feuchtem Boden wild wächst, und der schönen Blume wegen auch häufig und ohne Mühe in Gärten angepflanzt wird. Aus der knolligen Wurzel, die mehrere Jahre in der Erde ausdauert, wachsen glatte, schwertförmige Blätter hervor. Im Monate May und Julius kommt zwischen denselben ein Schaft heraus, an welchem Äste und Blumen wachsen, welche aschgrau, blau oder weiß sind. Die Blumen von der blauen Spielart geben eine gute Mahlerfarbe. Die Wurzel hat frisch einen widrigen Geruch, und einen ekelhaft bitteren, scharfen Geschmack; getrocknet riecht sie veilchenartig und schmeckt

auch milder. Die Alten gebrauchten den davon ausgepressten Saft als ein Mittel gegen die Wassersucht.

Xantippe.

Xantippe war die Gemahlinn des Sokrates, eines sehr berühmten Griechischen Philosophen. Sie war eine sehr zänkische, mürrische und herrschsüchtige Frau, die ihren Gatten das Leben auf alle mögliche Art zu verbittern suchte, und ihn mit ihrer beißenden und schmähsüchtigen Zunge unaufhörlich neckte und quälte. Sokrates, dessen philosophischer Geist keinen Zorn und keine Rache kannte, ertrug die Beleidigungen seines bösen Weibes mit bewunderungswürdiger Gelassenheit und Geduld, wodurch aber die Zanksucht der unverträglichen Frau noch immer zunahm. Wenn sie so im Hause herumpolterte, und Sokrates sie auf keine Weise zur Ruhe bringen konnte, so machte er sich fort, und kam erst wieder zurück, wenn er glaubte, daß sie ausgetobet habe.

Eines Tages, da Xantippe ihr böses Wesen ärger als jemahls trieb, und Sokrates sie auf keine Art zur Besonnenheit bringen konnte, ging er eilig fort, und setzte sich unten neben der Hausthür nachdenkend hin. Das böse Weib ergrimmete, daß er durch die Flucht ihren Mißhandlungen entgehen wollte, sie ergriff den vollen Nachtopf, und goß ihn über ihren sanftmüthigen Mann durch das Fenster hin.

Ein so erniedrigendes Benehmen brachte alle, die es sahen in gerechten Zorn, und sie forderten den Philosophen auf, daß er eine solche Beleidigung nicht ungerächt lassen sollte. Sokrates erwiederte aber gelassen: Ist es ein Wunder, daß es auch regne, wenn es vorher stark gedonnert hat.

Der Philosoph *Xenophon*, der oft Zeuge von *Kantippens* böser Laune war, fragte den *Sokrates*, warum er ein so zänkisches und mürrisches Weib nicht aus dem Hause jage? Damit ich durch Erduldung ihrer Beleidigungen, entgegnete *Sokrates*, mich gewöhne, alles Unangenehme außer Hause und die Mißhandlungen anderer mit gleicher Gelassenheit zu ertragen. Der Name *Kantippe* ist zum Sprichworte geworden, und man nennt oft ein unverträgliches, zänkisches und händelsüchtiges Weib eine *Kantippe*.

Kacca.

Kacca, von einigen auch *Ke*, *Kekia*, *Cha-Ka* genannt, war der Stifter einer heidnischen Secte, welche sich in China, und Japan sehr ausgebreitet hat. Die Chinesen, welche ihn in Gestalt eines Affen verehren, nennen ihn auch *Fo* oder *Foe* mit dem Zunamen *si Tsrn*, d. i. der große Heilige. Er soll 1026 Jahre vor Christus auf die Welt gekommen seyn. Seine Mutter träumte, sagt die fabelhafte Götterlehre der Chinesen und Japaner, sie habe einen weißen Elephanten verschluckt, daher steht der Elephant bey ihnen in sehr großer Achtung. Als er als Kind zur Welt kam, erzählt die Fabel, stand er so gleich auf beyden Füßen fest, ging sieben Schritte vorwärts, und indem er mit der einen Hand gen Himmel, mit der andern auf die Erde zeigte, sprach er: Es ist niemand außer mir weder im Himmel, noch auf der Erde, welcher verdiente angebethet zu werden. Diese Worte halten seine Anhänger für göttlich und niemand setzt einen Zweifel in die Wahrheit derselben.

Er lehrte die Seelenwanderung, daß die Seele des Sterbenden in ein Thier oder in einen Menschen über-

gehe, und er sagte von sich selbst, daß er diese Seelenwanderung 80,000 Mal erduldet habe. Er befahl die Beobachtung von fünf Gesetzen. Das erste derselben verbiethet, irgend ein lebendes Wesen, von welcher Art es immer seyn möge, zu tödten; das zweyte, sich das Eigenthum eines andern zuzueignen; das dritte, sich durch Unreinlichkeit zu beflecken, das vierte, zu lügen; das fünfte, Wein zu trinken. Kacca empfahl auch dem Volke, Werke der Barmherzigkeit zu üben. Wer meinen Lehren entgegen handelt, sagte er, dessen Seele wird nach dem Tode den grausamsten Qualen und ekelhaftesten Verwandlungen unterworfen seyn. Er wird wieder unter der Gestalt eines Hundes, einer Ratte, einer Schlange, eines Pferdes, eines Maulesels u. s. w. auf die Erde kommen, und immer schmerzhaftere Wanderungen von einem Thiere zum andern auszustehen haben.

Die Priester sind zahlreich, meistens gelb gekleidet, und leben in Gesellschaft in Klöstern oder Tempeln. Sie sind zum Dienste verschiedener Götzen bestimmt, die auf die lächerlichste Art gebildet werden. Der Götze Menschen ist mit der Keule in der einen und mit einem Schlüssel in der andern Hand dargestellt, um die Beschützung des Hauses anzuzeigen. Der Buischin oder Donnergeist wird wie ein Mann mit dem Schnabel und den Krallen eines Adlers, zuweilen von Pauken umgeben, vorgestellt. Der Wassergott reitet auf einem Fische, und so haben sie eine sehr große Menge Ober- und Untergötter in ihren Tempeln.

Der Igel.

Der Igel ist in allen Gegenden Europens zu Hause, und an den Stacheln, mit denen er dicht besetzt ist, sehr

kennbar. Diese Stacheln, welche den ganzen obern Theil des Körpers bedecken, und aus dem Fette hervorkommen, sind oben und unten spitzig, weiß, braun oder schwärzlich gesprengt. Sein Kopf gleicht jenem des Hundes. Die rothgelben Beine enden sich in schwarze Füße. Ein heischeses Quäcken ist seine Stimme. Er wird acht bis zehn Jahre alt.

Der Igel ist ein furchtsames und verzagtes Thier. Beym allergeringsten Geräusch zieht er sich in eine Kugel zusammen, und erwartet in diesem Zustande, ob seine Furcht gegründet oder nicht gegründet war. Alle Gegenstände, die ihm aufstoßen, beriecht er wie ein Hund; auch verbreitet er, gerade wie der Hund einen Geruch, und aus Mund und Nase läuft ihm beständig helles Wasser. Er ist im Grunde ein dummes Thier, doch kann er munter seyn. Zuweilen spielt eine ganze Gesellschaft von Igeln im abgefallenen Laube, sie jagen, necken, verstecken sich unter einander. Wenn der Igel Wein trinkt, so wird er berauscht, und macht äußerst komische Geberden und Sprünge.

Die Igel haben im Sommer ihren Aufenthalt, wenn sie in Laubhölzern sind, an der Wurzel aufgehöhlter Bäume oder auch unter Büschen; in Gärten wohnen sie unter Hecken, in Löchern der Gartenmauern oder auch in zusammen geharkten Mist- und Laubhaufen. Auch in den Saaten halten sich die Igel gern auf. Finden sie nicht schon eine Höhle, die ihnen zum Lager tauglich ist, so graben sie sich mittelst ihres Rüssels und ihrer Klauen eine, und tragen altes Stroh, Laub und Gras zusammen, um ihr Lager weich zu machen. Für den Winter gräbt sich jede Igelfamilie unter Baumwurzeln, dichten Gesträuchen, auch wohl unter Gartenmauern eine geräumige Höhle. In diese wird während des



Xyris



Ygel



Xantippe.



Ynka



Xaha.



Yacht.



Herbstes eine große Menge Moos, Heu, Laub und Stroh zusammen getragen. Beym Eintritte des ersten Frostes verscharren sich die Igel in dasselbe, nehmen nun eine gekrümmte Stellung an, und bringen so den Winter in einer schlafähnlichen Betäubung hin, bis die warme Frühlingssonne sie aus derselben wieder erweckt. Sie zehren dann von dem Fette, das sie im Herbstes gesammelt haben. Durch diesen Winterschlaf hat der Schöpfer für die Igel sehr wohlthätig gesorgt, weil es ihnen im Winter bey Schnee sehr leicht an Nahrung gebrechen würde.

Nur wenn es recht stille ist, am liebsten aber bey der Nacht schleicht der Igel seiner Beute nach. Da be-
gibt er sich aus seiner Höhle aufs Feld, wo er Maulwürfe, Fledermäuse, Frösche, Kröten, Käfer u. dgl. fängt. Auch abgefallenes Obst, Getreide, Wurzeln, gelbe Rüben und alle Arten von Insecten und Würmern, die er bekommen kann, frisst er. Man erzählt von dem Igel, daß er in Weingärten die Trauben abreißt, die Beeren davon abpflückt und herumstreuet, und sich dann so lange auf ihnen herumwälzt, bis seine Stacheln voll Beeren hangen. So beladen eilt er in seine Wohnung und schüttelt seine Ladung ab.

Das Weibchen wirft vier bis sechs Junge. Die Mutter legt sie auf Laub- und Mooshaufen in Gärten, oder unter Säune und dichte Gesträuche. Das Lager füttert sie vorher mit dünnem, zartgebissenem Grase aus, damit sie sanft und weich liegen. Sie läßt sie vier Wochen säugen, und trägt ihnen manchen guten Bissen, als Schnecken, Regenwürmer, Trauben, Obst u. dgl. zu. So ärtlich die Igelinn für ihre Jungen in der Freyheit sorgt, eben so wild wird sie, wenn man sie mit denselben gefangen nimmt; sie zerreißt und tödtet die

Jungen, statt sie zu säugen. Sie fängt sich hernach eher in die Gefangenschaft.

Man kann die Igel als Hausthiere halten, und mit Milch und Brot füttern. Sie vergelten diese Wohlthat damit, daß sie fleißig die Mäuse wegfangen. In Scheuern, Kornböden und Kellern läßt man ihnen freyen Lauf, und stellt ihnen bloß Wasser zur Löschung des Durstes hin. Im Hause selbst würde zwar ein Igel die Stelle einer Katze recht gut vertreten. Aber seine Unreinlichkeit, sein widerlicher Geruch und das die nächtliche Ruhe störende Geräusch seines Ganges, empfehlen ihn nicht besonders zu diesem Gebrauche. Die Kalmücken halten sie gewöhnlich als Hausthiere. Der Igel ist nicht schwer zu fangen. Man darf nur in Gegenden, wo sie sich aufhalten, in der Abenddämmerung, wenn man ihr Geräusch hört, mit dem Stocke an die Hecke schlagen. Der erschrockene Igel ballt sich nun kugelförmig zusammen, so, daß man ihn leicht nehmen, und in einem Schnupftuche nach Hause tragen kann. Da er sich nun aber eher zerreißen ließe, als daß er sich ausstreckete, so darf man ihn nur mit Wasser begießen, um ihn dazu zu zwingen.

Der Igel hat auch seine Feinde im Thierreiche, die ihm das Leben verbittern, oder wohl gar nehmen. Eine Art gelber Flöhe wohnt auf ihm, und plagt ihn sehr. Der Holzbock, (eine Art Käfer), saugt sich an ihm an, und verursacht ihm Schmerzen, so wie er auch an einer Bandwürmer-Art viel zu leiden hat. Der listige Fuchs weiß sein Winterlager auszuwittern, und verzehrt ihn mit gutem Appetite. Zieht sich auch der Igel bey dessen Angriff kugelförmig zusammen, daß er ihn wegen der Stacheln nicht fressen kann, so hat der schlaue Fuchs gleich ein Mittel bey der Hand. Er bespritzt ihn mit

seinem stinkenden Harn, worauf sich der Igel so gleich ausstrecken, und seine schwache Seite bloß geben muß.

Der Igel gehört allerdings zu den nützlichen Thieren. Sein Fleisch kann man essen. Im Herbst ist er sehr fett, und vorzüglich dann, wenn er sich mit Obst genährt hat, ist sein Fleisch wohlschmeckend. Das unter der Haut liegende Fett ist ein gutes, erweichendes Arzneymittel, und für Menschen und Thiere brauchbar. Den größten Dienst erweist er uns dadurch, daß er die Feldmäuse, Maulwürfe, Kröten, Käfer, Schnecken und anderes schädliches Ungeziefer wegfängt.

Der Inka.

Der Inka (Inka) war zur Zeit, als Amerika entdeckt wurde, die höchste obrigkeitliche Person in Peru. Jeder von dessen Stamme wurde eben so genannt. Sie trugen Kronen mit den schönsten Papagenfedern geziert, und schmückten sich mit Gold, Korallen und Edelsteinen. Überall zeigten sie viele Pracht und Herrlichkeit. Die alten Einwohner von Peru, über welche sie herrschten, waren ein gutmüthiges Volk, welches seinem Fürstenstamme mit aller Liebe und Treue ergeben war. So gutgesinnt sie gegen ihres Gleichen waren, eben so sanft behandelten sie ihre Hausthiere, und besonders ihr Lama, das einzige Lastthier, welches sie hatten. Im sechzehnten Jahrhunderte landeten die Spanier unter Anführung des grausamen Pizarro in dem schönen Peru, welches die Inka schon mehrere Jahrhunderte hindurch beherrscht hatten. Zum Unglück des Landes führten eben zwey Brüder aus dem Geschlechte der Inka Krieg mit einander, und da war es den Spaniern leicht, das Land zu erobern und die Herrschaft der Inka zu zernichten. Die Peruaner waren damahls ziemlich gebildet;

als aber die Spanier Herren des Landes waren, wurden sie sehr gedrückt, und einzelne Stämme flüchteten sich in die Gebirge, wo sie noch jetzt unabhängig von ihren Unterdrückern leben.

Die Yacht.

Die Yacht, (Sacht, das Sacht schiff), ist ein kleines, sehr schnell segelndes Fahrzeug mit einem Berdecke, Gabelmaste und Segel, welches nicht tief im Wasser geht, gut steuert, und daher zu kurzen und geschwinden Reisen auf dem Meere sehr tauglich ist. Wie man zu Lande eilfertige Nachrichten von Wichtigkeit durch Couriere (Eilbothen zu Pferde), befördert, so benützt man auf der See die Sacht en zur schleunigen Überbringung wichtiger Brieffschaften, und in letzterer Angelegenheit erhält sie auch den Namen Courier-Yacht.

Das Zebra.

Das Zebra ist unstreitig eines der schönsten Säugthiere. Die regelmäßig am Kopfe und Leibe herabwärts laufenden braunen Streifen auf blaßgelblich weißem Grunde geben ihm ein ungemein zierliches Ansehen. Die Beine und Schenkel sind kreuzweis auf die nämliche Art gezeichnet, wie der übrige Körper gestreift ist. Es gleicht in der Gestalt viel dem Pferde; Kopf und Schwanz hat es von dem Esel, und eben so die langen Ohren. Das Vaterland des Zebra ist das südliche Afrika. Hier sieht man ganze Herden wild herumziehen.

Das Zebra frisst Gras wie das Pferd, und wiehert auch wie dasselbe. Es ist äußerst schnell im Laufen, und eben deswegen kann man es so schwer fangen. Sehr selten wird ein Zebra zu uns gebracht. Einst, es war



als aber die Spanier Herren des Landes waren, wurden sie sehr gedrückt, und einzelne Stämme flüchteten sich in die Gebirge, wo sie noch jetzt unabhängig von ihren Unterdrückern leben.

Die Yacht.

Die Yacht, (Yacht, das Yachtschiff), ist ein kleines, sehr schnell segelndes Fahrzeug mit einem Verdecke, Gabelmaste und Segel, welches nicht tief im Wasser geht, gut steuert, und daher zu kurzen und geschwinden Reisen auf dem Meere sehr tauglich ist. Wie man zu Lande eilfertige Nachrichten von Wichtigkeit durch Couriere (Eilbothen zu Pferde), befördert, so benützt man auf der See die Yachten zur schleunigen Überbringung wichtiger Brieffschaften, und in letzterer Angelegenheit erhält sie auch den Namen Courier-Yacht.

Das Zebra.

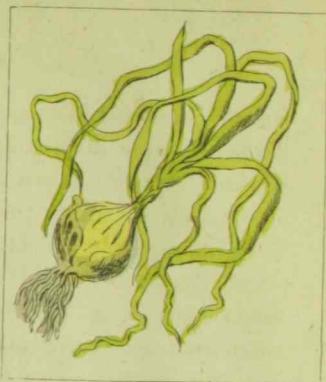
Das Zebra ist unstreitig eines der schönsten Säugthiere. Die regelmäßig am Kopfe und Leibe herabwärts laufenden braunen Streifen auf blaßgelblich weißem Grunde geben ihm ein ungemein zierliches Ansehen. Die Beine und Schenkel sind kreuzweis auf die nämliche Art gezeichnet, wie der übrige Körper gestreift ist. Es gleicht in der Gestalt viel dem Pferde; Kopf und Schwanz hat es von dem Esel, und eben so die langen Ohren. Das Vaterland des Zebra ist das südliche Afrika. Hier sieht man ganze Herden wild herumziehen.

Das Zebra frißt Gras wie das Pferd, und wiehert auch wie dasselbe. Es ist äußerst schnell im Laufen, und eben deswegen kann man es so schwer fangen. Sehr selten wird ein Zebra zu uns gebracht. Einst, es war





Zebra.



Zwiebel.



Zigeuner.



Zwerg.



Zimmermann.



Zinngießer.

in den Jahren 1784 bis 1790, befand sich eines in der Menagerie zu Schönbrunn. Es wird immer wegen der Seltenheit sehr theuer bezahlt. Der große Mogul, als er noch im Besitze seines Reiches war, gab für ein Zebra 3900 Stück Kaiser-Ducaten. Einst machte die Ost-Indische Gesellschaft dem Kaiser von Japan ein Geschenk mit einem Paar dieser Thiere, und er ließ denselben 160,000 Thaler entgegen auszahlen.

So viel Mühe man sich auch gab, ein Zebra zahm zu machen, so ist es doch bis jetzt noch nie ganz gelungen. In Portugall hat man aber doch die vier Zebra, die der König zum Geschenke erhalten hatte, so weit gebändiget, daß sie sich vor seinen Wagen spannen ließen. Auch in Versailles wurde einmahl eines zum Reiten abgerichtet. Man mußte aber die äußerste Vorsicht anwenden, weil es sehr hartmülig war. Kam man ihm nur von Ferne an die Ohren, so schlug es aus, und war überhaupt so stätig, als das böseartigste Pferd. Vom Nutzen des Zebra läßt sich wenig sagen. Könnte man es so weit zähmen, daß es sich als Zug- und Lastthier gebrauchen ließe, so würde es große Vortheile gewähren. In Afrika ist man sein Fleisch. Das Fell wird theuer bezahlt, und ist in Europa bey den Kürschnern unter den Nahmen Seepferdell bekannt.

Die Zwiebel.

Die Zwiebel, welcher so nützlich in der Küche als Würze verwendet wird, ist eine runde Wurzel, die aus über einander liegenden, mehr oder weniger von einander abgeforderten Blättern oder Schuppen besteht. Unter der Wurzel befindet sich ein Büschel Fasern, und über denselben ein nackter, von unten bis gegen die Mitte hin dick aufgeblasener Schaft, der hohl ist. Die Blätter

sind kürzer als der Stängel, hohl und walzenförmig. An der Spitze des Schaftes kommt ein großer, fast kuglrunder Blüthenkopf zum Vorschein, welchen Anfangs eine dünne häutige Schale umgibt, die hernach zerplatzt, und die Blüthen hervor wachsen läßt.

Man hat verschiedene Gattungen von Zwiebeln, die sich durch Farbe, Gestalt und Größe von einander unterscheiden. Die größten und schönsten Zwiebeln, deren Geschmack zugleich viel feiner ist, zieht man im Morgenlande. Bei uns werden sie nicht nur in Gärten, sondern auch, besonders in Ungarn, auf Feldern in Großen gezogen. Der Bau derselben kostet wenig Mühe. Im März oder zu Anfang des Aprils säet man den Samen auf ein gut gedüngtes und bearbeitetes Land. Nach vier bis sechs Wochen gehen die Pflänzchen auf. Man sorgt nun von Zeit zu Zeit dafür, daß das Unkraut nicht aufkomme, zieht sie da, wo sie zu dick stehen, aus, und nimmt sie im August, wenn die Stängel welken, aus, trocknet sie an der Luft oder im Rauche, und hebt sie zum längeren Verbräuche an einem trockenen Orte auf.

Die Morgenländer und Spanier essen viel Zwiebeln als tägliche Kost. Wir brauchen sie häufig als Gewürz in Speisen, als Gemüse, in Würsten. In manchen Gegenden Deutschlands essen sie die Landleute in Menge im Winter mit Salz oder mit Butterbrot. Im Sommer vertreten die Blätter und zarten Stängel die Stelle der Wurzel, sie haben einen so starken und scharfen Saft, daß die Augen bey dem Zerschneiden derselben thranen. Frisch auf die Haut gelegt, bringen die Zwiebeln eine merkliche Röthe hervor. Der frische Saft in die Ohren getröpfelt, heilt die Taubheit; innerlich genommen setzt er das Blut in Bewegung, treibt den Harn, und hindert den Scorbut. In Asche gebraten und als Breyum-

schlag aufgelegt, befördert die Zwiebel die Eiterung hartnäckiger Geschwüre. Die gekochte Zwiebel hat einen wilden Geschmack, aber sie erregt Blähungen und eine widrige Ausdünstung bey dem, der sie genossen hat.

Der Zigeuner.

Die Zigeuner scheinen vor sehr langer Zeit aus Hindostan ausgewandert zu seyn, und führen eine herumziehende, ungezwungene Lebensart. Sie sind sehr roh, unwissend und ungebildet. In Ungarn und Siebenbürgen, in den angränzenden Ländern, auch in Spanien trifft man sie familienweise ohne stäte Wohnsitze an. Man hat sich schon durch lange Zeit Mühe gegeben, sie an Ackerbau und Gewerbe zu gewöhnen, aber nur bey wenigen ist es in Ungarn und Siebenbürgen gelungen. Diese, welche nur an den äußersten Enden der Dörfer wohnen, nennt man Neubauer, und sie sind gesitteter als die herumziehenden.

Auf den ersten Anblick kennt man den Zigeuner. Alle haben eine olivenfarbige Haut, rothe Lippen, weiße Zähne, schwarze, funkelnde Augen, und einen schlanken Wuchs. Sie haben eine eisenfeste Gesundheit, die aller Bitterung troht, und sind von Jugend auf an alles Ungemach gewohnt. Ihre Kleidung sind Lumpen, welche so lange getragen werden, als sie zusammen halten. Die Kinder gehen nackt. Von den ersten Lebenstagen zieht das Kind auf dem Rücken der Mutter im Schnappsacke in Wind und Wetter mit, die größeren laufen barfuß über Eis und Schnee an der Seite der Mutter, und so werden sie unter Ungemach, Blöße und Elend hart erzogen, und erhalten einen Körper, dem nichts mehr schadet, und der von keiner Krankheit etwas weiß. Der Zigeuner-Knabe liegt am heißesten

Sonnenstrahle im Sommer, im Winter in der Hütte am Feuer von Qualm und Rauch umgeben. Damit er schön glänze, reibt ihn die Mutter mit einer beizenden Farbe ein.

Die Kost der Zigeuner ist gar nicht lecker. Brot und Mehl betteln sie, worin es die Zigeunerinn zur Fertigkeit gebracht hat. Fehlt Brot und haben sie Mehl, so backen sie sich flache Kuchen in der Asche. An Fleisch essen sie alles, was andere Leute wegwerfen, und meistens nur halb gekocht. Das Fleisch eines Thieres, das an einer Krankheit fällt, ist viel besser, als das von Menschen geschlachtete, und mithin sind verreckte Kühe, Ochsen, Schafe, Schweine u. s. w. ein wahrer Leckerbissen für sie. Wo bey einer Feuersbrunst viel Vieh umgekommen ist, da gibt es bey den Zigeunern Festtage. Bey seiner Mahlzeit kennt er weder Gabel, noch Teller, aber Löffel und Messer. Er ist so lange, als er etwas zu nagen hat, und hungert, wenn nichts da ist, oder er sucht irgend wo eine Gans, ein Huhn, ein Lamm zu stehlen. Für Braantwein gibt er den letzten Kreuzer hin, und Tabak ist ihm über alles. Die Pfeife hat Mann, Weib und Kind immer im Munde, der Tabak wird auch gekaut und verschluckt, und ein vom Tabaks-saft durchdrungenes und mürbe gewordenes Pfeifenrohr wird als Leckerbissen verspeiset. Kann der Zigeuner ein Kleid stehlen, so prunkt er damit. Er bildet sich viel darauf ein, wenn er auch weder Strümpfe noch Schuhe an den Füßen, und keinen Hut auf dem Kopf hat. Rothe Kleidungsstücke mit gelben Schnüren und Knöpfen besetzt, zieht er allen andern vor, und sucht sie einzuhandeln, oder zu stehlen. Eben so gefallen ihm gelbe Esismen, wofür er all sein Geld hingibt, wenn auch seine Weinkleider kaum die Blöße bedecken.

Wenn zwey Zigeuner in Zanf gerathen, so ziehen sie die Kleider aus, ehe sie sich prügeln.

Der Zigeuner wohnt im Sommer in Zelten, die er in dichten Gesträuchen nahe an Dörfern aufschlägt. Vor dem Zelte ist seine Werkstätte. Da schmiedet er mit sehr armseligen Werkzeugen, mit einem Hammer, Zange und Ambosse, Hufeisen, Nägel, Ringe, Ketten, Beschläge u. dgl. Das Eisen, welches er verarbeitet, ist meistens gestohlene Ware. Kein Wagen in seiner Nähe ist sicher, des Eisens beraubt zu werden. Die verfertigte Ware trägt die Zigeuerinn in die nächsten Dörfer, verhandelt sie um Geld und Eswaaren, und nimmt auch aus den Bauernhäusern mit, was sie heimlich entwenden kann. Die Kinder leisten ihr beym Stehlen hülffreiche Hand. Wahrsagen ist das Hauptgewerbe der Zigeuerinn, und während die Leute in der Stube um sie her versammelt sind, fangen die Kinder eine Gans oder ein Huhn im Hofe weg, welchen gleich der Hals umgedrehet wird, damit ihr Geschrey den Raub nicht verrathe. Eine Zigeuner-Familie bleibt so lange an einem Orte, bis sie verjagt wird, oder so viel gestohlen hat, daß sie fürchtet, entdeckt und tüchtig durchgeprügelt zu werden.

Im Winter wohnen die Zigeuner in verborgenen Höhlen und Erdhütten, wo es ihnen sehr karg geht, wenn nicht in der Gegend herum Vieh crepirt, das ihnen immer monathlang Kost gibt, weil es sich bey der Kälte länger aufbewahren läßt. Sie schmieden, stehlen zwar wie im Sommer, aber beyde Gewerbe gehen nicht gut, weil es ihnen überall an Materialien fehlt. Mit der ersten Frühlingssonne wird die Wanderung angetreten, und fortgesetzt, bis Schnee die Abwege ungangbar macht.

Einige Zigeuner verdienen sich mit Musik den Unter-

halt, andere waschen Gold, flicken Pfannen und Kessel, machen Teller, Löffel, Mulden aus Holz u. s. w. Diese sind meistens angesiedelte Neubauern, die mit andern Leuten zusammen wohnen. Merkwürdig ist es, daß die Zigeuner bey ihrem angeboren und von Jugend auf genährten Hange zum Stehlen äußerst selten gewaltthätigen Raub, Einbruch oder gar Mordthaten verüben. Sie begnügen sich auf listige Art zu entwenden, und da sind es hauptsächlich Dinge, die sie zur Nahrung, Kleidung und als Materialien zu ihren Arbeiten brauchen; und sie stehlen gewöhnlich nur, was auf kurze Zeit für sie nothwendig ist. Der Zigeuner sorgt nur von einem Tage auf den andern.

Der Zwerg.

Manche Menschen bleiben in Verhältniß gegen andere übermäßig klein, obwohl sie von Altern von gewöhnlicher Größe abstammen. Man nennt sie Zwerge. Gewöhnlich sind sie ungestaltet haben große Köpfe, dicke und ausgebogene Beine. Aber man hat auch Zwerge gesehen, bey denen alle Theile des Körpers in einem richtigen Verhältnisse gegen einander waren. Der Zwerg des Königs Stanislaus von Pohlen war nur etwas über zwey Spannen hoch, und ganz gerade gewachsen. Er war aber sehr blöde, und wurde nur 23 Jahre alt. Wenn er im hohen Grase ging, so war er in einem hohen Walde, und verirrte sich so, daß er aus der Wiese nicht heraus fand. Ein Pohlischer Edelmann war mit 22 Jahren noch nicht zwey Spannen lang; er hatte viele Fähigkeiten und lernte mehrere Sprachen. Sein Bruder und seine zwey Schwestern waren nicht viel größer, obwohl die Altern die gewöhnliche Menschenhöhe hatten. Ein armer Bauer in Pohlen

hatte einen eben so kleinen Sohn. Die Gutsfrau nahm sich desselben an, und ließ ihn mit ihren Kindern erziehen. Mit achtzehn Jahren maß er noch nicht zwey Schuhe. Er ging auf Reisen und ließ sich für Geld sehen. Bey seiner Ankunft in Wien behielt ihn der Minister Kaunitz einige Tage verborgen im Hause, und veranstaltete ein großes Mahl, dem auch die große Kaiserinn Maria Theresia beywohnte. Zum Nachtsche wurde unter den Confütüren ein silberner Topf aufgetragen. Als man den Deckel wegnahm, stieg der Zwerg, als Genius niedlich gekleidet heraus, ging über den Tisch zu der Kaiserinn, und überbrachte ihr einen Blumenstrauß. Die Kaiserinn nahm ihn auf ihren Schooß, unterhielt sich mit ihm, und zog von dem kleinsten Finger ihrer vierjährigen Tochter Antonia, nachmahligen Königin von Frankreich einen Ring, und gab ihn dem Zwerge, auf dessen Zeigefinger er eben paßte.

Ehemahls hielten die Großen Zwerge zur Lust, welche Gewohnheit aber seit vielen Jahren aufgehört hat. Kleiner als 16 bis 18 Zolle hat man noch nie einen bejahrten Zwerg gesehen, aber von dieser Größe soll es wirklich einige gegeben haben, die sehr sonderbar müssen ausgesehen haben, weil selbst neugeborne Kinder nicht selten diese Größe haben.

Der Zimmermann.

Der Zimmermann macht das Dach der Häuser, er führt hölzerne Gebäude, Schweinställe, Scheuern, Schoppen, Garten- und Hofwände u. dgl. auf. Wo das Dach nicht mit Schindeln, sondern mit Ziegeln, Schiefer, Kupfer, Zley, oder in Dörfern mit Stroh oder Rohr gedeckt wird, macht der Zimmermann nur das

Holzwerk oder den Dachstuhl. Er arbeitet gewöhnlich aus Eichen-, Tannen- und Fichtenholze. Zu einem Zimmermanne, der eine sehr schwere Arbeit hat, wird viel erfordert. Er soll zu allen Arbeiten seines Handwerkes, die ins Große gehen, einen Riß entwerfen können, und überhaupt in der Baukunst kein Fremdling seyn.

Alles Bauholz wird im Winter im Walde gefällt, und aus dem Groben behauen. Der Zimmermann beschlägt es auf dem Zimmerplatze mit der Art nach der Schnur, daß es viereckig wird, und ebnet es dann mit dem Breitbeile. Soll ein Gebäude aufgeführt werden, so werden alle einzelnen Theile desselben nach dem Riße des Zimmermeisters so zugerichtet, daß sie zu einem Ganzen mit einander verbunden werden können. Das nennt man ein Gebäude anbinden. Nachher wird es gerichtet.

Bey dem innern Anbau des Hauses legt der Zimmermann gewöhnlich noch auch den Fußboden, indem er die Dielen vermittelst des Zapfens und der Nuth an einander fügt. Auch die hölzernen Treppen im Hause sind seine Arbeit. In Städten verfertigt beydes der Tischler.

Auf dem Land bearbeitet der Zimmermann auch hölzerne Röhren zu Wasserleitungen und Brunnen, und versteht sich überhaupt auf das Geschäft des Brunnenmeisters sowohl bey Zieh- als auch bey Pumpbrunnen.

Der Zinngießer.

Der Zinngießer macht aus Zinn fast alle Arbeiten, die der Gold- und Silberarbeiter aus edlen Metallen, der Kupferschmid aus Kupfer und der Klempner aus Eisen- und Messingblech verfertigt. Er ver-

sieht unsere Küchen mit allerley Geschirren; er macht Schüsseln, Teller, Suppenschalen, Salzfüßchen, Löffel, auch Trinkgefäße, Leuchter, Büchsen, Tabakdosen, Schnallen, Gewichte, Dintenfäßchen, Röhren, Knöpfe, bleyerne Soldaten u. a. m. Auch in Apotheken sieht man zinnerne Gefäße, und in den Grüften liegen die Leichname großer Fürsten in zinnernen Särgen.

Ganz reines Zinn wird nicht verarbeitet, sondern es bekommt allzeit einen Zusatz von Bley, Kupfer oder Wismuth. Das beste ist das Englische, dann folgen an Güte das Sächsische und Böhmisches Zinn.

Die Arbeiten des Zinngießers sind hauptsächlich dreyerley: Die Feuerarbeit vor dem Windofen, wo das Schmelzen, Gießen und Löthen geschieht; die Dreharbeit oder das Abdrehen gegossener Arbeiten auf der Drehlade, und das Schaben, wodurch die Gefäße, die er nicht drehen kann, poliert werden. Die meisten Gefäße werden in Formen von Messing, Sandstein, Thon und Gyps gegossen. Zu bauchigte Gefäße gießt er theilweise und löthet die Stücke dann zusammen. Zirkelrunde Stücke werden auf der Drehlade abgedrehet, dann geschlichtet oder mit einem feinen Eisen geglättet, mit dem Polierstein poliert, und mit einem Luche abgerieben. Ovale, eckige und andere Waaren, die aus gegossenen Stücken oder Platten zusammen gesetzt sind, werden mit Hülfe der Schabelklingen und der Poliersteine, wobey das Zinn mit Seifenwasser bestrichen wird, aus freyer Hand poliert.

Zum Polieren braucht der Zinngießer vorzüglich Zinnasche, die er sich selbst bereitet, indem er Zinn und Bley vermischt, und im Schmelzkessel flüssig macht. Während des Schmelzens setzt sich auf der Oberfläche des Metalls ein graues Pulver an, das mit einem durchlöcherten

Schmelzlöffel fleißig abgenommen wird, und dieß gibt die Zinnasche.

Das Schnell = Loth, eine Mischung von Zink, Messing, Zinn und Wismuth dienet dem Zinngießer dazu, die verschiedenen Theile seiner Arbeit, die noch nicht durch den Guß vereiniget sind, zusammen zu löthen. Der Zinngießer beschlägt auch steinerne, gläserne und irdene Krüge, Becher, Flaschen u. dgl.



Im Verlage der Haas'schen Buchhandlung
in Wien, sind folgende empfehlenswerthe Ju-
gendschriften erschienen, und in allen Buchhand-
lungen zu haben:

Chimani, Leop., Der junge Krieger, ein mi-
litärisches Bilder- und Lesebuch für die deutsche Ju-
gend, über Gegenstände und Scenen des Krieges.
Mit 24 schön colorirten Bildern. geb. 8. 1816.

Kenneville, Fran v., Die wohlthätige Fee,
oder: Die sinnreiche Mutter. Ein Geschenk für gute
Kinder, welche die Jugendfehler entweder vermeiden
oder sie ablegen wollen. Aus dem Französischen. Mit
9 schön colorirten Bildern. geb. 8. 1816.

Unger, J. C., Elementar-Bilderbuch für die
Jugend, zum Vergnügen und Unterricht. Worin die
Gegenstände sowohl aus dem gesellschaftlichen Leben,
als auch aus der Natur, deutlich in Erzählungen er-
klärt und in Bildern versinnlicht werden. Mit mehr
als 80 colorirten Bildern. geb. 4. 1811. Druckpapier,
Schreibp.

ABC- und Buchstabier-Tafel, neue. Mit 24
color. Bildchen. Auf Pappe. Klein Folio. 1815.

Splittegarb, K. v., neues Bilder-ABC und
Lesebuch für die Jugend. Mit 25 schön colorirten
Bildern. 7te ganz umgearbeitete, verbesserte und ver-
mehrte Ausgabe. Mit den Anfangsgründen der Re-
chenkunst. 8. 1815. geb.

Nächstens erscheint;

Chimani, Leop., Wilhelms und Lina's
Stunden des Fleißes und der Erholung. Ein Bil-
der- und Lesebüchlein zum Geschenk für gute Kinder,

welche ihre Zeit gut anwenden und einst gebildete Menschen werden wollen. Mit 19 schön colorirten Bildchen. geb. 18. 1816.

Die Kinderwelt, der Keim des künftigen Lebens, oder Gallerie merkwürdiger Kinder und junger Leute, welche sich durch schöne und edle Handlungen, Muth, Güte, Fleiß, Wiß u. s. w. auszeichneten und später berühmte Menschen wurden. Ein Bilder- und Lesebuch zum Geschenk für die Jugend. Mit vielen historischen Bildern. geb. 8. 1816.

Der kleine Köhler im Schwarzwalde. Eine moralische Geschichte für die Jugend. Mit colorirt. Bildern. geb. 8. 1816.

Taschenbuch für gebildete und elegante Gratulanten, von jedem Alter und Stande, zu allen Gelegenheiten.

Auch unter dem Titel:

Der neueste Taschengratulant für Jung und Alt, zu allen Gelegenheiten. Aus den besten deutschen und französischen Dichtern. Mit schöner Wignette und gestoch. Titel. 12. sauber gebunden 1816.





UB WIEN



+AM342696301

